Becker · Friedmann · Schindler

Juden in Treptow

Sie haben geheißen wie ihr heißt



Hg. Kulturbund e.V. Berlin-Treptow

EDITION HENTRICH

Becker · Friedmann · Schindler

Juden in Treptow

Sie haben geheißen wie ihr heißt

Hg. Kulturbund e.V. Berlin-Treptow

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024

EDITION HENTRICH

Der Titel des Buches ist eine Zeile aus dem Gedicht »Diese Toten« von Erich Fried. Die Verwendung erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Bund-Verlags Köln.

Foto auf der Umschlagseite:
Ida Emmerich, geborene Löwenstein, mit ihren Kindern.
V. l. n. r.: Robert Emmerich mit Frau Chana, geb. Einhorn,
Moritz Steinberg mit Frau Hedwig, geb. Emmerich,
Hugo Emmerich mit Frau Mathilde, geb. Oppenheimer,
Helene Emmerich, geb. Koronitzky, mit Ehemann Leo Emmerich,
Berlin 1922

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024

Reihe Deutsche Vergangenheit
»Stätten der Geschichte Berlins«
Band 84

© Herausgegeben vom
Kulturbund e.V. Berlin-Treptow und
der Edition Hentrich, Berlin

Alle Rechte sind vorbehalten

Fotomechanische Wiedergabe nur mit
Genehmigung des Verlages
Edition Hentrich Berlin

Lithos: Jup Industrie- und Presseklischee, Berlin

Buchbinderei Heinz Stein, Berlin

ISBN 3-89468-065-2
1. Auflage 1993

Erich Fried

Diese Toten

Hört auf, sie immer Miriam
und Rachel und Sulamith
und Aron und David zu nennen
in eueren Trauerworten!
Sie haben auch Anna geheißen
und Maria und Margarete
und Helmut und Siegfried:
Sie haben geheißen wie ihr heißt

Ihr sollt sie euch nicht
so anders denken, wenn ihr
von ihrem Andenken redet,
als sähet ihr sie
alle mit schwarzem Kraushaar
und mit gebogenen Nasen:
Sie waren manchmal auch blond
und sie hatten auch blaue Augen

Sie waren wie ihr seid.
Der einzige Unterschied
war der Stern den sie tragen mußten
und was man ihnen angetan hat:
Sie starben wie alle Menschen sterben
wenn man sie tötet
nur sind nicht alle Menschen
in Gaskammern gestorben

Hört auf, aus ihnen
ein fremdes Zeichen zu machen!
Sie waren nicht nur wie ihr
sie waren ein Teil von euch:
wer Menschen tötet
tötet immer seinesgleichen.
Jeder der sie ermordet
tötet sich selbst.

GENERALKONSULAT DES STAATES ISRAEL

קונסוליה כללית של ישראל

Zum Geleit

Nach der Eröffnung des Generalkonsulat am 10. Oktober 1991 in Berlin, war mir klar, daß wir bis dahin vom SED-Regime verbotene Kontakte mit Bürgern der ehemaligen DDR aufnehmen müssen, um die fehlenden Beziehungen zwischen ihnen und dem jüdischen Staat Israel aufzubauen.

Eine kleine Notiz in einer Ostberliner Zeitung hat mich auf die Bemühungen des "Kulturbundes e.V. Berlin-Treptow" aufmerksam gemacht. Darin wurde berichtet, daß dieser Verein das Schicksal der Treptower Juden während der Nazizeit aufspüren und dokumentieren will. Ähnliche Bemühungen waren mir im Westteil der Stadt schon seit längerer Zeit bekannt. Daß diese Initiative in Treptow erst nach der Wende ergriffen worden ist, hat mich nicht gehindert, diese Bemühungen zu unterstützen. Ich suchte im Gegenteil den Kontakt, um dem Kulturbund meine Hilfe anzubieten; insbesondere bei den Recherchen, die mit ehemaligen Treptowern, die heute in Israel leben, zusammenhängen .

In der nun vorliegenden Publikation

"Juden in Treptow
Sie haben geheißen wie ihr heißt"

werden die Ergebnisse der Recherchen zusammengefaßt und damit eine bis lang schmerzvoll empfundene Lücke geschlossen.

Ich hoffe, daß Treptow hier ein Beispiel für ähnliche Bemühungen in östlichen Bezirken Berlins geben wird. Das Schicksal der ehemaligen jüdischen Bürger Berlins betrifft nicht nur die westlichen Stadtbezirke. Die Aufarbeitung der Geschichte muß sich auch auf den Ostteil Berlins erstrecken. Die Unteilbarkeit des wiedervereinten Berlins wird heute als selbstverständlich vorausgesetzt; ebenso selbstverständlich sollte ein gemeinsames Geschichtsbewußtsein angestrebt werden.

Mordechay Lewy

Mehr als eintausend Juden lebten 1933, mit dem Beginn der faschistischen Diktatur, in Berlin-Treptow.
Die Schicksale nur weniger sind bekannt.
Von vielen blieb nicht einmal der Name.
Sie waren Nachbarn, ihre Heimat hieß Deutschland.

Wir bedanken uns bei den ehemaligen Treptower Juden und deren Angehörigen für ihre Bereitschaft, mit uns den Weg der Erinnerung zu gehen, damit dieses Buch möglich wurde.

Berlin, im Frühjahr 1993

Monika Becker
Ronald Friedmann
Anja Schindler

Inhaltsverzeichnis

Zum Geleit 2

Gedenkliste für die von den Nationalsozialisten ermordeten oder in den Tod getriebenen Treptower Juden 10

Juden in Treptow – ein Überblick 14
Von Ronald Friedmann

Die Synagogengemeinde zu Coepenick 28
Von Anja Schindler

Prominente Juden in Treptow 35
Von Ronald Friedmann

Ein deutscher Beamter 41
Samuel Kanin, Adlershof, Helbigstraße 8a
Von Monika Becker

Ein Rundfunkpionier in Baumschulenweg 43
Leiser Leib Scharf, Baumschulenstraße 73, und seine Familie
Bearbeitet von Ronald Friedmann

Die Villa 49
Familie Lehmann, Niederschöneweide, Hasselwerderstraße 22
Von Anja Schindler

»Der Antragsteller wünscht einen nationalen, dem deutschen Sinne entsprechenden Namen zu führen« 56
Otto Ludwig Steven (Salomon), Treptow, Lohmühlenstraße 55–57
Von Monika Becker

Ein guter Freund von Sigmund Freud 58
Dr. Ernst Simmel, Baumschulenweg, Scheiblerstraße 6
Von Ronald Friedmann

Spuren I 61
Von Monika Becker

Ein Wohnidyll am Treptower Park 64
Familie Stensch, Treptow, Am Treptower Park 54
Von Anja Schindler

Erinnerungen 69
Ronald Stent, Treptow, Am Treptower Park 54
Aufgeschrieben von Anja Schindler

»Ein guter Verwaltungsbeamter und aufrechter Sozialdemokrat« 75
Dr. Richard Roeder, Stadtarzt von Treptow
Von Ronald Friedmann

Eine Frau für Treptow 78
Fanny Zobel, Treptow, Am Treptower Park 44
Von Anja Schindler

»Ein polnischer Jude in Bohnsdorf« 85
Jankiel Najmann, Bohnsdorf, Eichbuschstraße 41
Von Monika Becker

Kein Platz im Flugzeug 89
Arthur und Edith Tichauer, Treptow, Am Treptower Park 23/24
Von Ronald Friedmann

»Es hatte keiner erwartet, daß es ein so böses Ende nimmt.« 93
Max und Rosa Alkus, Niederschöneweide, Berliner Straße 110
Von Ronald Friedmann

Mein geliebtes Treptow 95
Familie Emmerich, Treptow, Defreggerstraße 10
Von Anja Schindler

»Die Gruppe war meine zweite Familie« 101
Kurt Salinger, Treptow, Am Treptower Park 18
Von Monika Becker

Spuren II 108
Von Ronald Friedmann

Die Deutschen Christen in Johannisthal 111
Von Anja Schindler

Eine andere Form der Vernichtung 116
Dr. Leo Krebs, Treptow, Am Treptower Park 54
Von Ronald Friedmann

Duwdiwani 119
Helma und Jecheskiel David Kirschenbaum, Adlershof
Von Anja Schindler

»Mit Haß kann man nicht leben« 123
Eva Mills, geborene Najmann, Bohnsdorf, Eichbuschstraße 41
Von Monika Becker

Spuren III 126
Von Ronald Friedmann

Eine Treptower Familie 129
Heinrich und Henriette Samter, Treptow, Plesserstraße 10
Von Anja Schindler

Ein Patriot 133
Kurt Lewin, Baumschulenweg, Neue Krugallee 72
Von Anja Schindler

»Ich suchte meinen Mann und kam mitten in den Pogrom« 138
Erinnerungen an die »Reichskristallnacht« am 11. November 1938
in Berlin-Adlershof
Aufgeschrieben von Monika Becker

Spuren IV 141
Von Anja Schindler

»Die Menschen sind so, wie die Umstände sind« 144
Familie A., Adlershof
Von Monika Becker

Die »Fabrik-Aktion« bei der Schering A. G. Adlershof 149
Von Anja Schindler

Die Geschichte einer Flucht 155
Joachim Marcuse, Treptow, Plesserstraße 10
Von Monika Becker

Spuren V 161
Von Anja Schindler

»Nicht das Schicksal anklagen, sondern kämpfen!« 164
Shlomo Drori (Günter Krebs), Treptow, Am Treptower Park 54
Bearbeitet von Ronald Friedmann

Von Hitler verfolgt, von Stalin ermordet 170
Familie Wolf, Niederschöneweide, Berliner Straße 129
Von Anja Schindler

Ein Krebsforscher von internationalem Rang 177
Paul Talalay, Treptow, Leiblstraße 4
Von Ronald Friedmann

Es blieb nur eine Akte 179
Familie Neuthal, Baumschulenweg, Scheiblerstraße 19
Von Anja Schindler

Spuren VI 182
Von Anja Schindler

Freitod statt Deportation 187
Käte Mugdan, Baumschulenweg, Güldenhofer Ufer 10
Eingeleitet von Ronald Friedmann

Die »Gerechten« von Treptow 190
Von Monika Becker

Die Urnengräber auf den Friedhöfen Baumschulenweg und Altglienicke 195
Von Monika Becker

Überlebt in Nazi-Deutschland 198
Helene und Bruno Gerson, Niederschöneweide, Moosstraße 47h
Von Anja Schindler

Danksagung 206

Fotonachweis 207

Gedenkliste*

für die von den Nationalsozialisten ermordeten oder in den Tod getriebenen Treptower Juden[1]

Alkus, Max	28.07.1882	Niederschöneweide	Berliner Straße[2] 110	unbekannt	Auschwitz
Alkus, Rosa	09.06.1877	Niederschöneweide	Berliner Straße 110	unbekannt	Reval
Allenstein, Bertha	10.06.1872	Baumschulenweg	Ernstraße 3	unbekannt	Trawniki
Anschel; geb. Petrowski, Hulda	20.04.1893	Johannisthal	Trützschlerstraße 2	unbekannt	Auschwitz
Anschel, Max	18.11.1888	Johannisthal	Trützschlerstraße 2	unbekannt	Auschwitz
Anschel, Werner	12.09.1928	Johannisthal	Trützschlerstraße 2	unbekannt	Auschwitz
Archenhold; geb. Markus, Alice	27.08.1874	Treptow	Köpenicker Landstr. 49	09.02.1943	Theresienstadt
Archenhold, Hilde	12.04.1900	Treptow	Köpenicker Landstr. 49	00.03.1944	Theresienstadt
Ascher, Walter	07.11.1903	Adlershof	Handjerystraße 1	unbekannt	Auschwitz
Auerbach, Dora	16.11.1891	Treptow	Elsenstraße 5–6	unbekannt	Auschwitz
Baerwald; geb. Grünberg, Margarethe	23.03.1871	Adlershof	Bismarckstr. 6	unbekannt	Theresienstadt
Baerwald, Wilhelm	23.03.1867	Adlershof	Bismarckstraße 6	00.05.1943	Theresienstadt
Baude, Max	10.03.1861	Treptow	Graetzstraße 65	unbekannt	Theresienstadt
Baum, Jenny	19.08.1874	Altglienicke	Hasencleverstraße 6	29.08.1943	Theresienstadt
Beermann, Elise	11.08.1876	Johannisthal	Trützschlerstraße 22	unbekannt	Riga
Beermann, Rosa	09.07.1873	Johannisthal	Trützschlerstraße 22	unbekannt	Riga
Behrendson; geb. Kirstein, Emma	21.04.1866	Adlershof	Kaiser-Wilhelm-Straße 9	00.04.1943	Theresienstadt
Bernhard; geb. Gerechter, Edith	02.06.1901	Johannisthal	Kaiser-Wilhelm-Straße 23	für tot erkl.	Auschwitz
Bernhard, Ilse	04.04.1931	Johannisthal	Kaiser-Wilhelm-Straße 23	für tot erkl.	Auschwitz
Bernhard, Max	27.03.1899	Johannisthal	Kaiser-Wilhelm-Straße 23	unbekannt	Auschwitz
Bernheim; geb. Katzenstein, Rosalie	15.07.1872	Baumschulenweg	Güldenhofer Ufer 10	unbekannt	Minsk
Blau, Josef	04.04.1869	Treptow	Am Treptower Park 21–22	unbekannt	Minsk
Bluhm, Johanna	02.08.1878	Johannisthal	Am Grünen Anger 11	unbekannt	Riga
Blumberg; geb. Hos, Elise	06.11.1876	Johannisthal	Trützschlerstraße 5	unbekannt	Riga
Blumenfeld, Hugo	06.11.1873	Treptow	Moosdorfstraße 10	unbekannt	Minsk
Blumenthal, Bernhard	27.11.1875	Johannisthal	Waiblinger Weg 12	unbekannt	Riga
Boehm, Berthold	23.07.1873	Treptow	Elsenstraße 27–28	unbekannt	Minsk
Borchardt, Karl	30.03.1879	Treptow	Elsenstraße 109	unbekannt	Auschwitz
Boxer; geb. Swimer, Ruchel-Rosa	15.08.1880	Adlershof	Metzerstraße 4	unbekannt	Auschwitz
Bruck; geb. Wittenberg, Selma	18.06.1878	Adlershof	Handjerystraße 17	unbekannt	Auschwitz
Burg, Martin	09.05.1895	Niederschöneweide	Berliner Straße 119	unbekannt	Litzmannstadt
Burg; geb. Brünn, Regina	15.03.1871	Niederschöneweide	Berliner Straße 119	unbekannt	Minsk
Danziger, Julius	20.12.1884	Adlershof	Abtstraße 1	unbekannt	Riga
Eckstein, Georg	02.09.1898	Johannisthal	Ecksteinweg 8	unbekannt	Auschwitz
Ehrlich, Adolf	03.06.1870	Adlershof	Bismarckstraße 23	unbekannt	Theresienstadt
Ehrlich; geb. Hentschel, Anna	04.12.1874	Adlershof	Bismarckstraße 23	unbekannt	Theresienstadt
Elias; geb. Rosenbaum, Betty	17.10.1881	Bohnsdorf	Paradiesstraße 6	unbekannt	Auschwitz
Eichner, Hermine	22.09.1874	Altglienicke	Kolonie Lunapark 13	unbekannt	Auschwitz
Emmerich; geb. Einhorn, Chana	24.03.1888	Treptow	Defreggerstraße 10	unbekannt	Auschwitz
Emmerich, Robert	14.09.1878	Treptow	Defreggerstraße 10	unbekannt	Auschwitz
Feibusch, Sigismund	19.09.1883	Treptow	Graetzstraße 5	unbekannt	Auschwitz
Fichtmann; geb. Fuchs, Clara	06.04.1877	Adlershof	Kolonie A. d. Wiesen 237/8	unbekannt	Auschwitz

* Die Positionen der Gedenkliste beinhalten: Name, Geburtsname (soweit bekannt), Vorname, Geburtsdatum, Wohnort und Straße in Berlin-Treptow, Todesdatum, Todesort.

Fichtmann, Leo	16.08.1873	Adlershof	Kolonie A. d. Wiesen 237/8	28.05.1942	Sachsenhausen
Fraenkel; geb. Krisch, Minna	28.03.1878	Treptow	Elsenstraße 109	unbekannt	Litzmannstadt
Freund, Max Moritz	16.04.1862	Niederschöneweide	Fennstraße 15	25.09.1942	Theresienstadt
Friedmann, Ludwig	02.11.1884	Niederschöneweide	Berliner Straße 97–98	02.04.1943	Bln.-Wuhlheide
Gembitz, Auguste	13.10.1876	Treptow	Plesserstraße 5	unbekannt	Litzmannstadt
Gerson, Erich	26.03.1921	Treptow	Graetzstraße 39a	unbekannt	Auschwitz
Ginsberg, Leon	15.12.1899	Johannisthal	Kolonie Kaiserstraße 3	für tot erkl.	unbekannt
Glaser; geb. Glaser, Frieda	02.01.1893	Niederschöneweide	Köllnische Straße 68	für tot erkl.	Auschwitz
Glückstadt, Hermann	27.02.1888	Treptow	Bouchéstraße 10	unbekannt	Osten
Göttlich, Esthera	27.04.1901	Niederschöneweide	Britzer Straße 45	unbekannt	Auschwitz
Goetz; geb. Koppe, Hedwig	16.03.1891	Treptow	Moosdorfstraße 2	07.12.1944	Stutthof
Goldberg, Josef	18.10.1891	Treptow	Graetzstraße 42–43	unbekannt	Minsk
Goldmann, Heinz	05.08.1916	Baumschulenweg	Straße 49, Nr. 8	unbekannt	Auschwitz
Gottfeld, Selma	15.02.1881	Treptow	Rethelstraße 6	unbekannt	Riga
Gottschalk, Gerhard	11.06.1923	Johannisthal	Am Grünen Anger 37	unbekannt	Auschwitz
Goldschmidt, Martha	20.12.1900	Johannisthal	Trützschlerstraße 25	unbekannt	Majdanek
Graetz, Arnold	13.02.1898	Treptow	Puderstraße 22	08.05.1943	Auschwitz
Graetz, Jenny	11.04.1894	Treptow	Puderstraße 22	unbekannt	Auschwitz
Gruenfeld; geb. Herrmanns, Betty	10.10.1888	Treptow	Plesserstraße 1	unbekannt	Auschwitz
Gruenfeld, Oskar	25.08.1886	Treptow	Plesserstraße 1	unbekannt	Auschwitz
Hahn; geb. Kaiser, Hedwig	12.03.1854	Treptow	Elsenstraße 5–6	00.01.1944	Theresienstadt
Heilbronn, Hugo	25.01.1894	Altglienicke	Am Falkenberg 30	22.05.1942	Majdanek
Heilbronn; geb. Lack, Minna	09.04.1899	Altglienicke	Am Falkenberg 30	unbekannt	Majdanek
Herzberg; geb. Lehmann, Bertha	07.06.1861	Treptow	Behringstraße 1	09.08.1942	Freitod
Herzberg, Erwin	03.06.1891	Treptow	Behringstraße 1	09.08.1942	Freitod
Herzberg, Julius	02.05.1867	Treptow	Elsenstraße 41	unbekannt	Minsk
Herzog, Karl	01.04.1874	Treptow	Am Treptower Park 36	00.03.1944	Theresienstadt
Hirsch; geb. Striem, Elsa	03.12.1857	Treptow	Moosdorfstraße 11	unbekannt	Auschwitz
Hirsch, Georg	05.06.1909	Adlershof	Rudower Chaussee 26–30	unbekannt	Trawniki
Jakobsohn; geb. Heymann, Henriette	18.11.1886	Treptow	Am Treptower Park 49	unbekannt	Auschwitz
Jalowicz, Else	17.05.1902	Adlershof	Metzerstraße 4	unbekannt	Auschwitz
Jalowicz, Leo	20.06.1897	Adlershof	Metzerstraße 4	unbekannt	Auschwitz
Joachim, Paul	04.06.1877	Johannisthal	Sterndamm 19	unbekannt	Auschwitz
Jokl, Marie	16.04.1868	Niederschöneweide	Brückenstraße 1	01.02.1943	Theresienstadt
Jordan; geb. Kann, Elisabeth	26.02.1878	Johannisthal	Birkenweg 102	17.01.1942	Litzmannstadt
Keller, Frieda	16.05.1879	Adlershof	Handjerystraße 17	unbekannt	Auschwitz
Keller, Martha	11.11.1876	Adlershof	Handjerystraße 17	13.07.1943	Theresienstadt
Kirschenbaum; geb. Joachim, Helma	15.11.1904	Adlershof	unbekannt	unbekannt	Auschwitz
Kirstein, Joachim	22.04.1921	Johannisthal	Breiter Weg 33	unbekannt	Auschwitz
Kirstein; geb. Schreiber, Selma	27.07.1881	Johannisthal	Breiter Weg 33	unbekannt	Auschwitz
Laboschin, Siegbert	06.12.1871	Treptow	Bouchéstraße 18	unbekannt	Theresienstadt
Lazarus, Felix	22.09.1880	Altglienicke	Sachsenstraße 18	26.08.1943	Berlin
Lehmann; geb. Joel, Elsbeth	11.02.1874	Niederschöneweide	Hasselwerderstraße 22	unbekannt	Auschwitz
Lehmann, Louis	08.12.1864	Baumschulenweg	Mosischstraße 4	unbekannt	Minsk
Lehmann, Richard	22.04.1864	Niederschöneweide	Hasselwerderstraße 22	00.06.1943	Theresienstadt
Lerner; geb. Ehrlich, Klara	15.07.1882	Niederschöneweide	Brückenstraße 10	unbekannt	Auschwitz
Lerner, Simon	16.03.1879	Niederschöneweide	Brückenstraße 10	unbekannt	Auschwitz
Levison, Arthur	23.07.1883	Adlershof	Gellertstraße 9	unbekannt	Riga
Levy, Hildegard	12.07.1903	Treptow	Kiefholzstraße 19–20	unbekannt	Auschwitz
Lewin; geb. Strauss, Martha	04.10.1895	Baumschulenweg	Neue Krugallee 72	unbekannt	Auschwitz
Lewin, Wolff	12.08.1868	Treptow	Am Treptower Park 68	unbekannt	Riga

Lewinberg, Martha	27.04.1866	Bohnsdorf	Stromstraße 39–41	unbekannt	Theresienstadt
Lieblich; geb. Britz, Frieda	19.11.1904	Treptow	Graetzstraße 70	für tot erkl.	Auschwitz
Lieblich, Siegfried	31.05.1895	Treptow	Graetzstraße 70	unbekannt	Osten
Lublin; geb. Fischer, Gittel	28.02.1871	Niederschöneweide	Hasselwerderstraße 37	unbekannt	Minsk
Lublin, Herta M.	08.05.1886	Niederschöneweide	Hasselwerderstraße 37	unbekannt	Riga
Lublin, Hugo	14.11.1869	Niederschöneweide	Hasselwerderstraße 37	unbekannt	Minsk
Lublin, Marianne	27.01.1930	Niederschöneweide	Hainstraße 28	unbekannt	Auschwitz
Lublin; geb. Finks, Natalie	24.11.1902	Niederschöneweide	Hainstraße 28	unbekannt	Auschwitz
Lustig; geb. Gottfeld, Hedwig	10.09.1885	Treptow	Rethelstraße 6	unbekannt	Auschwitz
Lustig, Leo	22.06.1886	Treptow	Rethelstraße 6	unbekannt	Auschwitz
Maier, Adolf	13.04.1890	Niederschöneweide	Brückenstraße 28–29	für tot erkl.	Trawniki
Marcuse, Erwin	21.01.1887	Treptow	Plesserstraße 10	unbekannt	Auschwitz
Marcuse; geb. Netler, Jenny	13.04.1885	Treptow	Plesserstraße 10	unbekannt	Auschwitz
Marcuse; geb. Ziethen, Käthe	24.08.1887	Treptow	Plesserstraße 10	00.00.1937	Freitod
Markowski, Jaques	09.12.1924	Baumschulenweg	Rinkartstraße 27	unbekannt	Auschwitz
Mayer, Therese	06.04.1883	Treptow	Elsenstraße 101	unbekannt	Auschwitz
Meenen; geb. Simon, Elsa	05.05.1884	Johannisthal	Breiter Weg 6	unbekannt	Trawniki
Meyer, Arthur	27.08.1885	Adlershof	Metzerstraße 4	unbekannt	Auschwitz
Meyer; geb. Jalowicz, Martha	15.01.1896	Adlershof	Metzerstraße 4	unbekannt	Auschwitz
Meyer, Joseph	03.02.1877	Treptow	Graetzstraße 10	unbekannt	Riga
Miedzwinski, Fedor	02.05.1901	Bohnsdorf	unbekannt	unbekannt	Riga
Miedzwinski, Friedrich	03.08.1880	Adlershof	Hackenberstraße 7	unbekannt	Auschwitz
Moses, Martin	12.01.1922	Johannisthal	Ecksteinweg 8	unbekannt	Reval
Mugdan; geb. Rosenthal, Käte	13.01.1859	Baumschulenweg	Güldenhofer Ufer 10	27.08.1942	Freitod
Müller; geb. Herschauder, Mathilde	23.01.1888	Johannisthal	Königsheideweg 269	unbekannt	Auschwitz
Naftaniel, Eva	27.11.1934	Altglienicke	Köpenicker Straße 38	unbekannt	Trawniki
Naftaniel, Herbert	30.01.1900	Altglienicke	Köpenicker Straße 38	unbekannt	Trawniki
Naftaniel; geb. Leske, Irmgard	05.05.1910	Altglienicke	Köpenicker Straße 38	unbekannt	Trawniki
Neumann, Regina	11.12.1884	Adlershof	unbekannt	unbekannt	Litzmannstadt
Neuthal; geb. Hirschfeld, Anna	16.06.1891	Johannisthal	Am Grünen Anger 36	unbekannt	Reval
Neuthal, Betty	06.09.1899	Treptow	Am Treptower Park 38	unbekannt	Auschwitz
Neuthal, Bruno	13.07.1886	Johannisthal	Am Grünen Anger 36	unbekannt	Reval
Neuthal, Hans	22.08.1892	Treptow	Am Treptower Park 38	unbekannt	Auschwitz
Neuthal, Margarete	05.10.1887	Treptow	Am Treptower Park 38	unbekannt	Auschwitz
Nußbaum, Chaim	09.12.1882	Treptow	Kiefholzstraße 6	unbekannt	Riga
Nußbaum, Samuel	27.02.1896	Treptow	Kiefholzstraße 6	unbekannt	Auschwitz
Otto; geb. Wohlgemuth, Franziska	05.05.1880	Altglienicke	Am Falkenberg 119	unbekannt	Majdanek
Peritz, Edith	05.12.1904	Treptow	Defreggerstraße 1a	unbekannt	Auschwitz
Phillipstein, Willi	04.05.1879	Treptow	Graetzstraße 4	00.04.1943	Theresienstadt
Prinz, Detmar	25.08.1887	Baumschulenweg	Ekkehardtstraße 5	21.10.1941	Freitod
Prinz, Louise	09.04.1892	Baumschulenweg	Ekkehardtstraße 5	14.10.1941	Freitod
Pulvermacher, Alfred	21.07.1889	Treptow	Am Treptower Park 17	unbekannt	Auschwitz
Pulvermacher; geb. Reinhold, Lina	04.07.1898	Treptow	Am Treptower Park 17	unbekannt	Auschwitz
Radziejewski; geb. Scharz, Frida	26.07.1898	Bohnsdorf	Bahnhofsstraße 7	unbekannt	Auschwitz
Reich, Siegfried	21.09.1873	Treptow	Moosdorfstraße 11	00.05.1943	Theresienstadt
Reiche; geb. Apradi, Elisabeth	07.09.1888	Treptow	Elsenstraße 99–100	unbekannt	Minsk
Rein, Albert	28.04.1874	Adlershof	Bismarckstraße 51	06.10.1942	Theresienstadt
Reinhardt, Fritz	05.05.1894	Treptow	Am Treptower Park 35	unbekannt	Auschwitz
Rosenbaum, Rosa	18.10.1886	Bohnsdorf	Paradiesstraße 6	unbekannt	Auschwitz
Rosenberg, Fanny	24.10.1871	Adlershof	Waldstraße 15	unbekannt	Auschwitz
Rosenberg, Moritz	14.06.1881	Niederschöneweide	Spreestraße 20	unbekannt	Auschwitz

Rosenthal, Felix	09.01.1872	Adlershof	Bismarckstraße 16	unbekannt	Riga
Samson; geb. Herzberg, Bertha	10.11.1876	Treptow	Moosdorfstraße 4	00.04.1943	Theresienstadt
Samter, Wally	21.07.1885	Adlershof	Feldherrenstraße 15	unbekannt	Riga
Schreiber, Friederike	18.12.1875	Johannisthal	Herrenhausstraße 6	unbekannt	Trawniki
Seelig; geb. Lustig, Ingeborg	11.02.1924	Treptow	Rethelstraße 6	unbekannt	Riga
Seelig, Max	26.04.1921	Treptow	Rethelstraße 6	unbekannt	Riga
Sigall; geb. Blum, Bertha	02.10.1870	Bohnsdorf	Waltersdorfer Straße 108	unbekannt	Auschwitz
Sigall, Schlome	02.12.1870	Bohnsdorf	Waltersdorfer Straße 108	00.06.1943	Theresienstadt
Sonnenfeld; geb. Salomon, Marie	16.09.1881	Treptow	Graetzstraße 4	unbekannt	Auschwitz
Stern, Alfred	08.10.1893	Bohnsdorf	Waltersdorfer Straße 118	unbekannt	Auschwitz
Stern, Ernst	29.09.1893	Adlershof	Volkswohlstraße 120	unbekannt	Auschwitz
Tichauer, Arthur	06.08.1885	Treptow	Am Treptower Park 23–24	unbekannt	Auschwitz
Tichauer; geb. Kornblum, Edith	24.06.1895	Treptow	Am Treptower Park 23–24	unbekannt	Auschwitz
Translateur; geb. Seelman, Meta	25.04.1874	Treptow	Moosdorfstraße 13	00.12.1944	Theresienstadt
Translateur, Salo	19.06.1875	Treptow	Moosdorfstraße 13	00.03.1944	Theresienstadt
Unger, Hugo	22.10.1877	Treptow	Moosdorfstraße 2	unbekannt	Trawniki
Unger; geb. Schachian, Regina	02.03.1885	Treptow	Moosdorfstraße 2	unbekannt	Trawniki
Viert; geb. Radziejewski, Hildegard	03.09.1906	Bohnsdorf	Bahnhofsstraße 7	unbekannt	Minsk
Viert, Horst	18.09.1929	Bohnsdorf	Bahnhofsstraße 7	unbekannt	Minsk
Wiebe; geb. Smoszewski, Regina	26.12.1884	Adlershof	Oppenstraße 50	für tot erkl.	Riga
Willdorf, Rudolf	15.04.1914	Johannisthal	Am Rolletweg 5	unbekannt	Riga
Wolff, Rosa R.	15.12.1867	Niederschöneweide	Berliner Straße 68	16.01.1943	Theresienstadt
Wolowicz, Alfons	14.09.1893	Adlershof	Winterbergreihe 119	21.12.1940	Sachsenhausen
Zenz; geb. Goetzer, Lina	15.06.1876	Altglienicke	Schirnerstraße 28	unbekannt	Auschwitz
Zenz, Max	19.03.1885	Altglienicke	Schirnerstraße 28	unbekannt	Auschwitz

Anmerkungen

1 Grundlage für die Erarbeitung dieser Gedenkliste waren die Akten der Oberfinanzdirektion Berlin und die Deportationslisten im Landesarchiv Berlin, Kalkreuthstraße, die Akten des Landesentschädigungsamtes Berlin, das Gedenkbuch: Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945, Koblenz 1986, und Berichte von Zeitzeugen und Angehörigen der Opfer.
Aufgenommen wurden auch Treptower Juden, die zum Zeitpunkt der Deportation nicht mehr in Treptow wohnten.
Diese Liste ist keineswegs vollständig, denn beispielsweise war es uns wegen des Fehlens des Geburtsdatums nicht immer möglich, die Namen deportierter Treptower Juden auch eindeutig den Namen der Opfer im Gedenkbuch zuzuordnen. Wir haben dann darauf verzichtet, diese Namen in die Gedenkliste aufzunehmen, auch wenn mit hoher Wahrscheinlichkeit davon auszugehen ist, daß es sich um Opfer der faschistischen Judenvernichtung handelt.

2 Folgende Straßennamen wurden geändert:
Berliner Straße (Niederschöneweide) – Schnellerstraße; Bismarckstraße (Adlershof) – Dörpfeldstraße; Cäcilienstraße (Baumschulenweg) – Rodelbergweg; Feldherrenstraße (Adlershof) – Stienitzseestraße; Graetzstraße (Treptow) – Karl-Kunger-Straße; Hasencleverstraße (Altglienicke) – unbekannt; Kaiser-Wilhelm-Straße (Adlershof) – Nipkowstraße; Kaiser-Wilhelm-Straße (Johannisthal) – Sterndamm; Metzerstraße (Adlershof) – Thomas-Müntzer-Straße; Moltkestraße (Adlershof) – Anna-Seghers-Straße; Oppenstraße (Adlershof) – Otto-Franke-Straße; Sedanstraße (Adlershof) – Florian-Geyer-Straße; Straße 49 (Baumschulenweg) – unbekannt; Treptower Chaussee (Treptow) – Puschkinallee; Volkswohlstraße (Adlershof) – Anna-Seghers-Straße

Juden in Treptow – ein Überblick

Von RONALD FRIEDMANN

Wohl nichts ist schwieriger, als in einer in Jahrzehnten und Jahrhunderten gewachsenen Großstadt den genauen Standort eines geschichtlichen Gebäudes zu bestimmen, das es – aus welchen Gründen auch immer – schon seit vielleicht einhundert oder zweihundert Jahren nicht mehr gibt. Denn was könnte heute als Bezugspunkt für eine exakte Ortsbestimmung dienen: Flußläufe wurden begradigt oder verlegt, Kanäle gegraben oder zugeschüttet, Wälder abgeholzt oder gepflanzt, Bahndämme aufgeschüttet oder abgetragen, Häuser und Straßen gebaut oder zerstört. Das Stadtbild von heute gibt nur noch sehr selten Hinweise auf das Bild von gestern oder gar vorgestern. So bleibt oft nur ein wages »Ungefähr da, wo heute . . .«.

Genau dies gilt auch für die »Bartholdy'sche Meierei vor dem Schlesischen Tor«, die ein Herr Friedrich Heinrich von Bartholdy, Freyherr von Micrander, um 1700 begründet hat, um die Residenzstadt Berlin mit landwirtschaftlichen Produkten beliefern zu können. Ungefähr da, wo heute die Treptower Puschkinallee in die Kreuzberger Schlesische Straße übergeht, wo sich im ehemaligen Grenzstreifen das »Museum der verbotenen Kunst« befindet, muß die Bartholdy'sche Meierei gestanden haben. (Es gibt dort noch heute, knapp in Kreuzberg, eine Straße »Vor dem Schlesischen Tor«.)
Zudem ließ Herr von Bartholdy dort, wo sich heute die immer noch berühmte Gaststätte Zenner befindet, ein Vorwerk anlegen; die erste ständige Ansiedlung im heutigen Ortsteil Treptow[1], der damals noch »der Trepkow« genannt wurde.[2]
Die Bartholdy'sche Meierei nun, ein nur wenig bedeutendes Landgut, gibt den ersten Hinweis auf eine Beziehung zwischen Berliner Juden und dem späteren Treptow. (Dies allerdings schon als Beitrag zum Thema »Juden in Treptow« abhandeln zu wollen, wäre mehr als vermessen. Doch die Tatsachen sind interessant und sollen deshalb nicht verschwiegen werden, zumal auch die Kreuzberger dieser Angelegenheit Bedeutung für ihre Geschichte beimessen.[3] Im Jahre 1771 nämlich kaufte der jüdische Bankier Daniel Itzig[4] die Bartholdy'sche Meierei. 1804 heiratete seine Enkeltochter Lea Salomon einen Sohn des Philosophen Moses Mendelssohn[5], Abraham. Das Ehepaar Abraham und Lea Mendelssohn nun wählte seinen neuen Familiennamen nach jenem Landgut vor dem Schlesischen Tor und nannte sich fortan Mendelssohn Bartholdy.[6] Ihr Sohn, der Komponist Felix Mendelssohn Bartholdy, hat den Namen unsterblich gemacht.
Gleichfalls 1771, nämlich am 30. Dezember jenen Jahres, erwarb Daniel Itzig vom Domherren und Landes- oder Ständedirektor Wilhelm Adolph Freiherr von Hagen ein Grundstück, dessen südlicher Teil heute zum Bezirk Treptow, zu Baumschulenweg, gehört. Es ist das Gebiet, das sich von der Baumschulenstraße und der Forsthausallee entlang des Britzer Zweigkanals in Richtung Neukölln erstreckt. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein findet man für diese Gegend den Namen »Judenwiesen«, der mit großer Wahrscheinlichkeit auf die Tatsache zurückgeht, daß Daniel Itzig ihr Besitzer war.[7]

Es sind dies für viele Jahre die einzigen konkreten Hinweise darauf, daß Juden in der Geschichte Treptows eine Rolle gespielt haben.
Erst knapp vier Jahrzehnte später, im Jahre 1839, verzeichnet eine Landkarte des späteren Treptower Ortsteiles Niederschöneweide, damals noch »Colonie Schöneweide«, in der Gegend zwischen der heutigen Brückenstraße und der Hasselwerderstraße, zusammen mit weiteren sechs Grundstücken, eine kleine Ackerwirtschaft, deren Namen man als »Judenhof« lesen kann. Doch schon einige Jahre später, etwa ab 1860, findet sich in einschlägigen Publikationen nur noch die Bezeichnung »Meierei zu Bunzels Bleiche« für das Terrain.
Dies stützt die Vermutung, daß es sich bei der Darstellung des bewußten Landstückes als »Judenhof« um einen – inzwischen weit verbreiteten – Irrtum handelt. Denn es ist genauso möglich, und wesentlich wahrscheinlicher, daß die korrekte Bezeichnung »Julenhof« lautete: ein »l« statt eines »d«, zwei Buchstaben also, die beim flüchtigen Lesen durchaus verwechselt werden können. Trotzdem wird in zahlreichen Veröffentlichungen immer wieder von einem »Judenhof« gesprochen. Die »Richtigkeit« ihrer These »bestätigen« sich die Autoren gegenseitig, doch in letzter Konsequenz berufen sich alle auf jene Karte aus dem Jahre 1839.[8]
Juden waren in Berlin seit 1671 wieder ansässig, als der Kurfürst Friedrich Wilhelm zunächst 50 aus Wien vertriebenen jüdischen Familien gestattete, sich in der Residenzstadt anzusiedeln. Doch hatten diese Juden, deren Zahl sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auf ca. 3.400 erhöhte, keine Bürgerrechte. Sie waren im Gegenteil zahllosen Beschränkungen unterworfen, von denen sie sich nur sehr langsam und für viel Geld freikaufen konnten. Die so erworbenen »Vergünstigungen« wurden in Schutzbriefen dokumentiert, deren Gültigkeit immer wieder durch große Zahlungen an die Staatskasse erneuert werden mußte. Viele Wirtschaftszweige blieben den Juden dennoch verschlossen. Sie waren vor allem im Geld-und Pfandleihverkehr sowie im Kram- und Trödelhandel tätig. Doch eine Arbeit im nach Zünften organisierten Handwerk, als Beamte oder in vielen anderen Berufen, so in der Landwirtschaft, blieb ihnen in Berlin und ganz Preußen bis weit ins 19. Jahrhundert hinein verwehrt. Auch dies ist ein Hinweis darauf, daß der vermeintliche »Judenhof« an der Spree im heutigen Niederschöneweide kaum von Juden bewirtschaftet gewesen sein dürfte.

Treptow und die Jüdischen Gemeinden Berlin und Köpenick

Treptows Vorgeschichte und Geschichte als »Konglomerat« aus zahlreichen, vormals eigenständigen Orten und Gemeinden mit unterschiedlicher Zugehörigkeit zu Landkreisen im Umland der Hauptstadt Berlin brachte es mit sich, daß der heutige Bezirk Treptow im Laufe seiner Geschichte im Zuständigkeitsbereich von zwei, eigentlich sogar drei Jüdischen Gemeinden lag: Berlin, Mittenwalde und Köpenick. Die Berliner Gemeinde war dabei ohne Frage die bedeutendste und in ihren direkten und indirekten Wirkungen auch einflußreichste.

Dem »Verzeichnis der wahlfähigen Mitglieder der jüdischen Gemeinde zu Berlin«[9] aus dem Jahre 1913, also lange vor der Bildung des Verwaltungsbezirks Groß-



Ein Grabstein vom ehemaligen jüdischen Friedhof in Berlin-Köpenick. Dieser Stein befindet sich jetzt auf dem jüdischen Friedhof Berlin-Weißensee.

Berlin im Jahre 1920, ist zu entnehmen, daß die Landgemeinde Treptow als einzige Ortschaft des späteren Bezirks Treptow zum Synagogenbezirk der Jüdischen Gemeinde zu Berlin gehörte. Tatsächlich finden sich in der rund 25.000 Namen umfassenden Liste[10] zwar insgesamt 39 Personen mit Treptower Wohnanschrift, aber es handelte sich ausschließlich um Adressen in den heutigen Ortsteilen Treptow und Baumschulenweg.

Und 1926 konnte man im »Jüdischen Jahrbuch für Groß-Berlin« dazu lesen: »Der Bezirk der Berliner Jüdischen Gemeinde deckt sich nicht ganz mit dem Umkreis von Groß-Berlin. Er hat auch seit der Bildung des Verwaltungsbezirks Groß-Berlin keine Änderung mehr erfahren. Infolge dessen und infolge einer manchmal recht eigentümlichen und willkürlich anmutenden Entwicklung fallen manche Ortschaften aus seinem Rahmen, die man von vornherein ihm zuzusprechen geneigt wäre.

Von den zu Groß-Berlin gehörigen Orten fallen **nicht** in den Synagogenbezirk: Köpenick, Spandau mit Zitadelle, *Adlershof, Alt-Glienicke,* Blankenburg mit Gut, *Bohnsdorf,* Buch mit Gut, Cladow, Falkenberg mit Gut, Friedrichshagen, Gatow, Grünau, Hermsdorf, *Johannisthal,* Karow, Kaulsdorf, Mahlsdorf, Marzahn, Malchow, Müggelheim, *Niederschöneweide,* Oberschöneweide ...«[11]

Mit anderen Worten, nur die Ortsteile Treptow und Baumschulenweg gehörten in den Synagogenbezirk der Berliner Gemeinde, was sich in den 20er Jahren besonders in solchen Fragen wie den Sozialleistungen für Bedürftige, aber auch im jüdischen Religionsunterricht in den Volksschulen widerspiegeln sollte.

Für die übrigen Ortsteile des heutigen Treptow war die Jüdische Gemeinde Köpenick zuständig, die sich im Jahre 1889 aus der Jüdischen Gemeinde Mittenwalde (bei Königs Wusterhausen, damals Landkreis Teltow) herauslöste. Für die territoriale Abgrenzung wurde der Amtsgerichtsbezirk Köpenick zugrundegelegt, zu dem auch Alt-Glienicke, Adlershof, Bohnsdorf, Johannisthal und Niederschöneweide gehörten.[12] Im Jahre 1889 lebten von den 68 wahlberechtigten Gemeindemitgliedern 19 in einem heutigen Treptower Ortsteil.

Für die Jüdische Gemeinde zu Köpenick war es von Anfang an schwierig, ihre formelle Selbständigkeit von der Berliner Gemeinde auch praktisch zu verwirklichen: Sehr groß war die Zahl der Juden, die sich in (Gesamt-) Berlin eher als in Köpenick »zu Hause« fühlten und deshalb, unabhängig von ihrem Wohnort, Mitglied der Berliner Gemeinde sein wollten. Anfänglich leistete der Köpenicker Gemeindevorstand noch energisch – und sogar erfolgreich – Widerstand gegen Versuche »Köpenicker« Juden, in die Berliner Gemeinde wechseln zu wollen. Doch spätestens seit Mitte der 20er Jahre war es dann durchaus normal und selbstverständlich, daß beispielsweise auch Juden mit Wohnsitz in Adlershof zur Jüdischen Gemeinde in Berlin gehörten, ja dort sogar angestellt waren.[13]
1930 schließlich ging die Köpenicker Jüdische Gemeinde auch formell in der Berliner Gemeinde auf, die Synagogengemeinde Köpenick allerdings blieb noch bis in die Nazi-Zeit hinein selbständig.[14]

Die zahlenmäßige Entwicklung der jüdischen Bevölkerung in Treptow bis 1933

Zwischen 1870/71 und 1933 betrug der Anteil der Juden[15] an der zeitweise sehr schnell wachsenden Gesamtbevölkerung in Deutschland stets etwa ein Prozent. In Berlin allerdings lag der Prozentsatz deutlich darüber, er schwankte zwischen 4,6 und 4,8 Prozent.[16] In den einzelnen Bezirken gab es jedoch große Unterschiede hinsichtlich des jüdischen Bevölkerungsanteils, der zum Beispiel in Wilmersdorf 13,5 Prozent, in Mitte 9,2 Prozent und in Charlottenburg immerhin noch 7,9 Prozent betrug. Den niedrigsten Anteil hatten Köpenick mit 0,68 Prozent und Spandau mit 0,49 Prozent. Treptow lag mit 0,81 Prozent zwar ziemlich genau im Durchschnitt Gesamtdeutschlands, aber eben deutlich unter dem Berliner Wert.[17]

Es ist nicht mehr festzustellen, wann und wo sich die ersten Juden im Gebiet des heutigen Berliner Bezirks Treptow niederließen.
Für den früheren Landkreis Teltow, von dem das heutige Treptow ein flächen- und bevölkerungsmäßig nur kleiner Teil war, liegen folgende Zahlen vor:

1817: 24.296 Einwohner, davon 5 Juden
1849: 69.947 Einwohner, davon 10 Juden
1880: 137.665 Einwohner, davon 596 Juden[18]

Zieht man die Geschichte der einzelnen Orte und Gemeinden des heutigen Treptow in Betracht[19], so lassen sich daraus wohl mit einiger Berechtigung zwei wesentliche Schlußfolgerungen ableiten:

1. Die ersten »Treptower« Juden ließen sich etwa zu Beginn des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts vermutlich im heutigen Niederschöneweide nieder, also im Gebiet der späteren Jüdischen Gemeinde Köpenick.
2. Die eigentliche Besiedlung Treptows und damit auch die Herausbildung einer jüdischen Bevölkerungsgruppe begann nach 1870/71 und erreichte Anfang des 20. Jahrhunderts einen ersten Höhepunkt. (Auch für Treptow bestätigt sich im übrigen die Einschätzung, daß ein großer Teil der Berliner Juden aus dem damaligen Großherzogtum Posen stammte.)

Dabei spielten ohne Frage die Bestimmungen der preußischen Verfassung vom 31. Januar 1850 und des Reichsgesetzes vom 3. Juli 1869 eine entscheidende Rolle, durch die »alle noch bestehenden Beschränkungen der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte der Juden aufgehoben« wurden.[20]
Vor allem aber vollzog sich in dieser Zeit eine gewaltige Entwicklung in der Wirtschaft, von der besonders die große (und kleine) Industrie profitierte. Für Treptow wurde dies besonders durch die Gewerbeausstellung von 1896 sichtbar, die in anderem Zusammenhang noch Erwähnung finden wird, sowie durch zahlreiche Firmengründungen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts.

Aus den Unterlagen der Köpenicker Synagogen-Gemeinde ergeben sich für die drei späteren Treptower Ortsteile Adlershof, Johannisthal und Niederschöneweide folgende Zahlen der wahlberechtigten Gemeindemitglieder[21]:

	1889	1896	1899
Adlershof	1	10	13
Johannisthal	–	1	–
Niederschöneweide	7	5	5

Da im statistischen Durchschnitt auf ein wahlberechtigtes Mitglied der Gemeinde mindestens zwei weitere Familienangehörige kamen, kann davon ausgegangen werden, daß Ende des 19. Jahrhunderts etwa 60 Juden aus dem Zuständigkeitsbereich der Köpenicker Gemeinde im Gebiet des späteren Berliner Bezirks Treptow lebten.

Die ersten wirklich zuverlässigen Zahlen über die jüdische Bevölkerung der heutigen Ortsteile Treptow und Baumschulenweg stammen von der Volkszählung im Königreich Preußen am 1. Dezember 1900[22]:

Gesamtbevölkerung: 5.348 Personen, davon 29 jüdisch
Bevölkerung, männlich: 2.630 Personen, davon 17 jüdisch
Bevölkerung, weiblich: 2.718 Personen, davon 12 jüdisch

Insgesamt lebten also zum Jahrhundertbeginn im Gebiet des heutigen Treptow etwa 90 Juden.

Für die »Köpenicker« Ortsteile stammen die ersten ebenso zuverlässigen Zahlen aus dem Jahre 1910 (Volkszählung vom 1. Dezember 1910), hier bereits im Vergleich mit den Zahlen der Jahre 1925 und 1933 (Volkszählung jeweils am 16. Juni)[23]:

	1910	1925	1933
Treptow (mit B'weg)	188	327	428
Niederschöneweide	68	72	115
Johannisthal	17	38	100
Adlershof	85	68	124
Altglienicke	–	15	29
Bohnsdorf	–	13	19
Gesamt	358	533	815

Dazu ist festzustellen, daß im Frühsommer 1933, also zum Zeitpunkt der letzten oben erwähnten Volkszählung, bereits die ersten Treptower Juden ausgewandert waren oder aber, zum Beispiel auf Grund der sozialen Auswirkungen des »Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« vom 7. April 1933, gezwungen waren, ihre bisherigen Wohnungen aufzugeben und sich in anderen Gegenden Berlins niederzulassen.

Aktivitäten der Jüdischen Gemeinde in Treptow bis 1933

In Berlin gab es, namentlich in den 20er Jahren, ein reiches und vielfältiges jüdisches Leben. Zahlreiche Synagogen und die dazugehörigen Vereine, andere religiöse und kulturelle Institutionen wie Bibliotheken, Schulen, Theater, Verlage, Zeitungen und Zeitschriften, dazu Krankenhäuser, Alters- und Pflegeheime sowie andere soziale Einrichtungen, Sportstätten, Klubs u.v.a. bildeten dafür nur den äußeren Rahmen. Die Jüdischen Jahrbücher für Groß-Berlin, die 1926 und 1928 erschienen, geben davon einen sehr detaillierten Eindruck.

Treptow aber war – so hat es den Anschein – von alledem nahezu vollständig ausgeschlossen: In der Tat haben nicht wenige Zeitzeugen, die in diesem Buch zu Wort kommen werden, mehrfach bestätigt, daß sie bzw. ihre Eltern oder andere Verwandten keinen oder nur gelegentlichen Kontakt zur Jüdischen Gemeinde hatten (obwohl sie sehr oft sogar Mitglieder waren), ja, daß sie nicht einmal wußten, daß außer ihnen noch andere Juden in ihrer Nachbarschaft bzw. überhaupt hier in Treptow lebten. (Dennoch war es auch für diese in sehr hohem Maße assimilierten Juden durchaus üblich, aus traditionellen, nicht religiösen Gründen, zwei bis drei Mal im Jahr, an hohen Feiertagen, in die Synagoge zu gehen.)
So verwundert es eigentlich kaum, daß sich nur in zwei Fällen Aktivitäten der Jüdischen Gemeinde in Treptow nachweisen lassen.

Zum einen, so ist es dem eben erwähnten Jüdischen Jahrbuch für Groß-Berlin 1926 zu entnehmen, unterstützten jüdische Wohlfahrtseinrichtungen im Jahre 1925 in Berlin-Treptow 84 Familien mit insgesamt 254 Personen sowie 98 Einzelpersonen, insgesamt also 348 Personen.[24] Möglicherweise gehörten zu diesen Menschen auch jene ostjüdischen Familien, die bis mindestens Anfang der 30er Jahre in Adlershof auf dem Gelände des ehemaligen Flugplatzes Berlin-Johannisthal unter elendsten Bedingungen gewohnt haben sollen.[25]
In der zweiten Hälfte der 20er Jahre unterhielt die Jüdische Gemeinde in fast allen Berliner Bezirken sogenannte Jüdische Bezirkswohlfahrtsämter. Das Treptower Amt, vermutlich nur ein Zimmer in einer Privatwohnung, befand sich in der Straße Am Treptower Park 39 und wurde im Jahre 1927 von einem Herrn (oder einer Frau) Samuel geleitet.[26]

Zum anderen unterhielten die Jüdische Gemeinde und von ihr subventionierte private Vereine sogenannte Religionsschulen, in denen kostenlos jüdischer Religionsunterricht sowie hebräischer Sprachunterricht erteilt wurden.[27]
Im Jahre 1926 betraf das in Treptow die Volksschule in der Bouchéstraße 75, wo

der Lehrer Elias Eppstein, der selbst in Berlin N 54, Fehrbelliner Straße 94 wohnte, dienstags und freitags, jeweils von 14.30 Uhr bis 18.00 Uhr, jüdischen Religionsunterricht erteilte. In Baumschulenweg, in der damaligen 2. Gemeindeschule in der Kiefholzstraße 274, unterrichtete der Lehrer Ferdinand Last aus Berlin S 14, Neue Roßstraße 5, geboren am 13. Januar 1883 in Berlin, und zwar montags von 13.00 Uhr bis 18.10 Uhr, und dienstags von 15.00 Uhr bis 17.15 Uhr.[28]
Leider ließ sich nicht ermitteln, wieviele Kinder an diesem Unterricht teilgenommen haben. Einen Hinweis darauf, daß zumindest in Baumschulenweg die Zahl der Schüler nicht sehr hoch gewesen war, bietet die Tatsache, daß im Sommerhalbjahr 1933, dem letzten Schuljahr, für das der Unterricht der jüdischen Schulen bzw. Religionsschulen noch unter normalen Verhältnissen geplant worden war, der jüdische Religionsunterricht von Baumschulenweg nach Johannisthal in die Volksschule in der damaligen Friedrichstraße verlegt worden war. Einziger Lehrer für Treptow war nunmehr Ferdinand Last, der dienstags in der Treptower Bouchéstraße und donnerstags in der Johannisthaler Friedrichstraße, jeweils ab 15.00 Uhr, unterrichtete.[29]
Und noch im Jahre 1937 erteilte Ferdinand Last an zwei Treptower Volksschulen ganz offiziell jüdischen Religionsunterricht, jeweils dienstags und freitags in der Volksschule Kiefholzstraße 46 im Ortsteil Treptow und in der Volksschule Berliner Straße 13 im Ortsteil Niederschöneweide.[30]
Ferdinand Last hat den Holocaust nicht überlebt, er gilt als in Auschwitz verschollen. Über das Schicksal von Elias Eppstein ist nichts bekannt.[31]

Gemeindepolitisches Zentrum der Treptower Juden, sofern sie überhaupt am jüdischen Leben in Berlin Anteil nahmen, scheint die Synagoge Kottbusser Ufer 48–50 (heute Fraenkelufer) in Kreuzberg gewesen zu sein. So findet sich beispielsweise im Januar 1925 in der »Jüdischen Rundschau« eine Aufstellung der Wahllokale für die Wahl der Repräsentantenversammlung des Preußischen Landesverbandes jüdischer Gemeinden. Der damalige Stimmbezirk 37 mit dem Wahllokal in der Synagoge Kottbusser Ufer umfaßte die sogenannten Postbezirke SO 33, SO 26, SO 36, SO 39, Treptow und Baumschulenweg mit insgesamt 2682 Wahlberechtigten.[32]
Unter religiösem Aspekt gaben jedoch die Treptower Juden beispielsweise der liberalen Synagoge in der Oranienburger Straße gegenüber der orthodoxen Synagoge am Kottbusser Ufer den Vorzug.

Treptows Juden in der Zeit der Nazi-Herrschaft

Für die jüdische Bevölkerung in Treptow bedeutete der Beginn der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft im Januar 1933 in gleichem Maße eine Zäsur wie für die Juden in ganz Deutschland, auch wenn die schrecklichen Ereignisse der Zukunft in ihrem vollen Umfang noch nicht einmal zu ahnen waren.
Noch im Januar 1933 tauchten die ersten, nun ernstzunehmenden »Juden raus«-Schmierereien an den Hauswänden auf, denen nicht selten tätliche Angriffe gegen jüdische Hausbewohner folgten, so zum Beispiel in der Köpenicker Landstraße 153.[33]

Bereits im Frühjahr 1933 gab es die ersten Auswanderer. Es waren nicht nur Zionisten, die ihr Leben in Deutschland unabhängig von den politischen Verhältnissen ohnehin nur als eine Vorbereitung auf das Leben im »Gelobten Land«, in Palästina, betrachteten. Auch viele Juden, die sich in erster Linie als Deutsche gefühlt hatten, verstanden die Zeichen der Zeit und suchten für sich und ihre Familien die Rettung in der Emigration.
Doch nicht wenige, vor allem jene, die eine Auswanderung ohnehin nicht hätten bezahlen können, hofften – vergeblich, wie man heute weiß – auf die Einsicht und die Vernunft der Herrschenden und auch der einfachen Menschen, hofften auf ein baldiges Ende der antisemitischen Hetze und Pogrome.
Die ersten Opfer waren auch in Treptow die kleinen jüdischen Händler und Gewerbetreibenden, deren Geschäfte am »Boykott-Tag«, dem 1. April 1933, zumeist von ihren Nachbarn, jetzt in SA-Uniformen oder auch in Zivil, heimgesucht wurden.
Mit dem »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« vom 7. April 1933[34] begann auch für die Treptower Juden die »juristische« Ausgrenzung. Weitere Gesetze folgten, betrafen zunächst die jüdischen Rechtsanwälte, Journalisten, Wissenschaftler, Ärzte[35], die mit Berufsverboten belegt wurden.
Für viele bedeutete das den sofortigen sozialen Abstieg: viele jüdische Familien waren nun gezwungen, ihre bisherigen Wohnungen aufzugeben, in kleinere, billigere Wohnungen umzuziehen. Doch viele konnten sich nicht einmal mehr das leisten, sie kamen bei Freunden und Bekannten unter oder lebten fortan unter elendsten Bedingungen in oft ungeheizten Lauben in den Kleingartensiedlungen. Vor allem aus Baumschulenweg gibt es dafür nicht wenige Beispiele.
Nach dem Beginn des Zweiten Weltkrieges und den ersten Bombenangriffen auf Berlin mußten auch die letzten verbliebenen Juden ihre Wohnungen räumen und wurden bis zu ihrer Deportation in die Vernichtungslager in sogenannten Judenhäusern konzentriert: Selbst für eine mehrköpfige Familie blieb nicht mehr als ein Zimmer, in einer Dreiraumwohung lebten manchmal fünf und mehr Familien. Auch wenn sich in den Archiven keine amtlichen Unterlagen finden ließen, die beweisen würden, daß diese Treptower Häuser sozusagen offiziell zu »Judenhäusern« gemacht wurden, ließen sich in den einzelnen Ortsteilen doch einige Adressen ermitteln, unter denen Ende der 30er, Anfang der 40er Jahre sehr viele Juden lebten, zum Beispiel die Plesserstraße 8 in Treptow oder Güldenhofer Ufer 10 in Baumschulenweg.
Schon 1933 begann die systematische »Entjudung« der Wirtschaft. Ein »Verzeichnis der jüdischen Geschäfte, Ärzte und Rechtsanwälte innerhalb des Kreises X der N.S.D.A.P., Bezirke Treptow und Neukölln«[36] – vermutlich aus dem Jahre 1934 – führt für Treptow (ohne Bohnsdorf) noch 48 Geschäfte und 8 Ärzte auf, gegen die sich die »Arisierungspolitik« richten sollte. Beispiele dafür gibt es auch aus der Industrie. So wurde in Adlershof die Firma Wolf, Netter & Jacobi zugunsten des Mannesmann-Konzerns »arisiert«. Und in der Treptower Lohmühlenstraße 18–22 wurde aus der Lederfabrik von M. J. Salomon & Co. das Unternehmen Weber & Co., das während des Zweiten Weltkrieges sein Profil in Richtung Rüstungsproduktion umstellte und nicht wenig expandierte.

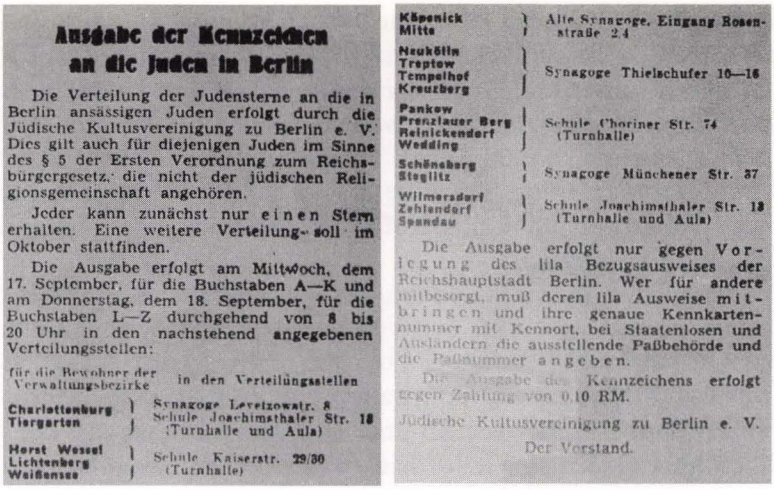
Mit den »Nürnberger Gesetzen«[37] vom September 1935 und den nachfolgenden Bestimmungen erreichte die Judenverfolgung in Deutschland eine neue Qualität, immer mehr Menschen sahen weg oder wurden gar zu Tätern, wenn Verbrechen an jüdischen Mitmenschen begangen wurden.
Doch es gab auch Ausnahmen. Der Direktor der Kriemhildenschule, des Lyzeums in der Baumschulenstraße, zum Beispiel ermöglichte es zwei Mädchen jüdischer Herkunft trotz gegenteiliger Anweisungen der vorgesetzten Schulbehörde, noch 1938 oder 1939 ordnungsgemäß ihren Schulabschluß zu machen.[38] Ähnliches wird auch vom Treptower Realgymnasium in der Neuen Krugallee berichtet.
Die Ereignisse der Pogromnacht vom 9. November 1938, der »Reichskristallnacht«, unterschieden sich nur wenig von den Ereignissen in anderen Teilen Berlins. Die Tatsache, daß es in Treptow keine Synagoge und kaum noch jüdische Geschäfte gab, führte allerdings dazu, daß sich die materiellen Schäden in Grenzen hielten. Berichte über die Verwüstung jüdischer Geschäfte gibt es aber zum Beispiel aus der damaligen Adlershofer Bismarckstraße[39] und der Baumschulenstraße in Baumschulenweg. Nicht wenige Treptower Juden wurden verhaftet und – zumindest zeitweise – im Konzentrationslager Sachsenhausen eingesperrt. Die Zahl der Auswanderer stieg noch einmal sprunghaft an.
Mit Ausbruch des Zweiten Weltkrieges bestand für die Juden in Deutschland – von wenigen Ausnahmen abgesehen – keine Möglichkeit mehr zur Auswanderung oder zur Flucht.
Die verbliebenen Juden wurden in wachsender Zahl, unabhängig von Alter und Gesundheitszustand, zur Zwangsarbeit in die Rüstungsbetriebe geholt. In Treptow waren das zum Beispiel die Firma Erich & Graetz, die Krone AG oder auch die Schering AG[40].


Achtung! Der „Kiefholz-Markt“ Achtung!
Kiefholzstraße Ecke Baumschulenstraße
ist judenfrei!
Lebensmittel aller Art stets besonders frisch. Obst, Gemüse, Kartoffeln finden die Volksgenossinnen zu den billigsten Tagespreisen!
Neue Stände mit Trikotagen, Schürzen, Strümpfen und Wollsachen!
Markttage: Montag und Donnerstag Vormittag, Sonnabend Nachmittag

Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Ernst Riemann-Georgi, Berlin / Verantwortlich f. d. Anzeigenteil: Paul Gillmeister, Baumschulenweg
Druck u. Verlag Paul Gillmeister, B'weg, Baumschulenstr. 108, Tel.: 63 04 51 / D.-A. III. V.-J./38 : 1079 / z. Zt. gültig: Anzeigenpreisl. 3/38

Baumschulenweger Beobachter, 15. 11. 1938

Vom September 1941 waren faktisch alle Juden in Deutschland gezwungen, einen »Judenstern« zu tragen. Die Juden aus Treptow, die auf Grund der »Polizeiverordnung über die Kennzeichnung der Juden« vom 1. September 1941 zum Tragen des »Judensterns« verpflichtet waren, mußten diese zum Stückpreis von 10 Reichspfennig in der Synagoge Kottbusser Ufer kaufen.[41]



Ausgabe der Kennzeichen an die Juden in Berlin

Die Verteilung der Judensterne an die in Berlin ansässigen Juden erfolgt durch die Jüdische Kultusvereinigung zu Berlin e. V. Dies gilt auch für diejenigen Juden im Sinne des § 5 der Ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz, die nicht der jüdischen Religionsgemeinschaft angehören.

Jeder kann zunächst nur einen Stern erhalten. Eine weitere Verteilung soll im Oktober stattfinden.

Die Ausgabe erfolgt am Mittwoch, dem 17. September, für die Buchstaben A—K und am Donnerstag, dem 18. September, für die Buchstaben L—Z durchgehend von 8 bis 20 Uhr in den nachstehend angegebenen Verteilungsstellen:

für die Bewohner der Verwaltungsbezirke	in den Verteilungsstellen
Charlottenburg Tiergarten	Synagoge Levetzowstr. 8 Schule Joachimsthaler Str. 18 (Turnhalle und Aula)
Horst Wessel Lichtenberg Weißensee	Schule Kaiserstr. 29/30 (Turnhalle)
Köpenick Mitte	Alte Synagoge, Eingang Rosenstraße 2/4
Neukölln Treptow Tempelhof Kreuzberg	Synagoge Thielschufer 10—16
Pankow Prenzlauer Berg Reinickendorf Wedding	Schule Choriner Str. 74 (Turnhalle)
Schöneberg Steglitz	Synagoge Münchener Str. 37
Wilmersdorf Zehlendorf Spandau	Schule Joachimsthaler Str. 13 (Turnhalle und Aula)

Die Ausgabe erfolgt nur gegen Vorlegung des lila Bezugsausweises der Reichshauptstadt Berlin. Wer für andere mitbesorgt, muß deren lila Ausweise mitbringen und ihre genaue Kennkartennummer mit Kennort, bei Staatenlosen und Ausländern die ausstellende Paßbehörde und die Paßnummer angeben.

Die Ausgabe des Kennzeichens erfolgt gegen Zahlung von 0,10 RM.

Jüdische Kultusvereinigung zu Berlin e. V.

Der Vorstand.

Jüdisches Nachrichtenblatt, September 1941

Am 18. Oktober 1941 begann die Deportation der Berliner, auch der Treptower Juden, zunächst vor allem nach Riga und Minsk sowie in das »Altersghetto« Theresienstadt. Das vermutlich erste Treptower Opfer der Deportation war Auguste Gembitz, geboren am 13. Oktober 1876 in Gnesen, die zunächst in der Plesserstraße 5 und ab 1934 in der Offlandstraße 2 gelebt hatte. Ihre Wohnung wurde am 31. Oktober 1941 im Auftrag der Oberfinanzdirektion Berlin geräumt, die das Vermögen der zur Ermordung bestimmten oder schon ermordeten Juden verwaltete. Zu diesem Zeitpunkt war Auguste Gembitz bereits nach Litzmannstadt deportiert worden.[42] Sie gilt seither als verschollen.

Nach der Wannseekonferenz vom Januar 1942, verstärkt aber ab Herbst 1942, wurden die Menschen nach Auschwitz verschleppt und dort zumeist sofort ermordet. Einen grausamen Höhepunkt hatten die Deportationen im März 1943, nachdem Joseph Goebbels angekündigt hatte, die »Reichshauptstadt Berlin in kürzester Zeit judenfrei« zu machen: Allein zwischen dem 1. und dem 12. März 1943 gingen 6 »Transporte« mit 7978 Berliner Juden nach Auschwitz, unter ihnen sehr viele Treptower.[43]

Dank des Vormarsches der Roten Armee in Richtung Deutschland mußten die Vernichtungstransporte nach Auschwitz im Frühherbst 1944 beendet werden. Doch noch im November 1944, wenige Monate vor Kriegsende, gingen Transporte in das Ghetto Theresienstadt. Mit dem 113. Transport am 24. November 1944 wurde Margarethe Sickfeld, geboren am 5. Oktober 1879 in Berlin, zuletzt wohnhaft in Adlershof, Arrasstraße 4, verschleppt. Sie hatte als Frau eines Nichtjuden bis zum Tode ihres Mannes im Jahre 1944 im Schutz einer »privilegierten Mischehe« überleben können. Wahrscheinlich war Margarethe Sickfeld die letzte Treptower Jüdin, die deportiert wurde.[44] Durch einer Reihe glücklicher Umstände überlebte sie und kehrte im Frühjahr 1945, nach der Befreiung, nach Berlin in ihre Adlershofer Wohnung zurück.

Doch war das die Ausnahme: Für nahezu alle Treptower Juden bedeutete die Deportation auch den Tod im Vernichtungslager; andere wählten den Freitod, um der Deportation zu entgehen. Groß war besonders in den Jahren zwischen 1933 und 1938 die Zahl der Emigranten gewesen, die durch eine Flucht ins Ausland dennoch zumeist nur das nackte Leben retten konnten. Und nicht selten erwies es sich, daß die Auswanderung nur »eine andere Form der Vernichtung«[45] war.
Einige wenige Treptower Juden überlebten als Zwangsarbeiter in Berlin auch die letzten Jahre der Nazi-Diktatur.
Und noch geringer war die Zahl derjenigen, die mit Hilfe nichtjüdischer Freunde und Nachbarn illegal, versteckt, der Vernichtung entgehen konnten. Von der Bekennenden Kirche in Adlershof, das berichtete viele Jahre später der damalige Adlershofer Pfarrer Max Goosmann, halfen Friedrich Hirsch, Max Stegemeier, Frau Meyer aus dem Büchnerweg 45 und Margarethe Meyer aus der Hoffmannstraße 2. Auch Max Goosmann selbst hatte in seiner Wohnung Menschen auf der Flucht versteckt.[46]
In Treptow überlebte versteckt in einer Kleingartensiedlung das jüdische Ehepaar G., unterstützt von Ida und Julius Hofsäß aus der Puderstraße 22.[47]
Und auch Elisabeth Kopp aus dem Heidekampweg 19 in Berlin-Baumschulenweg gehörte zu den wenigen Deutschen, die ihre Menschlichkeit bewahrten und selbstlos Hilfe leisteten.[48]

Am 12. August 1945, wenige Wochen nach der Befreiung, waren in Treptow noch 114 Juden, davon 47 männlich und 67 weiblich, erfaßt[49]. Mindestens 36 von ihnen hatten in »privilegierten Mischehen« überlebt.[50]

Die Mehrzahl der überlebenden Treptower Juden hat Deutschland nach Kriegsende verlassen. Es sind nur vereinzelt Fälle bekannt, daß ein emigrierter oder ein deportierter Treptower Jude, der den Holocaust überlebt hat, nach Treptow zurückgekehrt ist.

Anmerkungen

1 Treptow im heutigen Sinne umfaßt die Ortsteile Treptow, Baumschulenweg, Plänterwald, Johannisthal, Niederschöneweide, Adlershof, Altglienicke und Bohnsdorf. Dies sind auch die Orte bzw. Ortsteile, auf die sich unsere Untersuchungen erstreckten.
Das eigentliche – »historische« – Treptow, das zwischen 1876 und der Eingemeindung nach Berlin 1920 selbständige Landgemeinde im Landkreis Teltow war, umfaßte nur die heutigen Ortsteile Treptow und Baumschulenweg, Plänterwald entstand erst Ende der 20er Jahre.
Johannisthal (seit 1880) und Niederschöneweide (seit 1871) waren ebenso bis 1920 selbständige Gemeinden im Landkreis Teltow wie Altglienicke (seit 1893), Adlershof (seit 1879) oder Bohnsdorf. Letzteres gehörte ab 1920 zunächst zu Köpenick und wurde erst 1938 – im »Austausch« gegen Oberschöneweide (Oberschöneweide war 1871 selbständige Gemeinde im Landkreis Niederbarnim geworden und von 1920 bis 1938 ein Ortsteil des Bezirkes Treptow), das an Köpenick ging – ein Treptower Ortsteil.
Mit anderen Worten, Treptow in seiner heutigen territorialen Gestalt existiert erst seit etwas mehr als 50 Jahren. Wenn also in älteren Publikationen und Akten von Treptow die Rede ist, geht es fast immer nur um die heutigen Ortsteile Treptow und Baumschulenweg.
2 vgl. dazu auch: Dr. Richard Lohmann, Aus Treptows Vergangenheit. Eine Geschichte des Ortes bis 1914, Berlin 1914, S. 16 f.

3 vgl. Juden in Kreuzberg, Edition Hentrich, Berlin 1991, S. 131 f.

4 Daniel Itzig (später Hitzig), 1723–1799, Hofbankier Friedrich Wilhelm II.; ab 1764 Vorsteher der Berliner Jüdischen Gemeinde und später Vertreter aller preußischen Juden; erhielt als erster Jude mit seiner Familie die vollen preußischen Bürgerrechte.

5 Moses Mendelssohn, 1729–1786, Philosoph, Verfechter der Ideen der Aufklärung und Wegbereiter der Emanzipation des deutschen Judentums.

6 vgl.: Katalog zur Ausstellung »Jüdische Lebenswelten« im Martin-Gropius-Bau Berlin, Berlin 1992, Anmerkungen zu den Ausstellungsstücken 9/40 und 9/41

7 vgl. dazu auch: Zehn Brüder waren wir gewesen ... Spuren jüdischen Lebens in Berlin-Neukölln, Herausgegeben von Dorothea Kolland, Edition Hentrich, Berlin 1988, S. 11 f.

8 Ur-Meßtischblatt Nr. 1909 von 1839, Deutsche Staatsbibliothek (Ost-)Berlin, Kartenabteilung
Eine gute Reproduktion dieser Karte findet sich beispielsweise in: Hans-Jürgen Rach, Die Dörfer in Berlin. Ein Handbuch der ehemaligen Landgemeinden im Stadtgebiet von Berlin, Berlin (Ost) 1990, S. 232

9 Verzeichnis der wahlfähigen Mitglieder der jüdischen Gemeinde zu Berlin im Jahre 1913, Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin, O 19, Grünstraße 4

10 »Dieses Verzeichnis führt nicht sämtliche Gemeindemitglieder auf, sondern nur die wahlfähigen, d. h. alle männlichen, volljährigen und unbescholtenen Mitglieder, welche sich selbständig ernähren und während der letzten drei Etatsjahre (d. h. vom 1. April 1910 bis 31. März 1913) mit der Entrichtung der Gemeindebeiträge zur Zeit der Aufstellung der Wählerliste nicht im Rückstande geblieben sind....«, ebenda, S. 5

11 Jüdisches Jahrbuch für Groß-Berlin 1926, Scherbel & Co. Verlag Berlin-Grunewald 1926, S. 56

12 vgl. dazu Gerd Lüdersdorf, Die Jüdische Gemeinde. Zum 100. Gründungstag der »Synagogen-Gemeinde der Stadt Cöpenick und Umgebung« im vergangenen Jahr, in: Cöpenicker Dampfboot. Beiträge zur Geschichte des Stadtbezirks, Nr. 3, März 1990

13 z. B. Walter Heilbrunn, Adlershof, Feldherrnstraße 22a, über den an anderer Stelle noch berichtet werden wird.

14 Nach Informationen von Gerd Lüdersdorf, Berlin

15 Bis einschließlich 1933 wurden als Juden statistisch nur jene Personen erfaßt, die Mitglieder einer Jüdischen Gemeinde waren bzw. sich in anderer Weise öffentlich zur jüdischen Religion bekannten.

16 vgl. dazu u. a. Julius Rothholz, Die Zunahme der jüdischen Einwohner in den Vorortgemeinden Groß-Berlins, in: Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums, 73. Jahrgang, Neue Folge 37. Jahrgang, Frankfurt am Main 1929, S. 57–63

17 vgl. dazu Hans-Gerd Sellenthin, Geschichte der Juden in Berlin und des Hauses Fasanenstraße 79/80, Berlin (West) 1959. Die Zahlen für die Berliner Bezirke beziehen sich auf Anfang 1933.

18 Dr. Willy Spatz, Der Teltow. Bilder aus der Vergangenheit des Kreises Teltow, 3 Teile, Berlin (1905–) 1920, Druck und Verlag von Rob. Rohde, Berlin W., Teil 2, S. 144, S. 182 und S. 242
Wie zuverlässig diese Zahlen sind, läßt sich nur schwer sagen. Für Stadt und Umgebung Köpenick, die ja auch zum Landkreis Teltow gehörten, wird beispielsweise für das Jahr 1845 die Zahl von 29 Juden angegeben (vgl. dazu Ernst Kaerber, Deutsches Städtebuch, Band 1, Berlin 1938, so zitiert bei: Gerd Lüdersdorf, a. a. O.).
Die unterschiedlichen Angaben resultieren möglicherweise aus verschiedenen Bezugspunkten: Bei Spatz werden wahrscheinlich nur die wahlberechtigten Mitglieder einer Jüdischen Gemeinde erfaßt, bei Kaerber zusätzlich auch die Familienangehörigen.

19 vgl. dazu Hans-Jürgen Rach, Die Dörfer in Berlin. Ein Handbuch der ehemaligen Landgemeinden im Stadtgebiet von Berlin, VEB Verlag für Bauwesen, Berlin (Ost) 1990

20 Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. In sechzehn Bänden. F.A. Brockhaus in Leipzig, Berlin und Wien 1892, Stichwort: Juden

21 vgl. dazu Gerd Lüdersdorf, Die Synagogen-Gemeinde zu Coepenick, Ms., Berlin 1989 (Kopie im Besitz des Autors)

22 Königreich Preußen. Volkszählung am 1. Dezember 1900. Endgültiges Hauptergebnis für die Landgemeinde im Kreise Teltow, Regierungsbezirk Potsdam, in: Treptower Anzeiger, 24. November 1901

23 nach Julius Rothholz, a. a. O., S. 57 ff.; »Die Wohnbevölkerung der Stadt Berlin nach der Religion«, Ms., o.O. und o.J. (Kopie im Besitz des Autors) sowie Kriegstaschenbuch Berlin in Zahlen, Ausgabe 1942, Herausgegeben vom Statistischen Amt der Reichshauptstadt Berlin, Berlin 1942

24 Jüdisches Jahrbuch für Groß-Berlin 1926, a. a. O.

25 Gespräch mit Frau Hertha Schiller, Berlin-Adlershof, am 9. Dezember 1991
Im Jüdischen Adressbuch für Groß-Berlin, Ausgabe 1931 – Gültig bis Mitte 1932, Goedega Verlags-Gesellschaft m.b.H. Berlin 1931, wird zum Beispiel eine vierköpfige Familie Hirsch mit der Adresse Adlershof, Flugplatzgebäude 6, aufgeführt.

26 Die Wohlfahrtseinrichtungen in der Stadtgemeinde Berlin (Graubuch). Ein Auskunfts- und Handbuch, herausgegeben vom Archiv für Wohlfahrtspflege Berlin, Berlin 1927, S. 247
Auf S. 13 desselben Buches wird allerdings für das Treptower und das Neuköllner Amt die Adresse Neukölln, Isarstraße 8, Hermann Müller, angegeben. Es handelt sich dabei aber offensichtlich um einen Druckfehler, denn im Falle von Wedding, das mit Reinickendorf gemeinsam ein Amt hatte, wird ausdrücklich auf Reinickendorf verwiesen.

27 In den Akten des Provinzial-Schulkollegiums Potsdam im Brandenburgischen Landeshauptarchiv Potsdam, die Frau Dr. Monika Sonke, Berlin, für uns durcharbeitete, ist aus dem Jahre 1901 der kurios anmutende Fall eines einzelnen jüdischen Schülers aus Treptow überliefert. Besagter Schüler wurde zwangsweise in den evangelischen Religionsunterricht aufgenommen, da die zuständige Jüdische Gemeinde auf Grund der unzureichenden Verkehrsverbindungen nicht in der Lage war, den durch Gesetze aus dem Jahre 1847 bzw. 1856 obligatorischen Religionsunterricht zu gewährleisten. Ähnliche Fälle muß es auch in anderen Orten in der damaligen Umgebung Berlins gegeben haben, so daß die Jüdische Gemeinde der Erteilung des Religionsunterrichts in den Berliner Vorortgemeinden in der Folge mehr Aufmerksamkeit widmete. Die Schulbehörden waren jetzt allerdings nicht mehr bereit, die Namen der jüdischen Schüler zu nennen, die nunmehr evangelischen Religionsunterricht erhielten, da ihrer Meinung nach ein »Wechsel der Konfession« stattgefunden hatte.

28 Jüdisches Jahrbuch für Groß-Berlin 1926, a. a. O.

29 »Jüdische Rundschau«, Mai 1933
Zur Entwicklung des jüdischen Schulwesens in Berlin vgl. auch: Willi Holzer, Jüdische Schulen in Berlin. Am Beispiel der privaten Volksschule der jüdischen Gemeinde Rykestraße. Edition Hentrich, Berlin 1992

30 Wegweiser durch die Jüdische Gemeinde zu Berlin, Berlin 1937 (September), Selbstverlag, S. 20

31 Im Gedenkbuch: Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945, Koblenz 1986, ist der Name Elias Eppstein nicht aufgeführt.

32 »Jüdische Rundschau«, Januar 1925. Leider ist die Zahl der Wahlberechtigten nicht aufgeschlüsselt, so daß keine Angaben darüber vorliegen, wieviele Treptower darunter waren.

33 Gespräch mit Frau Inge Unikower, Berlin-Baumschulenweg, am 10. September 1991

34 RGBl. I 1933, Nr. 34, S. 175

35 In Treptow betraf das beispielsweise folgende Ärzte und Zahnärzte:
Alterthum-Glücksmann, Dr. Ruth, Johannisthal, Sterndamm 19
Berlin, Dr. Adolf, Niederschöneweide
Blumenthal-Barby, Dr. Karl, SO 36, Hoffmannstraße 12
Brandt, Dr. Lilli, Baumschulenweg, Kiefholzstraße 246
Eisenstaedt, Dr. Franz, Johannisthal, Pietschkerstraße 13
Grieß, Dr. Erika, geb. Pfingst, Johannisthal
Herzog, Dr. Max, Augenarzt, Niederschöneweide, Brückenstr. 31
Lazarus, Dr. Hans, Adlershof, Volkswohlstraße 121
Lechner, Dr. Alfons, Adlershof, Bismarckstraße 25
Michaelis, Dr. Oskar, Adlershof
Minz, Dr. Oskar, SO 33
Nathanblut, Dr. Julian, Treptow, Dammweg 57
Ruben-Wolf, Dr. Martha, Niederschöneweide; Berliner Str. 129
Schönlank, Dr. Arthur, SO 36, Am Treptower Park 35

Wolf, Dr. Lothar, Niederschöneweide, Berliner Str. 129
Diese Aufstellung ist nicht vollständig. Sie entstand auf der Grundlage von Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften sowie amtlichen bzw. offiziösen Mitteilungsblättern aus den Jahren 1933 und 1934, die zum Teil auszugsweise wiedergegeben wurden in:
Stephan Leibfried/Florian Tennstedt, Berufsverbote und Sozialpolitik 1933. Die Auswirkungen der nationalsozialistischen Machtergreifung auf die Krankenkassenverwaltung und die Kassenärzte, Bremen 1980

36 Dieses »Verzeichnis ...« ist ca. 1934 – eine genauere Datierung ist nicht möglich – von der »N.S.D.A.P., Gau Groß-Berlin, Kreis X, Amt für Kommunalpolitik, Berlin-Neukölln, Rathaus« erstellt worden. (Kopie im Besitz des Autors)

37 Reichsbürgergesetz vom 15. September 1935 (RGBl. I 1935 Nr. 100 S. 1146) und Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre vom 15. September 1935 (RGBl. I 1935 Nr. 100 S. 1176)

38 Gespräch mit Frau Inge Unikower, Berlin-Baumschulenweg, am 10. September 1991

39 Die Ereignisse der »Reichskristallnacht« in Adlershof werden in diesem Buch unter dem Titel »Ich suchte meinen Mann und kam mitten in den Pogrom« geschildert.

40 Im Landesarchiv Berlin, Außenstelle Breite Straße (ehemals Stadtarchiv Berlin), finden sich unter dem Titel »Ausbeutung jüdischer Zwangsarbeiter« Akten der Schering AG, Werk Adlershof.

41 »Polizeiverordnung ...« und »Ausgabe der Kennzeichen an die Juden in Berlin« in: »Jüdisches Nachrichtenblatt«, 12. September 1941

42 Landesarchiv Berlin, Akten der Oberfinanzdirektion, Az. 05205/IV/2194

43 vgl.: Robert M. W. Kempner, Die Ermordung von 35.000 Berliner Juden, in: Gegenwart im Rückblick, Festgabe für die Jüdische Gemeinde zu Berlin 25 Jahre nach dem Neubeginn, Lothar Stiehm Verlag, Heidelberg 1970, S. 180 ff.

44 Landesarchiv Berlin, Akten der Oberfinanzdirektion, Az. 67/380996

45 Wolfgang Benz, Nachwort, in: Alfred Heller, Dr. Seligmanns Auswanderung, Verlag C. H. Beck, München 1990, S. 346

46 Ansprache von Pfarrer Max Goosmann in der Kirche Arndtstraße in Berlin-Adlershof am 17. November 1970

47 Bericht von Frau Wally G., die nicht namentlich genannt werden möchte. Ida und Julius Hofsäß sind inzwischen verstorben.

48 Ihre Geschichte wird in diesem Buch unter dem Titel »Die Gerechten von Treptow« erzählt.

49 Berlin, Statistisches Jahrbuch 1947, Berlin 1947

50 »Liste III – Verzeichnis der nach der Befreiung durch die Alliierten in Berlin registrierten Juden welche als ›privilegiert‹ bezeichnet wurden, d. h. der Pflicht zum Tragen des Judensternes enthoben waren und deren Deportation genauso wie bei der Personengruppe unserer Liste II wegen der arischen Ehehälfte zurückgestellt war« – ohne Datum.
(Das Original der Liste befindet sich im Leo Baeck Institute New York, eine Kopie in der Bibliothek der Jüdischen Gemeinde Berlin).

Die Synagogengemeinde zu Coepenick

Von ANJA SCHINDLER

Da Treptow – wie schon dargestellt – in den heutigen Bezirksgrenzen erst seit 1920 existiert, gibt es keine geschlossene, einheitliche Darstellung dieses Bezirks. Jeder heutige Ortsteil Treptows hat seine spezifische Historie. Aber eines ist ihnen allen gemeinsam:

Die städtische Entwicklung dieser ehemaligen selbständigen Gemeinden beginnt mit dem Eintritt in die Berliner Verwaltung. In Erinnerungsberichten von Einwohnern der ehemaligen Gemeinden Niederschöneweide, Adlershof, Johannisthal, Altglienicke und Bohnsdorf kann man nachlesen, wie das Leben des heutigen Berliner Südostens vor der Jahrhundertwende aussah: eine Mischung aus beliebtem Ausflugsziel für die Berliner und langsam wachsender Industrie.[1] Letztere schließlich brachte die notwendigen Verkehrsmittel, die erforderlichen Wohnstätten für die Arbeiter und deren Familien sowie die Entwicklung eines funktionierenden Gemeindewesens. Gustav Schultz, einer der Verfasser dieser Erinnerungsberichte, schreibt Anfang der dreißiger Jahre über seine Kinder- und Jugendjahre in Niederschöneweide vor der Jahrhundertwende: »Der Gemeindevorsteher ... verwaltete die Gemeindegeschäfte eigentlich nur ehrenamtlich, denn die Bezahlung war eine so geringe, daß man nicht sagen kann, er hätte ein Gehalt dafür bekommen. Die Gemeindevertretung bestand aus fünf bis sieben Herren... Wenn in der Gemeinde die Mittel zur Bestreitung der Unkosten nicht genügten, berief der Gemeindevorsteher in seiner Not die Gemeindemitglieder zusammen, die dann darüber beraten sollten, wie das Geld aufzubringen wäre ... Es waren zu bezahlen: der Lehrer, der Nachtwächter, einige Unterstützungsbedürftige und die Unkosten für das Büro... Ein geordnetes Gemeindewesen, man kann sagen Gemeinschaftswesen, bestand damals noch nicht. Die (neu angesiedelten) Fabriken waren daher auf Selbsthilfe angewiesen. So kam es, daß jedes Werk eine eigene Feuerwehr gründete. Diese bestanden zuerst bei den Firmen ›Kunheim & Co‹ und ›Schultz & Co‹, der Textil-Aktiengesellschaft von A. & A. Lehmann und der Kattunfabrik von Wilhelm Wolff... Kirchlich gehörte Niederschöneweide zu Köpenick. Die Kinder mußten dorthin laufen, um den Konfirmanden-Unterricht zu hören...«[2]

So oder so ähnlich sieht es auch in den anderen Gemeinden des späteren Treptows aus. Alle diese Gemeinden unterstehen dem Amtsgericht Köpenick, der Magistrat Köpenick (seit 1381 eine selbständige Stadt) ist die unmittelbar »übergeordnete« Verwaltungsbehörde.

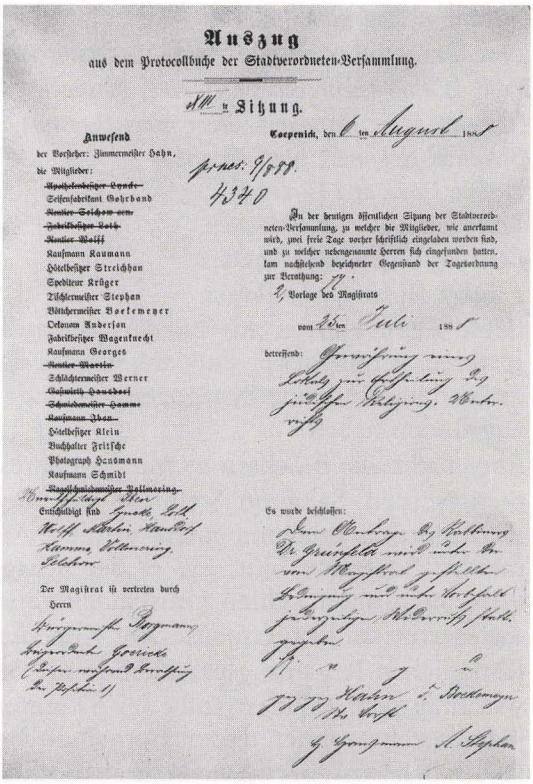
Frühe jüdische Spuren des heutigen Treptower Bezirks sind deshalb in den Verwaltungs- bzw. Polizeiakten der Stadt Köpenick zu finden. Neben den anderen Landgemeinden, die dem Amtsgerichtsbezirk Köpenick zugehören, sind Adlershof, Niederschöneweide, Johannisthal, Bohnsdorf und Altglienicke genannt. Die Gemeinde Treptow gehört bekanntlich nicht zu diesem Verwaltungsbezirk und findet deshalb in diesen Akten keine Erwähnung. Folgt man den Erinnerungen von Gustav Schultz, gehen die Kinder der Gemeinde Niederschöneweide nach

Köpenick zum Religionsunterricht. Wohin gehen eigentlich die jüdischen Kinder, wo findet ihr Religionsunterricht statt? Die Akten von Köpenick geben Auskunft:

Im Sommer 1888 wendet sich der Rabbiner Dr. H. Grünfeld aus Berlin, Landsberger Straße, an »Eure Wohllöbliche Schuldeputation zu Coepenick« mit der Bitte, für den zweimal in der Woche stattfindenden jüdischen Religionsunterricht ein »Schullokal« zur Verfügung zu stellen. »Es haben mich mehrere Väter in Coepenick (gemeint sind hiermit die Landgemeinden Köpenicks, d.V.) aufgefordert, ihren Kindern den jüdischen Religionsunterricht zu erteilen ... Da die jüdische Jugend daselbst eines jeden jüdischen Unterrichts entbehren ebenso die Verhältnisse es nicht gestatten, nur ein besonderes Schullokal für den zweimaligen wöchentlichen Unterricht zu mieten, bitte ich daher ganz ergebendst: Wohllöbliche Schuldeputation wolle mit Geneigtheit für die Erteilung des jüdischen Religionsunterrichts zweimal wöchentlich ein Schullokal einräumen ...«[3]

Die Schulkommission von Köpenick befürwortet dieses Anliegen und empfiehlt dem Magistrat diesem Antrag zuzustimmen. Ein Klassenraum der Knaben-Mittelschule stände dafür zur Verfügung. In der Stadt Köpenick selbst gibt es bereits einen gesonderten Religionsunterricht für jüdische Kinder: »Gegenwärtig besuchen achtzehn jüdische Kinder unsere Schule.«[4]

Soweit dieser Briefwechsel. Leider kennen wir weder die Namen noch die Anschriften der jüdischen Kinder.



Auszug
aus dem Protocollbuche der Stadtverordneten-Versammlung.

XIII. Sitzung.

Coepenick, den 6ten August 1888

Anwesend
der Vorsteher: Zimmermeister Hahn,
die Mitglieder:
~~Apothekenbesitzer Lynder~~
Seifenfabrikant Gohrband
~~Rentier Teichen sen.~~
~~Fabrikbesitzer Loth~~
~~Rentier Wolff~~
Kaufmann Kaumann
Hotelbesitzer Streichhan
Spediteur Krüger
Tischlermeister Stephan
Böttchermeister Boekemeyer
Oekonom Anderson
Fabrikbesitzer Wagenknecht
Kaufmann Georges
~~Rentier Martin~~
Schlachtermeister Werner
~~Gutsbesitz Haudosel~~
~~Schneidermeister Hamm~~
~~Kaufmann Ihsen~~
Hotelbesitzer Klein
Buchhalter Fritsche
Photograph Hansmann
Kaufmann Schmidt
~~Kaufmann Wollmering~~

Entschuldigt sind

Der Magistrat ist vertreten durch
Herrn

In der heutigen öffentlichen Sitzung der Stadtverordneten-Versammlung, zu welcher die Mitglieder, wie anerkannt wird, zwei freie Tage vorher schriftlich eingeladen worden sind, und zu welcher nebengenannte Herren sich eingefunden hatten, kam nachstehend bezeichneter Gegenstand der Tagesordnung zur Berathung:

4. Vorlage des Magistrats
vom 25ten Juli 1888
betreffend:

Es wurde beschlossen:

»Dem Antrag auf Gewährung eines Lokals zur Erteilung des jüdischen Religionsunterrichts wird stattgegeben«

Die ersten namentlichen Aufstellungen von Juden in Niederschöneweide, Adlershof, Johannisthal, Bohnsdorf und Altglienicke erfahren wir infolge der Durchsetzung des Gesetzes über die Verhältnisse der Juden vom 23. 6. 1847. Allerdings zieht sich die Realisierung dieses Gesetzes in dem uns interessierenden Verwaltungsbezirk sehr lange hin. Erst am 18. Mai des Jahres 1889 fordert der Regierungspräsident von Potsdam den Bürgermeister Borgmann von Coepenick auf, »gemäß der §§ 35, 36 des Gesetzes über die Verhältnisse der Juden vom 23. Juli 1847« ... die Bildung einer besonderen Synagogen-Gemeinde für Coepenick und die umliegenden Ortschaften» durchzusetzen.[5]

Nun gilt es für die Behörde erst einmal festzustellen, wieviele Juden überhaupt in den zuständigen Verwaltungsgrenzen leben. Alle Juden in den dazugehörigen Landgemeinden müssen jetzt zahlenmäßig und namentlich erfaßt werden. Auf eine entsprechende Anfrage erhält der Köpenicker Bürgermeister Borgmann die folgenden Antworten:

Der Gemeindevorsteher aus *Adlershof* teilt am 30. 7. 1889 mit:
zwei jüdische Bürger: *Emil Rothschild,* Kaufmann, eine Person, der andere Jude (ohne namentliche Nennung) wohnt nur im Sommer hier;
aus *Bohnsdorf* kommt folgende Information: *keine Juden;*
auch *Altglienicke* schreibt: *keine Juden;*
dafür meldet *Neuglienicke* (bis 1893 selbständig, dann zu Altglienicke gehörig und deshalb hier berücksichtigt): *Hermann Rosenbaum und Familie,* sieben Personen;
der Gemeindevorsteher aus *Johannisthal* meldet: zur Zeit jüdische Personen nur *»vorübergehend aufhaltsam«.*

Der Gemeindevorsteher von *Niederschöneweide* teilt am 22. 8. 1889 mit:
Wolf, Wilhelm, Fabrikbesitzer, zwei Personen,
Meinert, Max, Brauereibesitzer, zwei Personen,
Steinfeld, Salomon, fünf Personen,
Becker, Isaac, drei Personen,
Levy, Ludwig, zwei Personen,
Marcuse, Oskar, eine Person,
Fränkel, Richard, eine Person.

Diese neun Herren aus Niederschöneweide, Adlershof und Neuglienicke, dem späteren Altglienicke, sind diejenigen, die laut Amtsgerichtsbezirk Köpenick in die neuzugründende Synagogengemeinde »aufzunehmen« sind bzw. dieselbe mitzugründen haben.

Aber nicht alle möchten so ohne weiteres in die Gemeinde Köpenick aufgenommen werden. Salomon Steinfeld aus Niederschöneweide beispielsweise will gar nicht dorthin »eingemeindet« werden. Am 31. August 1889 teilt er dem Bürgermeister Borgmann mit, daß er der Synagogengemeinde zu Berlin angehört und diese auch unter keinen Umständen verlassen werde.[6] Das wiederum verstimmt die Herren im Bürgermeisteramt Köpenick. Hilfesuchend wenden sie sich an den Königlichen Regierungspräsidenten in Potsdam. Mit entsprechenden Argumenten will man dem »Widerstand« des Salomon Steinfeld und möglicherweise anderer jüdischer Bewohner dieser Gemeinde begegnen: Erstens gehört Niederschöneweide der Synagogengemeinde zu Berlin nicht an und auch keiner anderen und

3 Nachträge §13
1 Nachtrag - 14
6 Zusätze

Statut

Statut §40

für die

Synagogen-Gemeinde

zu

Coepenick.

Coepenick,
Druck von H. Jenne.

LISTE

der wahlberechtigten Mitglieder

der Synagogengemeinde zu Coepenick.

Name	Stand	Wohnort	Wohnung	Bemerkungen
Paul Falk	Kaufmann	Coepenick	Schloßplatz 2	
Max Cohn	"	"	" 3	Vorst.-Mitglied u. Rendant
Nathan Weiß	"	"	" 3	Repräsentant
Louis Rathanecka	"	"	Schlossstr. 6	
Julius Borrmann	"	"	" 21	Vorst.-Stellvertr.
Leopold Friedländer	"	"	" 26	
Gustav Baer	"	"	" 26	
3 David Cohn	"	"	" 26	
4 Dr. Friedemann	Arzt	"	Grünstr. 28	Repräsentant
Max Hirschfeld	Kaufmann	"	" 29	Vorst. Vorsitzender
Gotthold Pinkuß	"	"	Kietzerstr. 30a	
William Lehmann	"	"	Grünstr. 47	
5 Moritz Jacoby	Fabrikbesitzer	"	Kietzerstr. 40	
Moritz Hirsch	Kaufmann	"	" 41	Repräs. Vorsitzender
6 Emil Baumann	Cigarrenfabrikant	"	Grünstr. 52a	
" Bernstein	Amtsrichter	"	" 52b	Repräsentant
Schildower	Rechtsanwalt	"	Freiheit 5a	
David Strauss	Kaufmann	"	" 5b	
7 Emil Beck	Glasermeister	"	Hoemstr. 10d	
Elkan Zacharias	Zahnarzt	"	" 11f	
8 Bernhard Brandt	Pferdehändler	"	Schlossstr. 28	
Heinrich Kamm	Fouragehändler	"	Auestr. 61	Vorstands-Mitglied
Moritz Baumann	Fischer	"	Mingerhofenstr. 8	
9 Isidor Cohn	Kaufmann	Adlershof	Grünstrasse 1	Repräsentant
Adolf Cohn	Fabrikant	"	Friedenstr. 1	
Rudolf Cohn	Kaufmann	"	" 1	
10 Elias Cohn	Buchbinder	"	" 1	
" Dr. Adolf Cohn	Arzt	"	Heimatstr. 2	
" David Levin	Kaufmann	"	" 6	
Nathan Lewinsky	"	"	Friedenstr. 2a	
Samuel Kanin	Briefträger	"	Heilstr. 8a	
Ludwig Drefing	Arbeiter	"	Heimatstr. 36	
12 Wilhelm Boerwald	Kaufmann	"	" 39	
Max Ancanas	Handelsmann	Friedrichshagen	Friedrichstr. 8	
13 Hermann Baschwitz	Betr.-Secretär a. D.	"	" 21-24	
Martin Cohn	Kaufmann	"	evtl. Kemscher.	
Paul Cohn	Zeitungs-Agentieur	"	"	
Julius Borrmann	Kaufmann	"	Friedrichstr. 1+2	
Siegfried Borrmann	"	"	" 2	
Gustav Hirsch	"	"	Wilhelmstr. 42	
Carl Hellmann	Handelsmann	"	Friedrichstr. 42	
Dr. Max Jacoby	Arzt	"	" 43a	Repräsentant
Siegfried Michaelis	Kaufmann	"	" 44	
Rudolf Saalmann	Agent	"	" 45	
Louis Seidel	Kaufmann	"	" 46	
Dr. Georg Schiller	Arzt	"	" 46	
Emil Weber	Handelsbahnhr.	"	Kietzerstr. 7a	
Baruch Wellendorf	"	"	Schornweberstr. 11a	
Moritz Zucker	Kaufmann	"	Ahorn Allee 2a	
Berthold Gans	"	"	"	
David Levy	"	"	Friedrichstr. 5a	
Louis Witkower	Rittmeister	"	Coepenickerstr. 24	
Isaack Danziger	Kaufmann	Niederschöneweide	Hauptstrasse 9	
Julius Burg	"	"	Berlinerstr. 22a	
Ludwig Levy	"	"	Hasenheidestr. 1	
Herm. Schefflander	Fonds-Makler	"	Grünauerstr. 2	
Salomon Steinfeld	Kaufmann	"	Berlinerstr. 36	
Haberberg	Schneidermeister	Grünau	Friedrichstr. 7	
Kosanke	Buchbinder	"	Coepenickerstr. 104	
Dr. Landsberg	Arzt	"	" 1	
Dr. Michaelis	Chemiker	"	Friedrichstr. 7	
Sally Heimann	Kaufmann	Johannisthal	Moltkestr. 1	
Albert Kupper	"	Alt-Glienicke	Grünauerstr. 31	
Fabian Lehmann	"	"	Rudowerstr. 31	

Die Liste ist öffentlich ausgelegt worden vom 26 bis 28 März
13 ausgenommen sind Reklamationen
Coepenick 10 April 1896
Der Vorsteher
Der Synagogen-Gemeinde

Nr. 112 (am Aufgabeorte der Sendung)

Des Empfängers

Stand. Name. Wohnung.

Fleischer Lehmann

Daß ich Endesunterschriebener durch die Kaiserliche Postanstalt zu Nieder-Schöneweide.

eine Einschreibsendung

aus Cöpenick

von Den Vorstand der Synagogengemeinde

erhalten, bescheinige ich hiermit.

Nieder-Schöneweide., den 18. II. 1893

Richard Lehmann

Vollzogen nach dem Aufgabeorte der Sendung **sofort** und unter Einschreibung zurückzuschicken.

Porto Pf. Nr. 19 (am Bestimmungsorte der Sendung.)

C. 63a.

zweitens, würde man Niederschöneweide nicht miteinbeziehen, würden 2.091 Mark Steuergelder der Stadt verloren gehen. Und dann wäre das geplante und angeordnete Vorhaben aus finanziellen Gründen gefährdet.
Das überzeugt den Regierungspräsidenten, und er entscheidet unmißverständlich: Die Grenzen des Synagogenbezirks sind dem Amtsgerichtsbezirk zu Coepenick anzupassen.[7]
Jetzt will man in Köpenick rasch zur Tat schreiten. Nur einen Monat später, nachdem alle jüdischen wahlberechtigten Männer der Köpenicker Landgemeinden namentlich erfaßt worden sind, findet am 30. August 1889 im Rathaus-Saal des Magistrats die Wahl der Repräsentanten der Synagogengemeinde Köpenick statt. Ob die wahlberechtigten Juden aus Niederschöneweide immer noch verstimmt sind über ihre »Übernahme« nach Köpenick, ist nicht bekannt. Auf jeden Fall ist unter den ersten Funktionsträgern der neuen Synagogengemeinde kein Bürger aus dieser Landgemeinde zu finden. Die neue Gemeinde gibt sich selbstverständlich auch ein Statut. Am 9. April 1890 wird es von den Mitgliedern beraten und bestätigt. Aber erst am 26. September 1892, also mehr als zwei Jahre später, entschließt sich der Oberpräsident, Staatsminister Aschenbach in Potsdam »nach entsprechend durchgeführten Änderungswünschen von staatswegen« das Statut zu bestätigen.[8]
In den Akten des Landesarchivs findet man Originale von Einladungen bzw. Teilnehmerlisten für die Wahlen der Synagogenvorstände aus den Jahren 1892, 1893, 1894, 1896 und 1899. Sie sind u. a. Zeugnis von einer raschen Zunahme der jüdischen Bürger in den Landgemeinden Niederschöneweide und vor allem Adlershof. Da es sich immer nur um die Aufstellung der wahlberechtigten Gemeindemitglieder handelt, also der »Haushaltsvorstände« – sprich Männer, haben wir leider keine Kenntnis über die Frauen und Kinder.
Salomon Steinfeld aus Niederschöneweide hat sich, wie wir in der Aufstellung bis 1896 sehen können[9], damit abgefunden, nun doch zur Synagogengemeinde Köpenick zu gehören. 1899 ist er allerdings nicht mehr dabei. Ob er verstorben oder wie Herr Rosenbaum aus Altglienicke nach Berlin verzogen ist, konnte nicht ermittelt werden. Andere, wie der Direktor Richard Lehmann aus Niederschöneweide, verlassen die Gemeinde aus Überzeugung. Sie fühlen sich der jüdischen Glaubensgemeinschaft nicht mehr zugehörig und dokumentieren das konsequent mit dem Austritt.
Mit der Bildung des Bezirkes Treptow und dessen Aufnahme in die Berliner Verwaltungszuständigkeit im Jahre 1920 verliert die Köpenicker Gemeinde ihre Zuständigkeit für die Treptower Juden.
Das vielfältige jüdische Leben in Berlin mit den orthodoxen, liberalen und Reformsynagogen bietet jedem Glaubensjuden die Möglichkeit, die ihm genehme Gemeinde zu wählen.
Die Synagogengemeinde Köpenick bleibt auch nach der Bildung von Groß-Berlin selbständig.
In der Pogromnacht im November 1938 wird die Köpenicker Synagoge demoliert. Die endgültige Beseitigung des jüdischen Gemeindehauses erfolgt erst nach dem Krieg.

Aufstellung der wahlberechtigten Gemeindemitglieder der Synagogen-Gemeinde Köpenick

Wahlliste des Jahres 1890

Emil Rothschild, Kaufmann aus Adlershof
Wilhelm Wolff, Fabrikbesitzer aus Niederschöneweide
Max Meinert, Brauereibesitzer aus Niederschöneweide
Salomon Steinfeld, Kaufmann aus Niederschöneweide
Isaac Becker, Kaufmann aus Niederschöneweide
Ludwig Levy, Kaufmann aus Niederschöneweide
Oscar Marcuse, Handelsgehilfe aus Niederschöneweide

Wahlliste des Jahres 1892

Adolf Cohn,	Dr.med.	Adlershof	Bismarkstr. 19
Fabian	Handelsmann	Altglienicke	Grünauer Str. 2a
Lehmann	Direktor	N.weide	Berliner Str. 20
Lewin	Schneider	Adlershof	Bismarkstr. 35
Marcuse	Handelsgehilfe	N.weide	Berliner Str. 21
Rosenbaum	Kaufmann	Altglienicke	Rudower Str. 2
Steinfeld	Kaufmann	N.weide	Berliner Str. 4
Wolff	Fabrikbesitzer	N.weide	Sedanstr. 5

Wahlliste des Jahres 1896

In diesem Jahr erscheinen in dem Verzeichnis der wahlberechtigten Mitglieder einige neue Namen, andere, bereits bekannte Namen tauchen nicht mehr auf, auffallend ist die Zunahme der jüdischen Bürger in Adlershof

Isidor Cohn	Kaufmann	Adlershof	Friedenstr. 4
Adolf Cohn	Fabrikant	Adlershof	Friedenstr. 4
Rudolf Cohn	Kaufmann	Adlershof	Friedenstr. 4
Elias Cohn	Buchhalter	Adlershof	Friedenstr. 4
Dr. A. Cohn	Arzt	Adlershof	Bismarkstr. 7
David Lewin	Kaufmann	Adlershof	Bismarkstr. 6
Nathan Lewinsky	Kaufmann	Adlershof	Friedenstr. 20
Samuel Kanin	Briefträger	Adlershof	Helbigstr. 8a
Ludwig Erstling	Arbeiter	Adlershof	Bismarkstr. 36
Wilhelm Baerwald	Kaufmann	Adlershof	Bismarkstr. 6

Isaac Baecker	Kaufmann	Niederschöneweide	Hasselwerderstr 9
Julius Burg	Kaufmann	Niederschöneweide	Berliner Str. 22a
Ludwig Lewin	Kaufmann	Niederschöneweide	Hasselwerderstr 4
Hermann Schottländer	Fondsmakler	Niederschöneweide	Grünauer Str. 2
Salomon Steinfeld	Kaufmann	Niederschöneweide	Berliner Str. 30
Sally Heimann	Kaufmann	Johannisthal	Moltkestr. 1
Albert Koper	Kaufmann	Altglienicke	Grünauer Str. 31
Fabian Lehmann	Kaufmann	Altglienicke	Rudower Str. 3b

Die letzte Wahlliste, die in der Akte der Polizeiverwaltung Köpenick unter »Judensachen« gefunden wurde, ist aus dem Jahre
1899

Isaac Becker	Kaufmann	Niederschöneweide	Hasselwerderstr. 9
M.I. Guttmann	Kaufmann	Niederschöneweide	Berliner Str. 32
Felix Guttmann	Kaufmann	Niederschöneweide	Berliner Str. 32
Adolf Katzki	Commis	Niederschöneweide	Berliner Str. 32
Georg Wolff	Fabrikbes.	Niederschöneweide	Sedanstr. 5
Wilh. Baerwald	Kaufmann	Adlershof	Bismarkstr. 7
Dr. A. Cohn	Arzt	Adlershof	Bismarkstr. 4
Adolf Cohn	Fabrikant	Adlershof	Friedenstr. 4
Isaac Cohn	Kaufmann	Adlershof	Friedenstr. 4
Elias Cohn	Buchbinder	Adlershof	Friedenstr. 4
Rudolf Cohn	Kaufmann	Adlershof	Friedenstr. 4
Adolf Israel	Kaufmann	Adlershof	Bismarkstr. 6
Samuel Kanin	Briefträger	Adlershof	Helbigstr. 8a
Nathan Lewinski	Kaufmann	Adlershof	Sedanstr. 2
Berhold Loewenthal	Kaufmann	Adlershof	Hackenbergstr. 3
Benno Michaelis	Kaufmann	Adlershof	Sedanstr. 2
Moritz Morgenstern	Buchbinder	Adlershof	Sedanstr. 4
Isodor Roesler	Ingenieur	Adlershof	Arndtstr. (o. Nr.)
Fabian Lehmann	Kaufmann	Altglienicke	Rudower Str. 3
Albert Kopper	Kaufmann	Altglienicke	Grünauer Str. 39

Anmerkungen

1 Heimatkunde des Bezirks XV (Treptow) 1934, Außenstelle des Landesarchiv Berlin, Rep. 45-08/30

2 aus: Heimatliche Ausführungen über Treptow, Niederschöneweide und Johannisthal von Gustav Schultz. In: Heimatkunde des Bezirks XV (Treptow) 1934, Rep. 45-08/30, a. a. O.

3-9 Akten der Polizeiverwaltung Coepenick, Rep. 46-01, a. a. O.

Prominente Juden in Treptow

Von RONALD FRIEDMANN

Im Zuge unserer Recherchen sind wir wiederholt auf Berichte und Informationen über prominente jüdische Menschen gestoßen, die in der einen oder anderen Form Spuren in Treptow hinterlassen haben. Doch entweder kann man sie nicht als Treptower bezeichnen, weil sie zwar in irgendeiner Weise für die Geschicke des Bezirks wichtig waren, sie aber nicht in Treptow lebten, oder weil ihre Rolle für Treptow eher zufällig, nicht an den Ort gebunden war. Oder aber es handelt sich um Menschen, bei denen die Darstellung ihres Lebensweges den Rahmen dieses Buches sprengen würde, weil ihre Bedeutung weit über Treptow hinaus ging. Diese Treptower sollen hier zumindest eine kurze Erwähnung finden.[1]

Ludwig Max Goldberger

»Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten« – Wohl jeder hat diesen beinahe hemmungslosen Euphemismus schon einmal gehört oder gelesen, mit dem die USA auch heute noch gelegentlich beschrieben werden. Aber nur sehr wenige kennen seinen Ursprung: Im Jahre 1902 hatte Ludwig Max Goldberger, u. a. Königlich-Preußischer Geheimer Kommerzien-Rat, nach einer längeren Studienreise durch die Vereinigten Staaten im Auftrag der deutschen Reichsregierung in Berlin ein Buch mit eben diesem Titel publiziert: »Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Beobachtungen über das Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten von Amerika«.

Sechs Jahre zuvor, 1896, war Ludwig Max Goldberger, zu dessen zahllosen Titeln auch der eines »Präsidenten der ständigen Ausstellungskommission für die deutsche Industrie« gehörte, Ideengeber und Organisator der Internationalen Gewer-

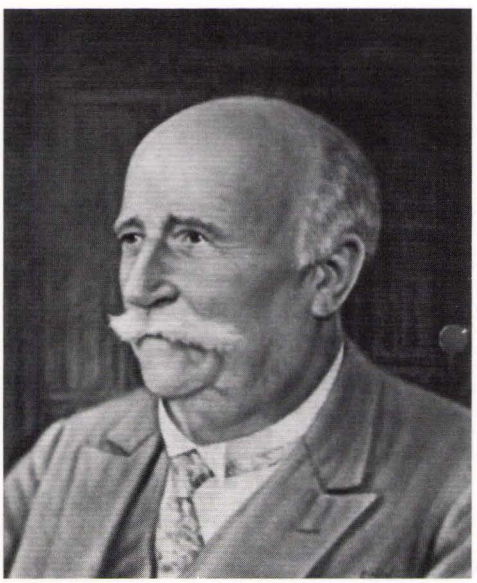


Ludwig Max Goldberger

beausstellung im Treptower Park gewesen, von der für Treptow und ganz Berlin bedeutende Impulse für die weitere wirtschaftliche Entwicklung ausgingen.
Ludwig Max Goldberger wurde 1848 in Tarnowitz/Oberschlesien geboren. Schon in jungen Jahren kam er nach Berlin, sein Abitur erwarb er am Französischen Gymnasium.
1877 heiratete er Clara Simon, eine Tochter des (ebenfalls jüdischen) Geheim-Rates Louis Simon.
Als Bankier gehörte Ludwig Max Goldberger 1872 zu den Mitbegründern der Dresdner Bank.
Einen bedeutenden Ruf erwarb er sich auch als Förderer der Kunst und Mitglied der »Sachverständigen-Kommission für die amerikanischen Sammlungen des Königlichen Museums für Völkerkunde«.
Max Ludwig Goldberger starb im Jahre 1913 und wurde auf dem Jüdischen Friedhof in Berlin, Schönhauser Allee 23–25, in der Abteilung L, beigesetzt.[2]

Friedrich Simon und Günther Hermann Archenhold

Kaum ein Berlin-Besucher versäumt die Gelegenheit, bei einer Fahrt durch den Treptower Park zumindest einen Blick auf das weltberühmte Riesenfernrohr der Archenhold-Sternwarte zu werfen, das mit einem Objektivdurchschnitt von 60 Zentimetern und einer Brennweite von 21 Metern das größte Fernrohr seiner Art in der Welt ist. Das Fernrohr war auf Betreiben des Astronomen Friedrich Simon Archenhold anläßlich der Berliner Gewerbeausstellung 1896 gebaut worden. Nach Abschluß der Ausstellung wurde die Treptower Volkssternwarte gegründet, deren Direktor F. S. Archenhold rund drei Jahrzehnte war.
F. S. Archenhold wurde am 2. Oktober 1861 in Lichtenau/Westfalen als Sohn des jüdischen Kaufmannes Moses Archenhold und seiner Frau Rosa, geb. Blumenfeld, geboren.



Friedrich Simon Archenhold

Zunächst studierte Archenhold in Straßburg, ging dann aber sehr schnell nach Berlin, wo er Schüler des bekannten Astronomen Wilhelm Förster wurde. Seit 1891 arbeitete er auf der Außenstation Grunewald der Berliner Sternwarte. 1907 erwarb Archenhold an der Western University Pennsylvania in Pittsburgh, USA, den Doktor-Titel.
Nach seiner Berufung zum Direktor der Volkssternwarte im Treptower Park widmete er einen großen Teil seiner Zeit und Kraft der populärwissenschaftlichen Arbeit; so gab er zum Beispiel ab 1900 die Zeitschrift »Das Weltall« heraus, in der Probleme der Astronomie in allgemeinverständlicher Weise erläutert wurden. Im Landesarchiv Berlin lagern noch heute Dokumente, die vom Bemühen Archenholds zeugen, die Sternwarte gerade in den Jahren der Weltwirtschaftskrise Ende der 1920er Jahre auch Arbeitslosen zu Veranstaltungen der unterschiedlichsten Art zugänglich zu machen.[3]
Doch selbstverständlich war die Treptower Sternwarte auch ein Ort bedeutender wissenschaftlicher Ereignisse: Am 2. Juni 1915 hielt Albert Einstein im »Verein der Freunde der Treptower Sternwarte« den ersten öffentlichen Vortrag über die spezielle Relativitätstheorie.[4]

Mit seiner Frau Alice, geb. Markus, geboren am 27. August 1874 in Berlin, hatte Friedrich Simon Archenhold einen Sohn, Günther Hermann, und drei Töchter. Die Familie Archenhold bewohnte eine Wohnung, die zum Komplex der Sternwarte gehörte. Die offizielle Adresse lautete Treptow, Köpenicker Landstraße 49.
Günther Hermann Archenhold wurde am 28. August 1904 in Treptow geboren. Seine Geburt wurde im Standesamt am 7. September 1904 angezeigt und dort unter der laufenden Nummer 136 registriert.
Obwohl sich Friedrich Simon Archenhold zum jüdischen Glauben bekannte, wurden seine Kinder protestantisch erzogen.

Günther Hermann Archenhold studierte von 1922 bis 1925 zunächst in Tübingen, dann in Berlin, Astronomie und Physik. Bereits seit 1924 war er Assistent seines Vaters in der Sternwarte. 1926, nach dem Abschluß seines Studiums, erhielt er dort eine offizielle Anstellung.
1931, sein Vater war inzwischen 70 Jahre alt, übernahm er die Leitung der Sternwarte. Er setzte die populärwissenschaftliche Arbeit seines Vaters fort und gewann dadurch selbst großes Ansehen.

Nach der Machtergreifung durch Hitler im Januar 1933 dienten die Räumlichkeiten der Sternwarte Treptower Mitgliedern der Kommunistischen Partei Deutschlands lange Zeit für geheime Treffs und als »Lagerplatz« für Flugblätter u. ä. Vater und Sohn Archenhold haben davon zumindest eine Ahnung gehabt, diese Aktivitäten aber toleriert.[5]

1936 verlor Günther Hermann Archenhold als »nichtarischer Christ«, wie es in der offiziellen Begründung hieß, seinen Posten als Direktor der Sternwarte. Die Familie Archenhold mußte ihre Wohnung räumen.

Friedrich Simon Archenhold starb am 14. Oktober 1939 in Berlin. Er mußte nicht mehr miterleben, daß seine Frau Alice und seine Tochter Hilde in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert wurden. Alice Archenhold starb dort am 9. Februar 1943; Hilde Archenhold starb im März 1944, ein genaues Todesdatum konnte nicht ermittelt werden. Das Schicksal der zwei anderen Archenhold-Töchter ist nicht bekannt.

Widersprüchliche Informationen liegen über den weiteren Weg von Günther Hermann Archenhold nach 1936 vor: Bis 1938 soll er an der Universität Zürich gearbeitet und dort im Februar 1938 promoviert haben. Ebenfalls noch 1938, vermutlich nach der Pogromnacht vom 9. November, wurde Günther Hermann Archenhold verhaftet und dann im Konzentrationslager Dachau gefangengehalten 1939 oder 1940 emigrierte er nach Großbritannien.[6] 1940 wurde Günther Hermann Archenhold in einem Internierungslager in Kanada gesehen.[7]
Nach Ende des Zweiten Weltkrieges ließ er sich endgültig in Großbritannien nieder und arbeitete dort auf dem Gebiet der Sonnenforschung. Im Herbst 1992, inzwischen 88 Jahre alt, besuchte Günther Hermann Archenhold Treptow und nahm u. a. an der Verleihung des Namens »Archenhold-Gymnasium« an eine Treptower Schule teil.

Bruno Woyda

Im Oktober 1933 erschien im »Berliner Jüdischen Gemeindeblatt« ein Artikel, der in den folgenden Wochen und Monaten zu heftigen Diskussionen unter den Juden in Berlin führen sollte. Seine Aussage war klar: Nur Illusionisten könnten annehmen, daß eine »Lösung der Judenfrage in Deutschland« durch außenstehende Kräfte herbeigeführt werden könne. »Unser Recht kann und soll uns nur von einer Stelle zuteil werden: vom deutschen Volk und seiner Führung. Nichts wird uns in dem Glauben wankend machen, daß dieses deutsche Volk und seine berufenen Führer die Tatsache des Vorhandenseins der jüdischen Deutschen anerkennen und ihr gerecht zu werden versuchen.«[8]

Der Autor dieses Artikels war Bruno Woyda, in den 20er und 30er Jahren einer der herausragenden Vertreter der religiös-liberalen Fraktion der Berliner und der preußischen Juden. Er wurde 1933/34 für wenige Monate »Treptower«, als er mit seiner Familie – seiner Frau Anni Veilchen, geborene Löwenstein, geboren 1903 in Berlin, und seinen Söhnen Walter Solomon, geboren 1926, und Hans Gerhard, geboren 1928 – in der Straße »Am Treptower Park« 45–46 Wohnung nahm.
Bruno Woyda wurde am 23. März 1900 in Berlin geboren. Zwar studierte er an der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg und erwarb den Titel eines Diplom-Ingenieurs, doch schon im Alter von 21 Jahren entschloß er sich, eine Laufbahn als Journalist und jüdischer Verbandsfunktionär einzuschlagen. Von 1921 bis 1929 war er Redakteur der *Jüdisch-Liberalen Zeitung,* der Berliner Wochenzeitung der *Vereinigung für das liberale Judentum.* Bereits seit 1925 nahm er wichtige



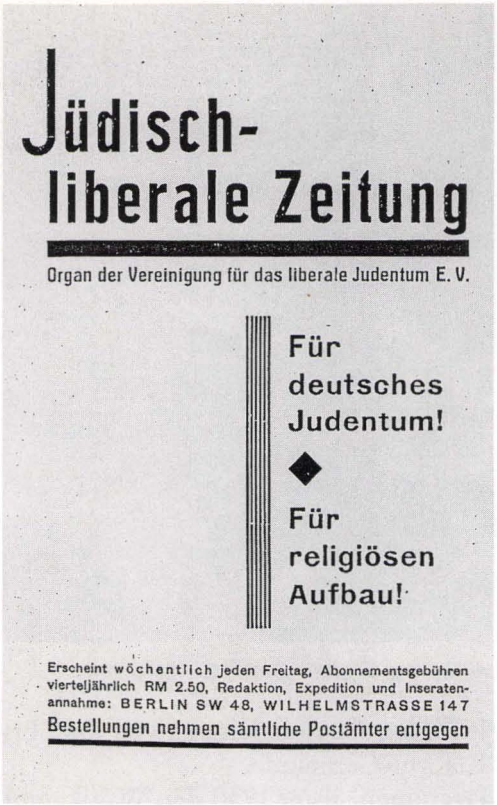
Bruno Woyda (ganz rechts), während einer Veranstaltung der Jüdischen Reformgemeinde

Positionen im Preußischen Landesverband Jüdischer Gemeinden ein. Von 1929 bis 1933 war er Geschäftsführer der Jüdischen Reform-Gemeinde.

Am deutlichsten wurden seine politischen Positionen, als er 1930 den Wahlkampf zur Rückgewinnung der liberalen Stimmenmehrheit in der Repräsentantenversammlung der Jüdischen Gemeinde nach dem Wahlsieg der Zionisten 1928 organisierte: Bruno Woyda vertrat konsequent die Position einer Anpassung an die Lebensweise in Deutschland bei gleichzeitiger selbstbewußter Beibehaltung des jüdischen Glaubens. Jede Spielart des Zionismus oder des damals so bezeichneten Nationaljudentums lehnte er grundsätzlich ab.[9]

Im Herbst 1933, also nach der Machtübergabe an die Nationalsozialisten, bemühte sich Bruno Woyda, gemeinsam mit anderen Mitgliedern der Jüdischen Reformgemeinde, einen Zusammenschluß aller jüdischen Deutschen zu erreichen, um unter den veränderten politischen Bedingungen mit vereinter Stimme sprechen zu können: »Es wäre gewiß sehr vorteilhaft, wenn unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen eine Organisation vorhanden wäre, dies kann und darf aber niemals eine Reichsvereinigung der ›deutschen Juden‹ sein, sondern nur eine solche der ›jüdischen Deutschen‹!«[10] So entstand im November, unter maßgeblicher Anteilnahme von Bruno Woyda, die »Erneuerungsbewegung der jüdischen Deutschen«.[11]

In dieser Zeit wurde Bruno Woyda Dezernent der *Jüdischen Wirtschaftshilfe* der Jüdischen Gemeinde Berlin. In dieser Funktion war er u. a. verantwortlich für Arbeitsnachweis, Berufsberatung, Kredithilfe, Berufsumschichtung und -ausbildung, Rechtsberatung usw. Die oftmals schmerzhaften Erfahrungen, die er dabei machen mußte, führten sehr schnell dazu, daß er zu seinem eigenen Bedauern



Jüdisch-
liberale Zeitung

Organ der Vereinigung für das liberale Judentum E. V.

Für deutsches Judentum!

◆

Für religiösen Aufbau!

Erscheint wöchentlich jeden Freitag, Abonnementsgebühren vierteljährlich RM 2.50, Redaktion, Expedition und Inseratenannahme: BERLIN SW 48, WILHELMSTRASSE 147

Bestellungen nehmen sämtliche Postämter entgegen

seine noch im Herbst 1933 über das deutsche Volk geäußerte Auffassung revidierte. Im November 1938, im Zusammenhang mit der »Reichskristallnacht«, wurde Bruno Woyda verhaftet, nachdem er bereits zuvor von den Nazis mit öffentlichem Redeverbot belegt worden war. Er kam ins Konzentrationslager Sachsenhausen, konnte aber 1939 mit seiner Familie nach Großbritannien emigrieren. Während des Krieges arbeitete Bruno Woyda dort als Ingenieur in der Rüstungsindustrie, später wurde er in London Briefmarkenhändler.

Viel Zeit und Kraft widmete Bruno Woyda nun der *World Union for Progressive Judaism* und dem *Council of Jews from Germany.* Bruno Woyda starb am 23. Dezember 1968.[12] Leider hat sich bisher kein kompetenter Autor gefunden, eine umfassende Biographie dieses interessanten und vielseitigen Menschen zu schreiben.

Anmerkungen

1 Diese »Einteilung« wurde allerdings nicht konsequent »durchgehalten«: Es finden sich in diesem Buch auch eigenständige Berichte über Personen, die durchaus hier hätten Erwähnung finden können oder vielleicht sogar müssen.

2 vgl. dazu auch: Wer ist wer?, VI. Ausgabe, Verlag H. A. Ludwig Degener, Leipzig 1912; und: Alfred Etzold, Joachim Fait, Peter Kirchner, Heinz Knobloch, Jüdische Friedhöfe in Berlin, Henschelverlag Kunst und Gesellschaft, Berlin (Ost) 1987, S. 37

3 Landesarchiv Berlin, Außenstelle Breite Straße, Rep. 45–08, Nr. 132, »Bezirksamt Treptow, Treptower Sternwarte 1922/1943«

4 vgl. dazu u. a.: Dieter und Ruth Glatzer, Berliner Leben 1914–1918, Rütten & Loening, Berlin (Ost) 1983

5 vgl. dazu auch: Dora Schaul, Zwischen Sternwarte und Zeuthener See. Antifaschistischer Kampf in Berlin-Treptow 1933–1945, Berlin-Treptow o. J. (1982), S. 5 f.

6 vgl. dazu den Artikel in: »International Biographical Dictionary of Central European Emigrés 1933–1945«, München -New York – London – Paris 1983

7 vgl. dazu den Brief von Helmut Kallmann, Nepean, Ontario, Kanada, vom 10. 5. 1992

8 so zitiert bei: Herbert Freeden, Die jüdische Presse im Dritten Reich. Eine Veröffentlichung des Leo Baeck Instituts, Jüdischer Verlag bei Athenäum, Frankfurt/Main 1987, S. 112

9 vgl. dazu den Artikel in: Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933, München – New York – London – Paris 1980

10 Mitteilungen der Jüdischen Reformgemeinde, 15. 10. 1933

11 vgl. dazu: Klaus J. Herrmann, Das Dritte Reich und die deutsch-jüdischen Organisationen 1933–1934, S. 12 f., Carl Heymanns Verlag KG, Köln – Berlin – Bonn – München 1969

12 siehe Anmerkung 11

Ein deutscher Beamter

Samuel Kanin, Adlershof, Helbigstraße 8 a

Von MONIKA BECKER

Samuel Kanin war schon 1896 der Briefträger von Adlershof und damit Beamter. Eine Respektsperson. Ein deutscher Beamter mit allen Würden, der von der vierzehntausend Menschen zählenden Bevölkerung des Ortes geachtet wurde. Und Samuel Kanin war auch eines der wahlfähigen Mitglieder der Synagogengemeinde Coepenick.

Obwohl die Postmenge um die Jahrhundertwende sicher nicht mit der heutigen zu vergleichen ist, hatte er einen verantwortungsvollen Beruf. Einen Beruf, bei dem es um die strickte Einhaltung von Gesetzen und Verfügungen ging. Und Samuel Kanin war ein sehr korrekter Mann. Daß man ihm lange vertraute, zeigt seine fast dreißigjährige Tätigkeit als Postbeamter. Diese Korrektheit des deutschen Beamtentums sollte für ihn und seine Familie, so wie für viele andere jüdische Menschen auch, eine unselige Bedeutung erhalten.

Seine Frau Ida, eine geborene Berger, gebar ihm am 31.01.1898 eine Tochter, der die klangvollen Namen Beate Irene Eugenia, gegeben wurden. Beide Eltern waren laut Geburtsurkunde »mosaischen Glaubens«. Samuel Kanin unterschrieb die Geburtsurkunde seiner Tochter einen Tag nach ihrer Geburt. Es mußte alles seine Ordnung haben.

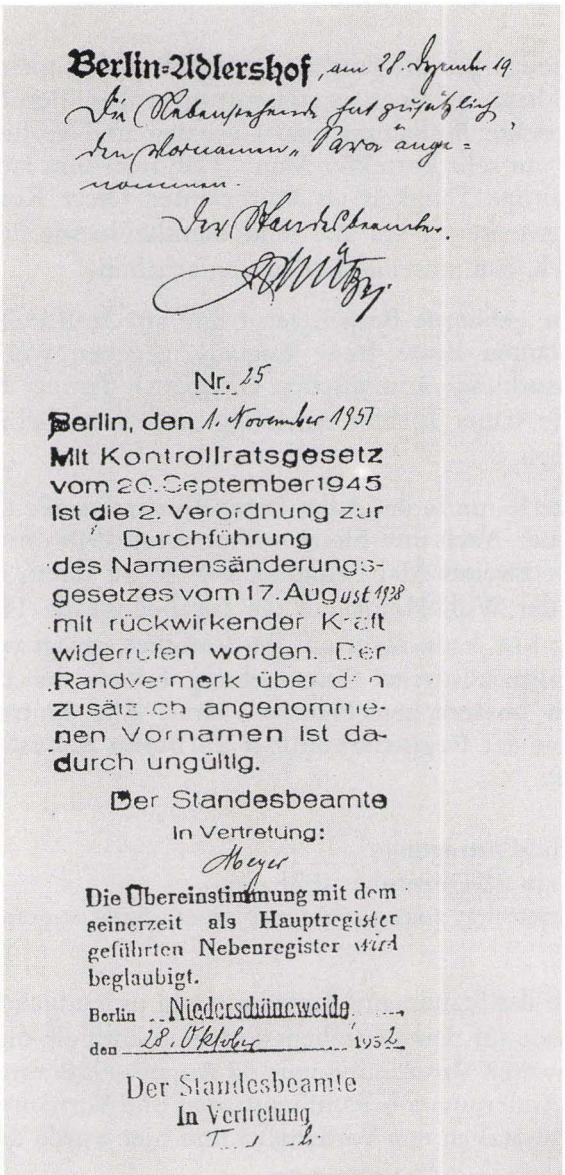
Bis 1929 lebte Beate Kanin in der Adlershofer Bismarckstraße 62 bei ihrem ersten Mann Jürgen Graener. Auch ihre Eltern wohnten seit 1919 dort.
Als Beate dann ein zweites Mal heiratete, zog sie zu ihrem neuen Mann, dem jüdischen Kunstmaler Willi Heinke in die Invalidenstraße 145. Was aus diesen Menschen geworden ist, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden.
Durch die nationalsozialistische Gesetzgebung erhielt die 1938 vierzigjährige Beate Heinke den zusätzlichen Namen »Sara«. Alle Eintragungen auf ihrer Geburtsurkunde mit der Registriernummer 25 Berlin Adlershof sollen hier wiedergegeben werden:

Eine handschriftliche Eintragung
»Berlin-Adlershof, am 28.Dezember 1938
Die Nebenbezeichnete hat zusätzlich den Namen ›Sara‹ angenommen.«

Ab 1939 hatte dann das Standesamt Treptow einen ordendlichen Stempel, der die gesetzliche Grundlage für den zusätzlichen Namen enthielt, mit folgendem Text:
»Auf Grund der Zweiten Verordnung vom 17. August 1938 zur Durchführung des Gesetzes über die Änderung von Familiennamen und Vornamen führt das nebenbezeichnete Kind zusätzlich den Vornamen« und hier wurde dann handschriftlich »Sara« eingetragen.

Ein weiterer Stempel
»Berlin, den 26. Oktober 1952
Mit Kontrollratsgesetz vom 20. September 1945 ist die 2. Verordnung zur Durchführung des Namensänderungsgesetzes vom 17. August 1938 mit rückwirkender Kraft widerrufen worden. Der Randvermerk über den zusätzlich angenommenen Vornamen ist dadurch ungültig.«

Beide Stempel wurden allen Urkunden aufgesetzt, auch wenn die Menschen, die es betraf, nicht mehr am Leben waren.


Berlin-Adlershof, am 28. Dezember 19
Der Rabbinerrath hat gestattet,
den Vornamen „Sara" anzu-
nehmen.
Der Standesbeamte.

Nr. 25
Berlin, den 1. November 1957
Mit Kontrollratsgesetz
vom 20. September 1945
ist die 2. Verordnung zur
Durchführung
des Namensänderungs-
gesetzes vom 17. August 1938
mit rückwirkender Kraft
widerrufen worden. Der
Randvermerk über den
zusätzlich angenommene-
nen Vornamen ist da-
durch ungültig.
Der Standesbeamte
In Vertretung:
Meyer
Die Übereinstimmung mit dem seinerzeit als Hauptregister geführten Nebenregister wird beglaubigt.
Berlin Niederschöneweide
den 28. Oktober 1952
Der Standesbeamte
In Vertretung

Ein Rundfunkpionier in Baumschulenweg

Leiser Leib Scharf, Baumschulenstraße 73, und seine Familie

Bearbeitet von RONALD FRIEDMANN



Leiser Leib Scharf als österreichischer Soldat

Mein Vater Leiser Leib Scharf[1] wurde 1875 in Galizien geboren, in Radziechow. Als Kleinkind kam er mit seinen Eltern nach Österreich, nach Wien. Ich nehme an, mein Großvater hatte berufliche Gründe für den Umzug. Er war selbständig, aber was er genau getan hat, das weiß ich nicht. Meine Großmutter hat nie gearbeitet. Meine Großeltern waren ganz fromme Juden. Es ging ihnen finanziell immer sehr gut, so daß meine Großmutter nie arbeiten mußte. Sie konnten sich sogar ein Dienstmädchen leisten.

Mein Vater hat in Wien eine Lehre als Tischler absolviert, also einen richtigen Handwerksberuf gelernt. Als er mit der Lehre fertig war, ist er dann, wie man früher so sagte, auf »Walze«, auf Wanderschaft gegangen. Und ist hier in Berlin gelandet. Er hatte ein möbliertes Zimmer in der Wrangelstraße, das ist in der Nähe vom Schlesischen Tor. Im gleichen Haus wohnte meine Mutter, und so haben sich meine Eltern kennengelernt. Die Brüder meiner Mutter waren befreundet mit meinem Vater, und sie haben meinen Vater und meine Mutter sozusagen »verkuppelt«. Sie haben gesagt »Leo« – mein Vater wurde Leo gerufen –, »wir haben eine dufte Schwester, die wäre richtig für dich.« Meine Mutter muß als junges Mädchen eine richtige Schönheit gewesen sein. Und so ging alles sehr schnell: einmal gesehen, gleich verliebt. Meine Mutter war gerade 18, als mein ältester Bruder geboren wurde. Die Familie meiner Mutter war christlich, daß mein Vater Jude war, störte dort aber niemanden. Dafür machte seine Familie Schwierigkeiten, weil er eine Nichtjüdin heiratete. Seine Eltern haben der Ehe niemals zugestimmt. Und deshalb wurde ich von den Eltern meines Vaters auch nicht als Enkeltochter akzeptiert.

Meine Mutter hat ihre Schwiegereltern einmal gesehen, und zwar war das im Ersten Weltkrieg. Mein Vater war bei den Österreichern als Soldat eingezogen. In Ungarn hat er vierzehn Tage in den Sümpfen gelegen. Da hat er sich ein schweres Nierenleiden zugezogen. Er kam nach Wien ins Lazarett. Meine Mutter erhielt die Nachricht, daß es Vater nicht gut geht. Sie ist also nach Wien gefahren, um ihn zu besuchen. Und bei der Gelegenheit hat sie einmal – durch Zufall – ihre Schwiegereltern gesehen. Die haben sie aber nicht einmal begrüßt. Das war 1917, da waren meine Eltern schon viele Jahre verheiratet.



Mit Frau und Söhnen, etwa 1915

Mein Vater hat hier in Berlin als Tischler gearbeitet. Nach dem Ersten Weltkrieg hat er mit einem Freund zusammen eine eigene Firma gegründet. Sie haben Gehäuse aus Holz für kleine Radioapparate gefertigt, und die Anoden für das Radio. Die funktionierten damals nur mit Kopfhörer. So etwas hat ihn interessiert. Und da hat er sich also mit einem Freund oder Kollegen zusammengetan und am Dönhoffplatz die Fabrik gegründet. »Scharf & Co.«.
1928 ist mein Vater dann ganz plötzlich gestorben. Er hatte zwar sein Nierenleiden und war auch jedes Jahr in Bad Kissingen zur Kur. Aber richtig krank, also bettlägerig, war er nie. Er kam an einem Mittwoch abends ins Krankenhaus und am nächsten Morgen war er tot. Meine Mutter hatte sich um die Firma nie gekümmert, und der Kompagnon wußte vor Schulden nicht ein noch aus. Er hatte irgendwie den Anschluß verpaßt. Da waren doch die elektrischen Radios aufgekommen. Und in der großen Krise Ende der 20er Jahre hat er Pleite gemacht. Da hat er sich – in der Firma – das Leben genommen, mit Gas. Und meine Mutter durfte die Schulden bezahlen, die Firma lief ja noch auf unseren Namen. Da hatte nach dem Tod meines Vaters keiner daran gedacht, daß man das hätte ändern müssen. Damals war ich sechs oder sieben Jahre alt. Ich weiß noch, wie meine Mutter nach Neukölln auf die Pfandleihe fuhr, um ihren Schmuck zu versetzen. Die Eheringe und eine lange Goldkette, um die Schulden zu bezahlen. Sie hat später aber alles wiedergeholt.
Meine Eltern haben am 9. Oktober 1899 geheiratet. Meine Bruder Siegfried Scharf wurde am 15. September 1899 geboren und mein Bruder Kurt Scharf am 3. März 1901. So um die Jahrhundertwende sind meine Eltern nach Baumschulenweg gekommen. Sie hatten zuerst ein Zimmer in der Behringstraße, dann zogen

sie in eine kleine Wohnung in der Baumschulenstraße, neben der Kirche. Da, wo dann später der Spielzeugladen war. Und dann wurde unsere Wohnung in der Baumschulenstraße 73 fertig, das muß 1904 oder 1907 gewesen sein. Das ist doch ein Eckhaus, dort an der Frauenlobstraße. Meine Eltern zogen also zuerst in die Frauenlobstraße 39. Das war eine Dreizimmerwohnung, zwei Treppen hoch. Da haben meine Eltern eine Weile gewohnt. Dann gingen die Jungen aus dem Haus und die Wohnung war plötzlich zu groß. Mein Vater war sehr sparsam. Er hätte sich die Wohnung leisten können, aber meine Eltern sind um die Ecke gezogen, in die Zweiraumwohnung in der Nummer 73. Die stand immer noch leer. Denn früher waren hier in Baumschulenweg zu 70 Prozent Lauben. Das war hier eine verhältnismäßig arme Gegend, so zwischen Bahnhof und Sonnenallee. Hinter dem Bahnhof, zur Köpenicker Landstraße hin, da haben die Geldleute gewohnt. Erst als die Lauben hier wegmußten, sind die Leute in die teuren Wohnungen gezogen. Denn 50 Mark Miete war damals sehr viel Geld. Meine Mutter war lange Jahre arbeitslos und bekam 12 Mark Arbeitslosenunterstützung die Woche. Das waren 48 Mark im Monat, aber die Miete hat 50 Mark gekostet. Da hat sie ein Zimmer für 30 Mark den Monat vermietet. So konnten wir unsere Miete bezahlen.

Und ich bin 1924 in der Wohnung in der Baumschulenstraße 73 geboren worden. Da waren meine Brüder schon erwachsen. Sie waren beide Berufsmusiker. Mein Vater interessierte sich ein bißchen für Musik. Für den Hausgebrauch spielte er sogar Geige. Und finanziell konnte er es sich leisten, meinen Brüdern eine entsprechende Ausbildung am Konservatorium zukommen zu lassen.

Meine Brüder sind nicht jüdisch erzogen worden. Sie wurden schon als Kleinkinder evangelisch getauft. Meine Brüder wollten auch später vom jüdischen Glauben gar nichts wissen. Sie haben beide evangelische Frauen geheiratet. Jeder hat sein Leben gelebt. Und in der Nazizeit war es ja für den jüdischen Glauben wirklich nicht gut bestellt. Auch wenn meine Brüder nicht als Mischlinge gegolten hätten, hätten sie mit den Nazis nichts am Hut gehabt. Normale Menschen konnten so etwas wie die Nazis nicht gutheißen. Meine beiden Brüder haben beruflich sehr leiden müssen. Um als Musiker arbeiten zu können, mußte man damals in der Berufsmusikkammer sein. Und als Halbjuden wurden sie dort ausgeschlossen und konnten so nicht mehr als Berufsmusiker arbeiten.

Als ich 1924, als Nachzügler, geboren wurde, da wollte mein Vater dann, daß ich nach seinem Glauben, also jüdisch erzogen werde. Damals ahnte man noch nichts von den Nazis und dem, was dann kommen sollte. Aber meine Mutter war der Meinung, daß man warten sollte, bis ich selbst entscheiden konnte. Als mein Vater 1928 starb, hat sie mich noch im gleichen Jahr taufen lassen. Das war mein Glück. Denn so brauchte ich in den Nazijahren keinen Judenstern zu tragen, obwohl ich als Halbjüdin galt. Wenn ich den jüdischen Glauben gehabt hätte, dann wäre ich Sternträgerin geworden.

Mein Vater war nicht gläubig. Aber er war sehr solidarisch mit anderen Juden. Er hätte nie bei einem Nichtjuden eingekauft. Er hat auch meiner Mutter verboten, anderswo einzukaufen. Dadurch kennen wir zum Beispiel den Laden der Familie Levy[2] hier in der Baumschulenstraße 11, den sie in der Kristallnacht so niederge-

macht haben. Da gab es auch Kurzwaren. Und meine Mutter war ja Weißnäherin, und sie hat ihren ganzen Nähbedarf immer nur dort gekauft. Mein Vater hat einem Christen nichts zukommen lassen. Da halten die Juden zusammen, heute noch.
Wie gesagt, mein Vater war kein gläubiger Jude. Aber einmal im Jahr ist er zur Synagoge mit uns gegangen. Ich glaube, in die am Fraenkelufer. Mit der ganzen Familie. Ich weiß aber nicht mehr, zu welchem Feiertag. Ich bin auch in späteren Jahren mit den Verwandten meines Vaters, das waren alles Juden, immer mal wieder in die Synagoge gegangen, zu besonderen Feiertagen. Ich bin gern in die Synagoge gegangen. Für mich war das wie ein Erlebnis. Da kommen viele Kirchen nicht mit. Wir hatten schöne Synagogen hier in Berlin.
Vaters Verwandte, also seine Cousinen, die sind nun auch nicht jede Woche in die Synagoge gegangen. Aber sie haben doch sehr fromm nach ihrem Glauben gelebt, vor allem mit dem Essen. Die Verwandtschaft meines Vaters hier in Berlin hat in der Alten Jacobstraße gewohnt, mitten im Scheunenviertel. Ich nehme an, daß sie auch aus Galizien stammten. Ich hatte auch nach dem Tod meines Vaters engen Kontakt zu ihnen, bis sie abgeholt wurden. Sie waren ja Volljuden und mußten den Stern tragen. Und an der Wohnungstür mußte auch einer sein. Da hat meine Mutter sich dann nicht mehr hingetraut während des Krieges. Ich war mindestens zwei oder drei Mal im Monat bei ihnen. Sie hießen Korngrün, ganz jüdischer Name. Das waren zwei Schwestern, die eine war verheiratet und die andere war ledig, die wollte nicht. Die lebte aber bei dem Ehepaar. Die hatten eine große Wohnung, vier oder fünf Zimmer. Oben war ein Dachgarten drauf. Zur damaligen Zeit ein ganz vornehmes Haus. Mein Onkel war Vertreter, die beiden Frauen haben zu Hause gestrickt, Kostüme und Jacken und ähnliches. Die hatten so viel Geld, daß sie sich ein Dienstmädchen leisten konnten. Eines Tages, das war schon während des Krieges, da war dieser Stadtteil so sehr bombardiert worden, sagte meine Mutter, daß ich am nächsten Abend nach der Arbeit zu Korngrüns fahren sollte. Ich fuhr also vom Halleschen Tor, ich glaube, mit der U-Bahn Richtung Jannowitzbrücke. Das Haus stand, aber es war alles versiegelt. Ich habe bei Nachbarsleuten geklingelt, und die haben mir gesagt, Korngrüns seien schon ein paar Wochen weg – da war ich mal eine Weile nicht da gewesen –, abgeholt, die ganze Familie. Wir haben nie wieder etwas von ihnen gehört.[3] Das kann vielleicht 1940 oder 1941 gewesen sein. Wenn die den Krieg überlebt hätten, dann wäre ihr erster Weg zu uns gewesen, weil wir überhaupt die einzigen Verwandten von ihnen hier waren.
Ich bin hier in der Kiefholzstraße in die Schule gegangen. Als die Nazis kamen, da muß ich so in der 4. Klasse gewesen sein. Wir hatten einen Lehrer, einen gewissen Franz Lenz. Er ist damals auch schon ein älterer Herr gewesen. Und nun war das so, daß die Lehrer mit »Heil Hitler« grüßen mußten. Und wenn der Lenz morgens in die Klasse kam, da hat er nur so mit dem Arm gewunken und »Morgen« gesagt. Weil wir eine Volljüdin in der Klasse hatten und zwei Mischlinge. Also er hat uns nie schikaniert, im Gegenteil. Ich hatte sowieso ein Privileg, ich durfte seine Aktentasche nach Hause bringen. Das war ein hohe Auszeichnung. Der wohnte Köpenicker Landstraße, gleich Baumschulenstraße links um die Ecke.

Ja, Franz Lenz, das war mein Lieblingslehrer. Unser Musiklehrer allerdings, das war ein ganz großer Nazi. Der kam mit der SA-Uniform zur Schule. Der hat mich völlig ignoriert, dem wäre es am liebsten gewesen, wenn ich gar nicht da gewesen wäre. Der mochte die Juden nun gar nicht.
Unser Hauswirt war kein Nazi, im Gegenteil. Ich ging immer die Miete bezahlen, und da bekam ich mal einen Bonbon oder ein Stück Schokolade, manchmal auch einen Fuffziger. Die sind uns nie in die Quere gekommen. Nachher hatten wir dann aber so einen Blockwart, so einen Obmann, der sich auch um den Luftschutz kümmerte. Der hat uns bei irgendeiner Behörde angezeigt wegen Lebensmittelkarten. Und da habe ich dann zwei Jahre lang, also die letzten zwei Jahre von 1943 bis 1945, keine Lebensmittelkarte mehr bekommen. So hat meine Mutter mich dann von ihrer Lebensmittelkarte mit ernährt.

Im Krieg, als junges Mädchen, da gab es Probleme. Ich war zwar nach außen nicht gekennzeichnet als Jüdin. Aber in unserer Kennkarte, da war so ein roter Strich quer durch, daß ich Halbjüdin war. Also waren wir sofort zu erkennen. Und wenn ich dann als junges Mädchen ins Kino wollte, ins »Silvana« in der Baumschulenstraße, wo heute das »Studio Bildende Kunst« ist, da kam ich nicht rein. Die an der Kasse wußte genau, daß ich Halbjüdin bin und hat mir deshalb keine Karte verkauft. Ich durfte ja eigentlich keine öffentlichen Vergnügungsstätten und so besuchen. Das war uns verboten als Juden, auch als Mischlinge.
Nach der Volksschule sollte ich eigentlich ans Lyzeum, auch hier in Baumschulenweg, in die graue Schule. Mein Lehrer, der Herr Lenz, hatte mit meiner Mutter gesprochen und sich dafür eingesetzt, daß ich eine Art Stipendium bekomme, weil meine Mutter Witwe war und nicht viel Geld hatte. Aber die Schulbehörde hat das nicht zugelassen: weil ich Halbjüdin war, durfte ich kein Lyzeum besuchen. Und so bin ich dann, auch mit Hilfe meines Lehrers, ein Jahr – 1938/39 – auf eine private Handelsschule in der Memhardtstraße gegangen.

Mit Hilfe von Verwandten von Mutters Seite fand ich Arbeit. Am Halleschen Tor, in der Blücherstraße, in einer großen Buchdruckerei. Mein Bruder Siegfried war auch dort beschäftigt, als Kraftfahrer. Er hat Ware ausgefahren. Mein Bruder Kurt sollte auch da arbeiten, aber er wollte sich nicht von der Verwandtschaft helfen lassen, keine Almosen. Er war genau wie mein Vater. Und so hat ihn das Arbeitsamt nach Steglitz, wo er damals wohnte, in eine Schraubenfabrik vermittelt. Da hat er sich mal im Ton vergriffen, nach dem er wieder als »Judenschwein« und so beschimpft worden war. Er hat sich nicht beherrschen können und eine Äußerung gegen die Nazis gemacht. Noch in der gleichen Nacht ist er abgeholt worden, das war im Mai 1943. Er wurde zur Organisation Todt abkommandiert und sollte dort Gräben ausheben. Er hatte aber als Kind einen Unfall gehabt, ein Pferdewagen hatte seine rechte Hand zerquetscht. Er hatte keinen Daumen mehr, hätte also keinen Spaten halten können. Der Lagerleiter hatte unheimliches Verständnis für ihn. Und so wurde er in die Schreibstube geschickt. Und abends durfte er für die Leute Musik machen. Dadurch hat er das Lager überlebt. 1945 wurde er von den Freunden, also der Sowjetarmee, befreit. Später war er offiziell Opfer des Faschismus.

Die Halbjüdin, die in meine Schulklasse ging, Ruth Drescher, hat den Krieg überlebt. Sie hat einen Christen geheiratet, nach 1945. Vor ein paar Jahren ist sie gestorben. Die andere, die Volljüdin, Luise Levy, die ist abgeholt worden. Die ganze Familie, die sind noch noch während der Schulzeit, noch vor dem Krieg abgeholt worden. In die Emigration sind sie sicher nicht gegangen, sie hatten kein Geld dafür. Die haben in einer Laube gewohnt, die Baumschulenstraße runter, über die Sonnenallee hinweg. Vor der Brücke auf der linken Seite, direkt an der Straße, da haben die eine Laube gehabt. Ganz erbärmlich, also so etwas von arm. Da war nichts unterkellert, da ging es gleich vom Garten flach in die Laube rein. Dann hatten sie so einen kleinen Kanonenofen in der Küche, da haben sie drauf gebrutzelt und sich etwas warm gemacht. Also wirklich, ganz arme Leute. Die Luise kam ein oder zwei Tage nicht in die Schule, da hat mein Lehrer zu mir gesagt, ich solle doch nach der Schule mal nach der Luise sehen. Und als ich dort hinkam, da konnte man schon sehen, alles durchgewühlt. Viele Sachen lagen im Garten. Und die Nachbarsleute sagten, die sind abgeholt worden, die ganze Familie. Also Luise und ihre Eltern, die hatten ja nur das eine Kind. Auch im Aussehen, ein ganz typisches jüdisches Mädchen. Das ist so 1937 oder 1938 passiert, noch während meiner Schulzeit.[4]

Nach dem Krieg, als alles vorbei war, da habe ich manchmal mit meiner Mutter darüber gesprochen, was mit mir passiert wäre, wenn der Krieg noch länger gedauert hätte. Wir haben uns gesagt, besser nicht darüber nachdenken.

Anmerkung

1 Mündlicher Bericht der Tochter Gisela Alte, geborene Scharf, Berlin-Baumschulenweg, am 10. März 1992

2 Hier irrt sich Frau Alte wahrscheinlich, denn nach uns vorliegenden Unterlagen war Inhaber des Geschäftes in der Baumschulenstraße 11 die – ebenfalls jüdische – Familie Bry.

3 Im Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945, Koblenz 1986, ist der Name Korngrün nicht aufgeführt.

4 Möglicherweise wurde die Familie Levy im Rahmen einer der sogenannten Polen-Aktion vergleichbaren Terrormaßnahme verschleppt und ins Ausland abgeschoben.

Die Villa

Familie Lehmann, Niederschöneweide, Hasselwerderstraße 22

Von ANJA SCHINDLER



Am 14. Oktober 1958 beschließt der Rat des Stadtbezirks Berlin-Treptow den Abriß der Häuser Hasselwerderstraße 16 bis 20 zwecks Errichtung eines Wohngebiets-Parks. Achtunddreißig Familien müssen mit neuen Wohnungen versorgt werden, damit dieses Vorhaben realisiert werden kann. Bereits am 1. November 1958 beginnt die Sprengung der leergezogenen Häuser, am 7. Oktober 1964, dem 15. Jahrestag der DDR, wird der fertiggestellte Erholungspark der Bevölkerung übergeben. Noch einmal, nämlich Anfang der 80er Jahre, fahren Baufahrzeuge an diese Stelle des Spreeufers. Eine längst fällige und langfristig geplante Abtragung des Ufers zur Begradigung des Spreeverlaufs wird realisiert.

Die alten, abrißreifen Häuser, die dem Park weichen müssen, und das Stückchen Halbinsel am Hasselwerder, das zu einem Teil der modernen Schiffahrt Platz macht, sind schon viel früher seinem Eigentümer abgesprochen: Auf der Grundlage der »Verfügung des Reiches über den Einzug jüdischen Vermögens« vom 1. Oktober 1942.[1] Nach dem Abriß und der Uferbegradigung bleibt dennoch etwas, das erinnern hilft: Die Villa Hasselwerderstraße 22. Alteingesessene wissen zu berichten, daß dort mal ein Jude mit seiner Familie gewohnt haben soll. Ein gewisser Lehmann. Eine erste Recherche ergibt, daß die Villa schon immer der Stadt Berlin gehört. Fast immer – denn davor ist sie Eigentum der A. & A. Lehmann-Aktiengesellschaft.

1880 gründen Alfred und Anton Lehmann ihre Plüschfabrik am Ufer der Spree, in Niederschöneweide bei Berlin. Sie gehören damit zu den drei ersten Fabrikanten an dieser Stelle des Spreeufers an der schönen Weide.

Niederschöneweide, seit 1871 so genannt – im Gegensatz zum nördlichen Teil an der Spree mit dem Namen Oberschöneweide – wird 1878 selbständige Landgemeinde. Seine Entwicklung beginnt als Ausflugsgebiet für die Berliner, und es wird sehr rasch zu einem großen Industriestandort. Damit verbunden ist die Schaffung eines entsprechenden proletarischen Wohngebiets. Sowohl der südliche als auch der nördliche Uferstrand zieht Neu-Fabrikanten, wie Kunheim, Lehmann, Schultz, Wolff u. a. an, die die chemische und Textilindustrie dorthin brin-

gen. Mit dem Voranschreiten der Industrie verliert Niederschöneweide immer mehr den Charakter eines Ausflugsgebietes, wobei über etliche Jahre die Mischung von Fabriken und Ausflugslokalen erhalten bleibt und bis heute noch sichtbare Spuren hinterlassen hat.

In Branchenbüchern, Adreßbüchern u. a. Zeitdokumenten findet man folgende offizielle Anzeige: »A & A Lehmann. Fabrik von Mohair und Seidenplüschen, Nouveautes, Shawes und Wollenstoffen. Fabrik mit Spinnerei, mechan. Webstühlen, Färberei, Druckerei, Appretur in Schöneweide bei Berlin.« Die Büroräume befinden sich in der Jerusalemer Straße 28. Mit Erfolg beteiligt sich die Aktiengesellschaft A & A Lehmann an der Gewerbeausstellung in Treptow 1896 und wird mit einer »Silbernen Staatsmedaille« und einem Ehrenzeugnis bedacht.[2]

Erbe des wachsenden Unternehmens soll Sohn Richard sein, geboren am 22. April 1864.

Richard Lehmann legt die Reifeprüfung am Friedrichs-Gymnasium in Berlin ab. Sein Chemiestudium ergänzt er mit dem Studium des Maschinenbaus an der Technischen Hochschule in Karlsruhe. Von 1886 bis 1887 hält er sich in England auf und erlernt dort die Textilfärberei. In Abendkursen an den »technical schools« erweitert er seine Kenntnisse auf dem Gebiet der Färberei und Weberei.

Nach Deutschland zurückgekehrt, dient er als Einjährig-Freiwilliger. 1888 tritt er in die väterliche Fabrik ein, zunächst als Abteilungsleiter. Das Unternehmen läuft gut, hat neben beträchtlichem Inlandsabsatz auch erfolgreichen Exportverkehr.

Im Jahre 1890 heiratet Richard Lehmann Elsbeth Joel, geboren am 11. Februar 1872 in Berlin.

Das junge Paar Lehmann wohnt nicht weit von der Textilfabrik entfernt, in der Berliner Straße 20, der heutigen Schnellerstraße. Später ziehen sie in eine etwas größere Wohnung in einem Mietshaus in der Hasselwerderstraße 8 – noch ein Stück näher zur Fabrik, die sich auf dem Gelände der heutigen Fließstraße 1–8 befindet.



Richard Lehmann als Kürassier der Kaiserlichen Armee, 1888



Hochzeit Richard Lehmanns mit Elsbeth Joel, 1890

Jüdische Religion oder jüdische Traditionen spielen keine Rolle im Leben der Lehmanns. Aber auch einer anderen Konfession fühlen sie sich nicht verpflichtet.[3]
Am 3. Januar 1892 wird die Tochter Edith, am 8. Juli 1895 der Sohn Hans geboren. 1899 stirbt Vater Anton, und Richard wird Direktor der Textilfabrik. Er übernimmt von seinem Vater nicht nur die Fabrik, sondern auch dessen gesellschaftliche Verpflichtungen: Er wird Gemeindevertreter in Niederschöneweide. Im Kreise der anderen Honoratioren der Gemeinde, wie dem Direktor Kunheim, trifft Richard Lehmann wichtige und auch weniger wichtige Entscheidungen.[4]
Er ist Mitglied der Industrie- und Handelskammer zu Berlin, Erster Vorsitzender des Verbandes Deutscher Krimmer- und Wollplüsch-Fabrikanten e.V., Vorstandsmitglied der Norddeutschen Textil-Berufsgenossenschaft und Mitglied der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften.
Er gehört zu den »höheren« Kreisen der Gesellschaft und ist ein anerkannter Vertreter der deutschen Wirtschaft.[5]
Es gibt wohl mehrere Gründe dafür, daß Else und Richard Lehmann beschließen, ihren Wohnort in der Gemeinde Niederschöneweide zu verlassen und in die Stadt, das heißt nach Berlin, zu ziehen. Da sind die gesellschaftliche Stellung und Verpflichtungen, die Kinder, der gewachsene Haushalt... Das alte kleine Mietshaus soll es jedenfalls nicht mehr sein. Die Herren des Vorstands der Aktiengesellschaft sind gar nicht glücklich darüber. Sie möchten, daß der Direktor in der Nähe der Fabrik wohnen bleibt. So wird folgender Kompromiß ausgehandelt: Die Aktiengesellschaft wird einen geeigneten Standort in Niederschöneweide erwerben und ein Haus für die Familie Lehmann bauen lassen. Man einigt sich auf Größe und Stil des Hauses. Die Extrawünsche, einen Garten und eine Parkanlage, ein Gewächshaus sowie ein kleines Haus für den Gärtner, bezahlt der künftige Hausbewohner. Gekauft wird das Grundstück Hasselwerderstraße 22, unmittelbar an der Fabrik und der Spree gelegen. 1901 beziehen Else und Richard Lehmann mit ihren beiden Kindern die Dienstvilla. Richard Lehmann hat sein Arbeitszimmer mit Blick auf den Garten, Else Lehmanns Salon befindet sich an der Spreeseite zum Park.
Daß auch alles wächst und gedeiht im Park vor dem Haus und im Gewächshaus, dafür sorgt mit viel Fleiß und und Liebe der Gärtner Pawlak. Dieser wohnt mit seiner Familie in dem besagten kleinen Häuschen.
Edith Lehmann, die Tochter, ist eine ehrgeizige, zielstrebige und intelligente junge Frau. In ihr sieht man die Erbin der langjährigen erfolgreichen Kaufmanns- und Fabrikantentradition. Sie studiert in Marburg Wirtschaftsökonomie und promoviert 1917 zum Dr. phil.
Anfang der 20er Jahre heiratet sie Arthur Feder (1887–1970), einen jüdischen Industriekaufmann. Nach dessen bekanntem Bruder, Ernst Feder, dem Redakteur des Berliner Tagesblattes, wird der 1923 geborene Sohn benannt: Wolfgang Ernst Feder.
Die Eheleute trennen sich nach einiger Zeit. 1926 heiratet sie Julius Feig (1884–1968). Er ist Mitglied des Aufsichtsrates in der A & A Lehmann AG, Direktor und Mitbesitzer der Firma I. G. Neumann-AG, einer der berühmtesten Herstellerinnen von Qualitätszigarren. Er ist Absolvent der Heidelberger Universität, promo-

viert, beherrscht u. a. die lateinische und die griechische Sprache. Im Ersten Weltkrieg ist er Frontkämpfer.
Im Jahre 1927 wird ihre Tochter Hedwig Leonore (Hedelore) Feig geboren.
Das Ehepaar Feig weilt oft mit den beiden Kindern Wolfgang und Hedelore zu Besuch bei den Eltern in Niederschöneweide. Für Wolfgang und Hedelore sind die beiden Gärtnerskinder Hubertus und Elisabeth Pawlak gute Spielgefährten, mit denen man im schönen Park der Großeltern herumtollen kann. Oft weilt auch Richard Lehmanns Mutter Clara, geborene Liebermann, in seinem Haus. Sie ist eine allgemein verehrte und gefürchtete Dame. Raucht Zigarren, nicht nur ihr Spazierstock erinnert an Adele Sandrock – die Kinder geben ihr auch den Namen.
Am 4. Juli 1928 stirbt, noch nicht ganz dreißigjährig, der Sohn von Richard und Else Lehmann, Hans. Er wird auf dem Waldfriedhof in der Wuhlheide beigesetzt, nicht weit entfernt von der Grabstätte der Familie Rathenau, mit der die Lehmanns weitläufig verwandt sind.
Richard Lehmann ist inzwischen zum Generaldirektor der Aktiengesellschaft ernannt worden. Seine Freizeit ist knapp bemessen, und er nutzt sie auf vielfältige Weise: Gern spielt er mit seinen Enkelkindern, wenn diese ihn besuchen, beschäftigt sich mit seinen Hunden und unternimmt mit seinem großen weißen Motorboot mit der Familie und den Gästen ausgiebige Fahrten auf den Gewässern von Berlin.
Niederschöneweide, seit 1920 zugehörig zum Bezirk Berlin-Treptow, ist am Ende der zwanziger Jahre ein bedeutender Industriestandort. Mit dem Entstehen bzw. Ausbau der chemischen, textilen und metallverarbeitenden Industrie wachsen gleichermaßen die Mietskasernen für die zunehmende Zahl der in diesen Betrieben beschäftigten Arbeiter und Angestellten.
Bereits seit der Jahrhundertwende besitzt Richard Lehmann den Grund und Boden am Hasselwerder, unmittelbar an der Spree gelegen, mit den darauf stehenden Wohnhäusern, und er läßt neue dazu bauen. In den Häusern Hasselwerderstraße 16 bis 20, so die offizielle Wohnanschrift, leben neun Familien. Ein Kino ist dann später in einem der Häuser untergebracht.
Die Weltwirtschaftskrise erschüttert die Berliner Industrie. Am 20. Mai 1932 findet in der Behrenstraße eine ordentliche Generalversammlung der Anton & Alfred Lehmann Aktiengesellschaft statt. Es nehmen die Herren des Aufsichtsrates teil: Justizrat Dr. Eugen Wolff, Direktor Dr. Max Hamburger, Dr. Walter Munk und Direktor Julius Feig. Den Geschäftsbericht gibt der Vorstandsvorsitzende, Generaldirektor Richard Lehmann: »Seit Abfassung des Geschäftsberichtes vom Juli 1931 hat sich die allgemeine wirtschaftliche Krisis verstärkt und mit ihr auch die Lage unserer Gesellschaft verschlechtert. Der Umsatz, den wir ohnedies schon niedrig veranschlagt hatten, ist selbst hinter unseren Erwartungen zurückgeblieben ... Die Weltwirtschaftskrise hat sich auch in unserem Unternehmen unaufhaltsam ausgewirkt ...«[6]
Mit viel kaufmännischem Geschick versucht man nun zu retten, was zu retten ist. Aber es ist eine Krise der Wirtschaft der gesamten Welt. Und am Horizont, von München her, erscheint der vermeintliche Messias – einer, der das deutsche Volk retten kann und will ... Und viele glauben ihm.

Die wirtschaftliche Lage verlangt es, daß Else und Richard Lehmann die Villa in der Hasselwerderstraße 22 verlassen. Sie gehört bekanntlich der Aktiengesellschaft und wird im Interesse der Gesellschaft an die Stadt Berlin verkauft. Später, schon während des Krieges, wird das Gelände der Fabrik an die Hüttenwerke der Kaiser AG verpachtet. Diese lagert dort zerstörte Flugzeugteile, bevor diese eingeschmolzen werden.[7] Nach dem Krieg wird der gesamte Komplex – die Kaiser- und die Lehmann-AG – der VEB BMHW (Berliner Metallhütten und Halbzeugwerke). Das Kulturhaus »Ernst Schneller« in der Fließstraße steht auf einem Teil des Geländes der ehemaligen Lehmann-AG.
Als die Nationalsozialisten im Januar 1933 die Macht übernehmen, wohnen Else und Richard in Grunewald, in einem kleinen Haus im Falterweg 13. Die Verordnungen und Gesetze lassen zunehmend jeden normalen Alltag der Juden in Deutschland unmöglich werden. Richard und Else Lehmann suchen nach Möglichkeiten für eine Ausreise der Tochter und ihrer Familie. Für sich selbst sehen sie »keinen Bedarf«. Ihnen werden »die« doch nichts tun!
Es hat schon immer enge Beziehungen der Familie zu England gegeben. Einerseits ist man als Textilunternehmer gut beraten, sich in England nach dem technischen Höchststand umzusehen, zum anderen gibt es auch Exportgeschäfte mit England, und was jetzt besonders wichtig wird, man hat sogar Verwandte in England: Sir Otto Jaffé, ein Cousin, ein Lord Mayor of Belfast, und dessen Sohn Arthur. Dieser bringt nun, im Jahre 1939, soviel Geld auf, daß neun Familienangehörige nach England auswandern können. Darunter ist auch Edith Feig, geborene Lehmann, mit Mann und Kindern. Richard und Else Lehmann bleiben in Deutschland.

Im Jahre 1941 müssen sie ihr Haus im Falterweg räumen. Denn bereits seit 1939 gibt es das Gesetz über Mietverhältnisse mit Juden, das die Grundlage für das Gesetz zur Zusammenlegung jüdischer Familien in »Judenhäusern« bildet.
Sie finden Unterkunft bei einer anderen jüdischen Familie in Steglitz, Mozartstraße 22. Einige Wochen später, im September 1941, müssen Else und Richard den »Judenstern« tragen. Inzwischen hat sich ihr Eigentum auf das Notwendigste reduziert. Aber noch immer glaubt Richard Lehmann, daß es nur darum geht, die schlimmen Zeiten zu überstehen, schließlich muß der ganze braune Spuk einmal vorbei sein. Wenn Hitler seinen Krieg gewonnen hat, dann wird er einsehen, daß die Juden nicht seine Feinde sind. So sagt er es »seinem« ehemaligen Gärtner Pawlak, der das Ehepaar Lehmann heimlich besucht und ihm ein paar Kleinigkeiten zum Essen mitbringt. Macht er sich oder dem Gärtner Mut mit solcher Art Reden? Denn froh sind sie schon, die Else und der Richard Lehmann, daß die Tochter, Enkelkinder und Schwiegersohn nicht mehr in Deutschland sind.

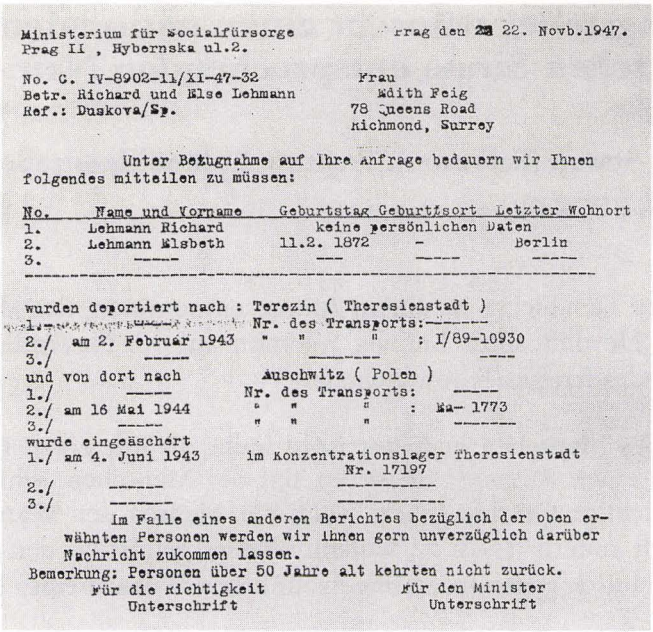
Die deutsche Wehrmacht feiert ihre Siege, der scheinbare Blitzsieg über die Sowjetunion stimmt die Führung euphorisch. Der Führer widmet sich jetzt seiner »eigentlichen historischen Aufgabe«: der Vernichtung der europäischen Juden. Die Idee ist längst Wirklichkeit geworden, die Gesetze sind seit langem geschrieben, die Entscheidungen getroffen, am Wannsee wird nur noch die Organisation besprochen.

Am 12. Mai 1942 stirbt Richards Mutter, Clara Lehmann, geb. Liebermann. Die Erben sind u. a. die Söhne Ernst, Pfarrer außer Amt in Heidelberg, und Richard, Generaldirektor außer Dienst. Seinen Erbteil erhält Richard Lehmann niemals. Er darf als Jude nicht über sein Vermögen verfügen, das laut Verfügung vom 1. 10. 1942 zugunsten des Reiches eingezogen wird. Dazu gehören nicht nur sein Bankvermögen, sondern auch die Wohnhäuser in der Hasselwerderstraße. Die Deutsche Bank verwaltet dieses dem Reich »zugefallene« Vermögen.[8]
Am 15. 12. 1942 müssen Elsbeth und Richard das Zimmer in der Mozartstraße verlassen. Sie werden von der Gestapo in das Jüdische Krankenhaus, Iranische Straße 2, verschleppt. In zwei kleinen Koffern haben sie nun noch ihr gesamtes Eigentum.
Das Jüdische Krankenhaus ist inzwischen ein Sammellager und Sitz einer Restverwaltung der Jüdischen Gemeinde, die nur noch dafür zu sorgen hat, daß Gestapobefehle ausgeführt werden.
Von hier erfolgen die planmäßig organisierten Deportationen nach Theresienstadt.
Am 2. Februar 1943 endet die Schlacht um Stalingrad. Für die faschistische Wehrmacht eine Niederlage, von der sie sich nicht mehr erholt. Für Millionen von Menschen beginnt ein Hoffen auf Freiheit und auf Frieden.
An diesem 2. Februar geht wieder ein Transport aus Berlin nach Theresienstadt, der 85. Alterstransport, wie es im Amtsdeutsch heißt. Mit diesem Transport fahren auch der Generaldirektor Richard Lehmann und seine Ehefrau Else, geborene Joel. Er ist 79 Jahre alt, sie ist 71.[9]



Das letzte Foto
von Else und Richard Lehmann

Am 4. Juni 1943 stirbt Richard Lehmann im Konzentrationslager Theresienstadt. Ein ganzes Jahr haust Elsbeth Lehmann noch in diesem Lager. Ständig gehen Transporte nach Auschwitz. Bei dem am 16. Mai 1944 ist Else dabei. Sie fährt in den Tod.
Im Jahre 1947 bemüht sich die Tochter Edith darum, nähere Angaben über das Schicksal ihrer Eltern zu erhalten. Auf eine entsprechende Anfrage antwortet ihr das zuständige Ministerium aus Prag u. a.: »Personen über 50 Jahre alt kehrten nicht zurück.«[10]



Ministerium für Socialfürsorge — Prag den 22. Novb.1947.
Prag II , Hybernska ul.2.

No. C. IV-8902-11/XI-47-32 — Frau
Betr. Richard und Else Lehmann — Edith Feig
Ref.: Duskova/Sp. — 78 Queens Road
Richmond, Surrey

Unter Bezugnahme auf Ihre Anfrage bedauern wir Ihnen folgendes mitteilen zu müssen:

No.	Name und Vorname	Geburtstag	Geburtsort	Letzter Wohnort
1.	Lehmann Richard	keine persönlichen Daten		
2.	Lehmann Elsbeth	11.2. 1872	-	Berlin
3.	-----	---	-----	-----

wurden deportiert nach : Terezin (Theresienstadt)
1./ ----- Nr. des Transports:------
2./ am 2. Februar 1943 " " " : I/89-10930
3./ ----- ---------- ----
und von dort nach Auschwitz (Polen)
1./ ----- Nr. des Transports: -----
2./ am 16 Mai 1944 " " " : Ea- 1773
3./ ----- " " " --------
wurde eingeäschert
1./ am 4. Juni 1943 im Konzentrationslager Theresienstadt
Nr. 17197
2./ ------ ----------
3./ ------ ----------

Im Falle eines anderen Berichtes bezüglich der oben erwähnten Personen werden wir Ihnen gern unverzüglich darüber Nachricht zukommen lassen.
Bemerkung: Personen über 50 Jahre alt kehrten nicht zurück.

Für die Richtigkeit — Unterschrift
Für den Minister — Unterschrift

Viele Jahre sind vergangen. Das Gras des Vergessens wächst... Aber noch finden sich Spuren. So die Villa in der Hasselwerderstraße 22. Sie wechselt noch oft ihre Mieter: Bis zum Ende des Krieges befindet sich dort der Sitz des Gesundheitsamtes Treptow mit dem Amtszimmer des Bezirksarztes. Im Mai 1945 wird sie für etliche Monate eine Kommendatur der Sowjetarmee. In den 50er Jahren ist sie wieder Dienstgebäude für die Abteilung Gesundheitswesen des Rates des Stadtbezirks Treptow. In den 70er Jahren geht die Rechtsträgerschaft an das Ministerium für Nationale Verteidigung der DDR über. Das Gebäude ist bis 1990 Sitz des Wehrkreiskommando Treptow. Mit der Auflösung der Nationalen Volksarmee steht das Objekt unter der Verwaltung der Treuhandanstalt. 1991 wird es wieder Eigentum der Stadt. Das Bezirksamt Treptow erhält die Villa zurück.

Anmerkungen

1 Akte der Oberfinanzdirektion, 41/24110, Landesarchiv Berlin
2 Berlin und seine Arbeit, Amtlicher Bericht der Gewerbeausstellung Berlin 1896, Verlag D. Reimer, Berlin 1898
3 Akte der Oberfinanzdirektion, 41/24110, a. a. O
4 Die Bezirksverwaltung Treptow, Außenstelle des Landesarchiv Berlin, Breite Straße, Rep. 55
5 Reichshandbuch der deutschen Gesellschaft, Bd. 2, Deutscher Wirtschaftsverlag Aktiengesellschaft, Berlin 1931, Landesarchiv Berlin
6 Protokollheft der Ordentlichen Generalversammlung der Anton & Alfred Lehmann Aktiengesellschaft Berlin Niederschöneweide, 1931, Original im Besitz von G. Joel, Berlin
7 Die Hüttenwerke AG Kayser, Außenstelle des Landesarchiv Berlin, Breite Straße, Rep. 250-01-11
8 Akte der Oberfinanzdirektion, 41/24110, a. a. O.
9 ebenda
10 Ministry of Social Welfare, Praha 1947, Kopie in Besitz von G. Joel, Berlin

Der Antragsteller wünscht einen nationalen, dem deutschen Sinne entsprechenden Namen zu führen[1]

Otto Ludwig Steven (Salomon), Treptow, Lohmühlenstraße 55–57

Von MONIKA BECKER

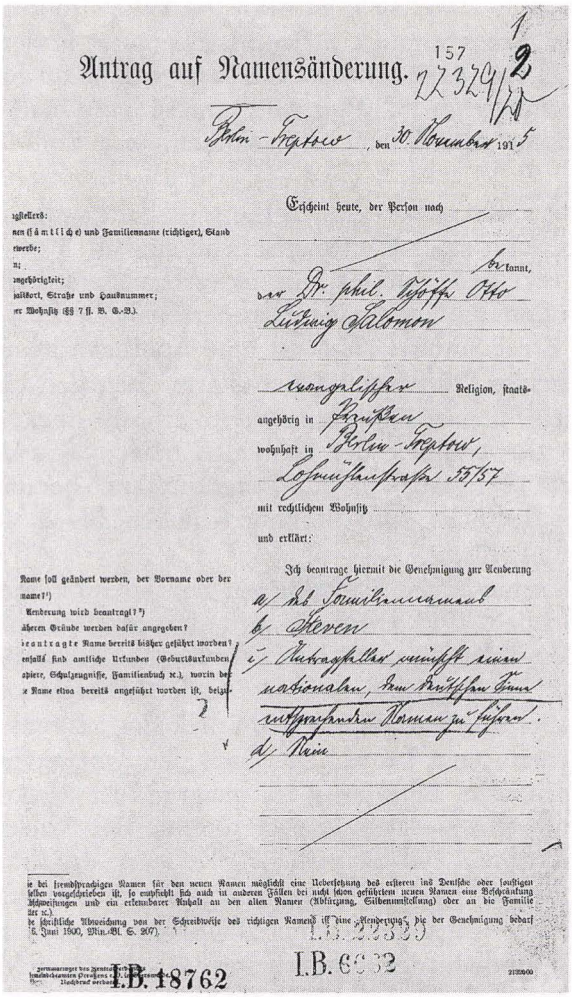
Der Titel dieser Geschichte ist einem Antrag entnommen, den der Schöffe und Fabrikbesitzer Dr. phil. Otto Ludwig Salomon am 30. November 1915 an den Amtsvorsteher des Kreises Teltow richtete.

Der Name eines Menschen bedeutet wohl mehr, als nur einen Eintrag in einer Urkunde oder einen Ausweis: Er ist ein Teil des Menschen, seiner Identität. Es muß also gewichtige Gründe geben, wenn ein Mensch den Wunsch hat, seinen Namen amtlich ändern lassen zu wollen. Und es gehört zu den Pflichten einer Behörde, mißtrauisch gegen jeden ungewöhnlichen Wunsch eines Bürgers zu sein.

So hatte auch besagter Herr Salomon im Jahre 1915 wohl kaum erwartet, daß das Verfahren zur Änderung seines Namens derart umständlich sein würde. Zunächst mußte er Auskunft geben, »ob der Antrag etwa darauf gerichtet ist, einem im Ehebruch gezeugten Kinde den Familiennamen des unehelichen Vaters beizulegen. In diesem Falle ist der Antragsteller darüber zu befragen, ob Tatsachen vorliegen, die den vorgekommenen Fehltritt einigermaßen entschuldigen können.«
Frau Salomon, die Gattin des Antragstellers, und der Bruder wurden befragt, ob sie mit einer Änderung des Namens einverstanden wären. Sie waren es.
Zahllose Geburts- und Heiratsurkunden wurden angefordert und vorgelegt.
Beweise wurden gefordert, daß es sich bei dem Antragsteller tatsächlich um den Herrn Salomon evangelischer, und nicht »mosaischer« Religionszugehörigkeit handelte. Herr Salomon legte seinen Taufschein aus dem Jahre 1900 vor. Doch so richtig, von Amts wegen, wurde dem Mann noch immer nicht geglaubt. Denn auf die Frage Nummer 5 in einem der vielen Fragebogen, die Herr Salomon auszufüllen hatte, war er gefragt worden: »Handelt es sich *etwa* um einen zum Christentum übergetretenen Juden?« Und er hatte mit einem klaren »Ja« antworten müssen.

Der Herr Regierungspräsident in Potsdam sah sich also außerstande, dem Antrag des Herrn Dr. phil. Otto Ludwig Salomon zu folgen. Wegen nicht ausreichender Begründung des Antrags, wie es in dem Entscheid vom 5. Januar 1916 hieß. Da half auch nicht, daß sich der Landrat von Teltow und der Gemeindevorsteher von Treptow wohlwollend für Herrn Salomon eingesetzt hatten und seine Verdienste um die Entwicklung des Ortes Treptow gewürdigt hatten, seine ehrenamtliche Tätigkeit im Gemeindevorstand, die vorbildliche christliche Erziehung, die er seinen Kindern angedeihen ließ. Und auch die 100 Reichsmark Stempelgeld, also Verwaltungsgebühr, die Herr Salomon schon eingezahlt hatte, schienen verloren.

Doch Herr Salomon, immer noch beseelt von dem Wunsch, »einen nationalen, dem deutschen Sinne entsprechenden Namen zu führen«, erneuerte im Februar 1916 seinen Antrag. Und wieder wurde er vom Teltower Landrat und vom Treptower Gemeindevorsteher unterstützt. Diesmal hatte der Regierungspräsident wohl ein Einsehen: Im Berliner Adreßbuch von 1919 ist unter den Schöffen ein Herr Dr. phil. Otto Ludwig Steven, Schöffe und Fabrikbesitzer, Treptow, Lohmühlenstraße 55–57, zu finden.



Antrag auf Namensänderung. 157 22324/15

Berlin-Treptow, den 30. November 1915

Erscheint heute, der Person nach bekannt,

der Dr. phil. Schöffe Otto Ludwig Salomon

evangelischer Religion, staatsangehörig in Preußen, wohnhaft in Berlin-Treptow, Lohmühlenstraße 55/57, mit rechtlichem Wohnsitz

und erklärt:

Ich beantrage hiermit die Genehmigung zur Aenderung

a) des Familiennamens

b) Steven

c) Antragsteller wünscht einen nationalen, dem deutschen Sinne entsprechenden Namen zu führen.

d) Nein

I.B. 18762

I.B. 69[illegible]32

Anmerkung

1 Auf diese Geschichte machte uns Frau Dr. Monika Sonke aufmerksam, die für uns im Brandenburgischen Landesarchiv Potsdam auch die entsprechenden Dokumente recherchierte.

Ein guter Freund von Sigmund Freud

Dr. Ernst Simmel, Baumschulenweg, Scheiblerstraße 6

Von RONALD FRIEDMANN

Als Dr. Ernst Simmel[1] im Jahre 1918 den Sigmund-Freud-Preis erhielt und damit in Fachkreisen buchstäblich über Nacht zu einer anerkannten Autorität auf dem bis heute nicht unumstrittenen Gebiet der Psychoanalyse wurde, hatte er seine »Treptower« Zeit bereits hinter sich: Von 1913 bis 1914, also nur etwa ein Jahr, lebte und arbeitete Dr. Ernst Simmel in Baumschulenweg, in der Scheiblerstraße 6. Montags bis freitags von 8.00 bis 9.00 Uhr und von 16.00 bis 17.00 Uhr sowie sonnabends und sonntags von 8.00 bis 9.00 Uhr, so kann man noch heute in den einschlägigen Berliner Adreßbüchern nachlesen, war seine allgemeinärztliche Praxis geöffnet.

Doch bereits damals galt sein vorrangiges Interesse der Psychoanalyse. Am 4. April 1882 in Breslau als Sohn eines Kaufmanns geboren, kam Ernst Simmel schon als Kind nach Berlin, wo seine Mutter eine gewerbsmäßige Stellenvermittlung für das »Lehr- und Erziehungsfach sowie Hauspersonal« betrieb. Nach der Grundschule absolvierte Ernst Simmel zunächst eine Apothekerlehre und legte extern das Abitur ab. Zwischen 1902 und 1908 studierte er an den Universitäten Berlin und Rostock Medizin. Bereits 1908 promovierte er in Rostock, seine Doktorarbeit »Kritischer Beitrag zur Ätiologie der Dementia praecox«[2] widerspiegelte bereits erste Elemente einer psychoanalytischen Diagnose und Therapie. Es folgten Jahre als Assistenzarzt in Rostocker und Berliner Kliniken, bis er sich 1913 in Berlin-Baumschulenweg niederließ.

In diese Zeit fielen seine ersten Kontakte zur Sozialdemokratie, der er viele Jahrzehnte verbunden blieb. 1913 entstand auch der erste organisatorische Zusammenschluß sozialdemokratisch orientierter Ärzte: Gemeinsam mit Karl Kollwitz, Eduard Bernstein und Ignaz Zadek gründete er den »Sozialdemokratischen Ärzteverein«. Erklärtes Ziel des Vereins war der Erhalt des Systems der Krankenversicherung als dem wichtigsten Instrument, auch den arbeitenden Menschen eine angemessene medizinische Betreuung zu sichern. Fast 20 Jahre später schrieb Ernst Simmel dazu: »Uns sozialistische Ärzte einte die Pflicht, in gemeinsamen Aussprachen und Aktionen den bürgerlichen Kollegen die Erkenntnis zu vermitteln, daß der Arzt, der es ernst mit seinem Beruf meint, die Krankenversicherung als eine zwangsläufige Ergänzung zum Raubbauprozeß des Kapitalismus an Arbeitskraft und Gesundheit des Lohnarbeiters – trotz ihrer Mängel – nicht entbehren kann. Wir hatten die Aufgabe, die Krankenkassenfunktionäre darüber aufzuklären, daß sie selbst Getriebene des Kapitalismus sind, wenn sie die Unkosten der notwendigerweise wachsenden Sozialleistungen für den im industriellen Betriebsprozeß an seiner Gesundheit Geschädigten aus einer Unterbezahlung der ärztlichen Arbeitskraft herauszuwirtschaften suchen.... Das Recht zu dieser Intervention verleiht uns unser Programm, das Programm der sozialistischen Ärzte, das heißt: Sozialisierung des Heilwesens.«[3]

1914, unmittelbar nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs, wurde Dr. Ernst Simmel als Militärarzt eingezogen. 1916/1917 war er Oberarzt und leitender Arzt im Festungslazarett 19 in Posen, das ein »Speziallazarett für Kriegsneurotiker« war. »Kriegsneurosen und ›Psychisches Trauma‹. Ihre gegenseitigen Beziehungen dargestellt auf Grund psycho-analytischer, hypnotischer Studien«[4] war dann auch der Titel der Broschüre, die er im Frühjahr 1917 auf der Grundlage seiner in Posen gewonnenen Erfahrungen schrieb und für die er schließlich den Sigmund-Freud-Preis erhielt.



Ernst Simmel

Ernst Simmel war ein entschiedener Kriegsgegner, der seine grundsätzliche Kritik am Krieg, an den kaiserlichen Zensoren vorbei, so formulierte: »Wenn ich von dem Krieg an sich, als Ereignis, als Krankheitsursache spreche, so nehme ich damit eine Tatsache vorweg, die sich aus meinen Erfahrungen ergeben hat, daß es nämlich nicht immer der blutige Soldatenkampf sein muß, der so verheerende Spuren an und in den Beteiligten hinterläßt, sondern sehr häufig auch der schwere Konflikt, den die Persönlichkeit in sich mit der durch den Krieg veränderten Umwelt auszukämpfen gezwungen ist in einem Kampf, in dem der Kriegsneurotiker schließlich in stummer, oft unerkannter Qual unterliegt.«[5]

Seit 1918, als er den von Sigmund Freud gestifteten Prix d'honneur für seine Arbeit über Kriegsneurosen erhielt, verbanden ihn enge berufliche und später auch private Kontakte mit Sigmund Freud, die bis zum Tode Freuds im Jahre 1939 in wechselnder Intensität fortbestanden.

Von 1919, nach seiner Entlassung aus dem Militärdienst, bis 1933 arbeitete Ernst Simmel als praktizierender Psychoanalytiker in Berlin. 1925 bis 1930 war er Präsident der Berliner Psychoanalytischen Gesellschaft. Der berufliche Höhepunkt war ohne Frage die Errichtung des ersten psychoanalytischen Sanatoriums, das er von 1931 bis 1933 in Berlin-Tegel unterhielt.[6]

1924 gehörte Ernst Simmel zu den Mitbegründern des »Vereins sozialistischer Ärzte«[7] (VSÄ), einem überparteilichen Zusammenschluß vom Medizinern, die sich für eine grundsätzliche Reform des Gesundheitswesens und insbesondere für die staatliche Sicherung der medizinischen Versorgung auch und gerade der armen Bevölkerungsschichten einsetzten.[8] Als Herausgeber der Vereinszeitschrift »Der sozialistische Arzt« publizierte er regelmäßig auch zu politischen, zumeist gesundheitspolitischen Themen. Viel Kraft und Zeit widmete er dem Zustandekommen einer internationalen sozialistischen Ärzteorganisation, die schließlich im Frühjahr 1931 in Karlsbad gegründet wurde.

1933, kurze Zeit nach der Machtübergabe an die Nationalsozialisten, wurde Ernst

Simmel verhaftet, dann aber sehr schnell zur Emigration gezwungen. Zunächst ging Ernst Simmel nach Großbritannien. 1934, er lebte zu dieser Zeit in Belgien, erreichte ihn eine Einladung aus den USA: In Kalifornien sollte er Psychiater in Psychoanalyse ausbilden. So siedelte er mit Frau und Sohn[9] in die USA über, deren Staatsbürgerschaft er 1940 erhielt.

In Los Angeles, seiner neuen Heimat, war Ernst Simmel Gründer und Präsident einer Psychoanalytischen Studiengruppe, von 1942 bis 1944 Präsident der Psychoanalytischen Gesellschaft in San Francisco und von 1946 bis zu seinem Tod Präsident der Psychoanalytischen Gesellschaft in Los Angeles. Zu seinen Aufgaben gehörte die Ausbildung von Psychiatern, Lehrern und Sozialarbeitern. Zeitweilig war er in Lazaretten der US-Streitkräfte, gestützt auf seine Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg, als Berater tätig.

Am 11. November 1947, erst 65 Jahre alt, starb Ernst Simmel in Los Angeles.

Anmerkungen

1 Die nachfolgenden biographischen Angaben sind hauptsächlich entnommen: International Biographical Dictionary of Central European Emigrés 1933–1945, Volume II / Part 2: L–Z, The Arts, Sciences, and Literature, K. G. Saur München, New York, London, Paris 1983, und: Stephan Leibfried/Florian Tennstedt, Berufsverbote und Sozialpolitik. Die Auswirkungen der nationalsozialistischen Machtergreifung auf die Krankenkassenverwaltung und die Kassenärzte, Universität Bremen, Bremen 1980, S. 227 (Fußnote)

2 Ernst Simmel, Kritischer Beitrag zur Ätiologie der Dementia praecox, Dissertation, Universität Rostock, Rostock 1908

3 Ernst Simmel, Gedanken zum internationalen Zusammenschluß der sozialistischen Ärzte, in: Der sozialistische Arzt, VII. Jahrgang, Berlin, Mai/Juni 1931, Nr. 5/6, S. 135 f.

4 Ernst Simmel, »Kriegsneurosen und ›Psychisches Trauma‹. Ihre gegenseitigen Beziehungen dargestellt auf Grund psycho-analytischer, hypnotischer Studien«, Verlag von Otto Nemnich, Leipzig – München 1918

5 ebenda, S. 5

6 vgl. dazu u. a. Ulrich Schultz, Ludger M. Hermanns, Die Entdeckung der Psychosomatik. Ernst Simmels psychoanalytische Klinik in Berlin-Tegel, in: Der Wert des Menschen. Medizin in Deutschland 1918–1945, Edition Hentrich, Berlin 1989

7 Zu den Mitgliedern des VSÄ gehörte auch Dr. Martha Ruben-Wolf, über die in diesem Buch (»Von Hitler verfolgt, von Stalin ermordet«) ebenfalls berichtet wird. Im Sommer 1929 betrieb Ernst Simmel erfolgreich den Ausschluß von Martha Ruben-Wolf aus dem VSÄ wegen ihrer fortgesetzten Kritik an der ihrer Meinung nach unzulänglichen Arbeit des Vereins. Der Ausschluß war Ausdruck der in dieser Zeit sehr heftigen, ja feindseligen Auseinandersetzungen zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten in faktisch allen politischen Fragen. Vgl. dazu: Der sozialistische Arzt, VI. Jahrgang, Berlin, Februar 1931, Nr. 1, S. 20 ff.

8 vgl. dazu Achim Thom und Genadij Ivanovic Caregorodcev (Hrsg.), Medizin unterm Hakenkreuz, VEB Verlag Volk und Gesundheit, Berlin 1989, S. 36 f. und S. 57 (Fußnote 5), sowie Winter, I., Der Verein sozialistischer Ärzte (Ein Beitrag zur Geschichte des Ärztestandes), in: Zeitschrift für ärztliche Fortbildung – 58 (1964), S. 1140–1143

9 Es ist nur wenig über die Familie von Ernst Simmel bekannt: Ein Sohn Michael Hunter Simmel, in den zwanziger Jahren geboren, stammte vermutlich aus der ersten Ehe. Noch in den zwanziger Jahre siedelte er, wahrscheinlich mit seiner Mutter, nach Großbritannien über. Seit 1936 lebte er in den USA, möglicherweise als Rechtsanwalt und Schriftsteller.
In zweiter Ehe war Ernst Simmel mit Herta Simmel, geborene Bruggemann, geboren 1899, verheiratet. Herta Simmel starb 1953 in Los Angeles. Ihr gemeinsamer Sohn Edward (Eduard) C. Simmel wurde 1932 geboren und begleitete seine Eltern in die Emigration. Ende der siebziger Jahre war er Professor für Psychobiologie an der Miami University in Oxford, US-Bundesstaat Ohio.

Spuren I

Von MONIKA BECKER

Gelegentlich sind wir bei unseren Recherchen auf Hinweise und Informationen zu einzelnen Personen und Familien gestoßen, die sich zu keinem Gesamtbild mehr zusammenfügen ließen. Manchmal war und ist es sogar zweifelhaft, ob sich diese Hinweise und Informationen wirklich nur auf diese Personen oder Familien beziehen. Doch diese SPUREN erschienen uns so interessant und wichtig, daß wir sie bewahren wollten.

Dr. Guido Ehrmann, Adlershof, Arndtstraße 6[1]

Herr Ehrmann, ein Arzt in Adlershof, wird zum ersten Mal 1898 im Protokollbuch der Gemeindeverwaltung Teltow[2] erwähnt. Damals war er Gemeindevertreter.

Die Vermutung liegt nahe, daß er als Arzt bei der Königlich Preußischen Armee gedient hatte. Der Titel Oberstabsarzt spricht dafür.

Er muß ein glühender Patriot gewesen sein, denn als am 30. 4. 1898 durch königliche Hoheiten, wie Heinrich Prinz von Preußen, der »Deutsche Flottenverband« gegründet worden war, fühlte sich auch Herr Dr. Ehrmann verpflichtet. Deutschland sollte endlich auf See unschlagbar werden, den Engländern auf diesem Gebiet ebenbürtig, ja überlegen. Wenige Jahre später, im Jahre 1901, gründete Guido Ehrmann den Ortsausschuß des »Deutschen Flottenverbandes« in Adlershof, deren Vorsitz er auch übernahm.[3] Vereint mit anderen »national denkenden« Deutschen. In der näheren Umgebung Adlershofs gab es zu diesem Zeitpunkt lediglich in Altglienicke und Köpenick solche Ortsausschüsse[4].

Wie Zeitzeugen berichten, war Herr Ehrmann ein kleiner, hagerer und grauhaariger Mann, der eher unauffällig wirkte. Er redete sehr leise und sachlich und wirkte so beruhigend auf seine Patienten. Auch nach seiner Entlassung aus dem Militärdienst untersuchte er neben den anderen Patienten, die er als praktischer Arzt behandelte, auch nach 1933 noch Reservisten auf ihre Wehrfähigkeit. Ein guter Deutscher. Bis 1936[5] hat er in Adlershof praktiziert. Dann verliert sich seine Spur.

Dr. Martin Saling, Adlershof, Bismarckstraße 47

Dr. Martin Saling war ein stadtbekannter Arzt und hat schon vor 1919 in Adlershof praktiziert. Damals war er auch Gemeindeverordneter und Mitglied im Armenausschuß von Adlershof. Ein geachteter Mann. Er wohnte mit seiner Frau Elisabeth, geborene Barz, und ihren drei Kindern Peter, Joachim und Ingeborg in der Bismarckstraße 47.

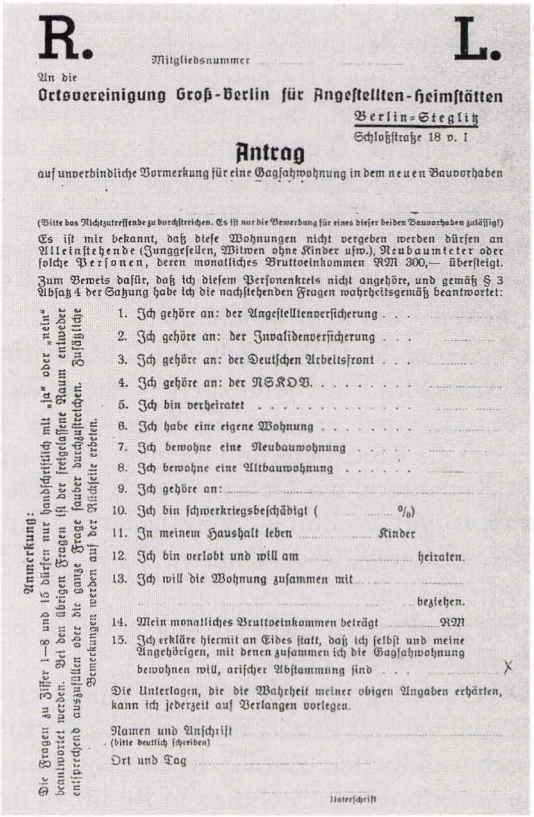
Doktor Saling vertrat im Arbeiterrat[6] von Adlershof, der im November 1918 »zum Zwecke der Linderung der Kriegsfolgen unter der Bevölkerung« gegründet worden war, die bürgerliche Fraktion. Als Hauptsprecher spielte er eine maßgebliche Rolle. Aus den Sitzungsprotokollen des Arbeiterrates geht hervor, daß er den Standpunkt vertrat, dieser Arbeiterrat sei eine »Übergangssache, keine Sache von

Dauer«, und er sei »gegen diese Art von Demokratie«. Als am 15. April 1920 die bürgerliche Fraktion in einem Brief an den Gemeindevorsteher die Auflösung des Arbeiterrates forderte, da er in der jetzigen Situation »für die Bevölkerung keine Beruhigung« darstelle, wurde dem durch alle Parteiführer zugestimmt. Die Arbeit des Arbeiterrates wurde eingestellt.
In erster Linie war Dr. Saling Humanist. Pfarrer Max Goosmann, der von 1929 bis 1969 Pfarrer der Evangelischen Gemeinde in der Arndtstraße war, berichtete in seiner Rede vor der Gemeinde am 17.11.1970: »Der jüdische Arzt Dr. Saling betreute damals, in diesen Märztagen (1920) in der notdürftig eingerichteten Sanitätsstelle der Gemeindeschule in der Dörpfeldstraße die im Straßenkampf Verwundeten und lehnte vom ärztlichen Ethos es ab, sich nur um die Verwundeten der Kapp-Anhänger zu kümmern.«
Das Ehepaar Saling muß es seinen Kinder überlassen haben, zu entscheiden, welchen Glauben sie annehmen, wenn sie das entsprechende Alter erreicht haben. Alle drei wurden getauft. Peter, geboren am 11.8.1907, und Joachim, geboren am 7.9.1909, erhielten ihre Taufe am 20.5.1916. Joachim muß sich später für den jüdischen Glauben entschieden haben, denn er war 1931 Mitglied der Jüdischen Gemeinde Berlin. Ingeborg, geboren am 14.10.1916, wurde am 9.11.1930 fast vierzehnjährig[7] getauft. Als ab 1935 die jüdischen Ärzte nur noch Juden behandeln durften und sich auch nicht mehr Arzt nennen, sondern als »Krankenbehandler« bezeichnen mußten[8], ist die Familie Saling aus Adlershof weggezogen. Wohin, haben wir nicht ermitteln können. In Dr. Salings Praxis in der Posadowskystraße 7, erscheint ab 1936 ein Dr. Erich Großkopf[9], der als Nazi bekannt war, wie Zeitzeugen berichten.

Hermann Cohn, Adlershof, Winterbergreihe 125

Als Pg Kumerow, seines Zeichens aktives Mitglied der NSDAP und Ortsgruppenführer der SS in Adlershof, nach Vollendung »großer Taten«[10] am 9. November 1938 heimkehrte, hatte er noch nicht genug Scherben gesehen. Er hatte sich wohl in der »Villa Martha«[11], dem Treffpunkt der SS-Reiterstandarte Treptow, Mut angetrunken. So griff er nach Steinen, warf sie in das geschlossene Fenster der ihm gegenüber wohnenden Familie Cohn und beschimpfte sie. Nun hatte für Kumerow alles seine Ordnung, denn was hatten Juden jetzt noch in so einer modernen Siedlung zu suchen.
Kumerows Frau war entsetzt über ihren Mann. Die Cohns waren so nette Leute, die schon seit 1931 hier wohnten. Er war Kaufmann und Handelsvertreter, seine Frau eine ganz normale Hausfrau, beide freundlich und hilfsbereit. Sie hatten eine Adoptivtochter, ein zartes blondes Kind, das nicht jüdisch war. Sie erzogen es im christlichen Sinne. Herr Cohn war nicht Mitglied der Jüdischen Gemeinde, hatte aber auch nie sein Jüdischsein verleugnet. Als er hier einzog, wurden an die Bewerber für die Häuser der Beamtensiedlung keine Bedingungen gestellt, außer daß die Miete pünktlich bezahlt werden mußte.
Aber seit jenem Brief »An alle Mitglieder der Ortsvereinigung Groß-Berlin« für Angestellten-Heimstätten vom September 1936 hatte sich das geändert. Dort ist zu lesen:

»Bevor wir der Gagfah ein Mitglied als Nachmieter vorschlagen, muß es eine eidesstattliche Erklärung abgeben, daß es selbst und seine Angehörigen a r i s c h e r Abstammung sind«.
Die umgänglichen Cohns lebten in diesem Haus schon seit der Fertigstellung der Siedlung. Es hatte nie Probleme oder Streit mit ihnen gegeben.
Zu Jahresbeginn 1939 zog die Familie Cohn aus. Wohin der Möbelwagen fuhr, ist nicht bekannt.



R. Mitgliedsnummer **L.**

An die
Ortsvereinigung Groß-Berlin für Angestellten-Heimstätten
Berlin-Steglitz
Schloßstraße 18 v. I

Antrag
auf unverbindliche Vormerkung für eine Gagfahwohnung in dem neuen Bauvorhaben

(Bitte das Nichtzutreffende zu durchstreichen. Es ist nur die Bewerbung für eines dieser beiden Bauvorhaben zulässig!)

Es ist mir bekannt, daß diese Wohnungen nicht vergeben werden dürfen an Alleinstehende (Junggesellen, Witwen ohne Kinder usw.), Neubaumieter oder solche Personen, deren monatliches Bruttoeinkommen RM 300,— übersteigt.

Zum Beweis dafür, daß ich diesem Personenkreis nicht angehöre, und gemäß § 3 Absatz 4 der Satzung habe ich die nachstehenden Fragen wahrheitsgemäß beantwortet:

1. Ich gehöre an: der Angestelltenversicherung . . .
2. Ich gehöre an: der Invalidenversicherung . . .
3. Ich gehöre an: der Deutschen Arbeitsfront . . .
4. Ich gehöre an: der NSKOV. . . . . .
5. Ich bin verheiratet . . . . . .
6. Ich habe eine eigene Wohnung . . . . . .
7. Ich bewohne eine Neubauwohnung . . . . . .
8. Ich bewohne eine Altbauwohnung . . . . . .
9. Ich gehöre an: .....
10. Ich bin schwerkriegsbeschädigt (..... %)
11. In meinem Haushalt leben ..... Kinder
12. Ich bin verlobt und will am ..... heiraten.
13. Ich will die Wohnung zusammen mit ..... beziehen.
14. Mein monatliches Bruttoeinkommen beträgt ..... RM
15. Ich erkläre hiermit an Eides statt, daß ich selbst und meine Angehörigen, mit denen zusammen ich die Gagfahwohnung bewohnen will, arischer Abstammung sind . . . X

Die Unterlagen, die die Wahrheit meiner obigen Angaben erhärten, kann ich jederzeit auf Verlangen vorlegen.

Namen und Anschrift .....
(bitte deutlich schreiben)
Ort und Tag .....

Unterschrift

Anmerkung:
Die Fragen zu Ziffer 1–8 und 15 dürfen nur handschriftlich mit „ja" oder „nein" beantwortet werden. Bei den übrigen Fragen ist der freigelassene Raum entweder entsprechend auszufüllen oder die ganze Frage sauber durchzustreichen. Zusätzliche Bemerkungen werden auf der Rückseite erbeten.

Auszug aus dem Antrag der Ortsvereinigung Groß-Berlin für Angestellten-Heimstätten 1936

Anmerkungen

1 Aus dem Verzeichnis der jüdischen Geschäfte, Ärzte und Rechtsanwälte innerhalb des Kreises X der NSDAP; Bezirke Neukölln und Treptow
2 Handbuch der Behörden der Provinz Brandenburg und des Stadtkreises Berlin; Nikolaische Buchhandlung, Berlin 1909, Brandenburgisches Landesarchiv Potsdam
3 ebenda
4 ebenda
5 Berliner Adreßbuch 1936
6 Aus den Sitzungsprotokollen des Arbeiterrates Adlershof, Brandenburgisches Landesarchiv Potsdam
7 Taufregister der Evangelischen Gemeinde Adlershof
8 Reichsärzteordnung vom 13. 12. 1935
9 Berliner Adreßbuch 1936
10 Siehe auch »Ich suchte meinen Mann und kam mitten in den Pogrom«
11 Die »Villa Martha« befand sich in der Bismarckstraße 1–3 in Adlershof.

Ein Wohnidyll am Treptower Park

Familie Stensch, Treptow, Am Treptower Park 54

Von ANJA SCHINDLER

Der Titel ist einer Werbeschrift aus dem Jahre 1912 entnommen, herausgegeben von den Moosdorf-&-Hochhäusler-Sanitätswerken, SO 33, Moosdorfstraße 7–9. Darin wird die einstige Prachtstraße Treptows »Am Treptower Park« als Kurfürstendamm des Ostens bezeichnet.

So wird sie um 1912 beschrieben: »Die schönste Verkehrsstraße ist asphaltiert, mit Bäumen besetzt und staubfrei. Zahlreiche Balkone und Loggien, die Vorgärten mit reichem Blumenschmuck sowie die Häuserfassaden in formvollendeter moderner Architektur verleihen diesen Anlagen einen landhausähnlichen Charakter, dazu die Herz und Sinn erfrischenden Baumwipfel des Treptower Parkes ...

Wie nötig hat gerade der moderne Großstädter ein Stückchen Natur. Also Kündigung zum nächsten Umzugstermin und Großstadtflucht nach Treptow. Drinnen arbeiten – draußen wohnen!«[1]

Ob Georg Stensch – geboren 1886 in Berlin, Sohn eines jüdischen Kaufmanns, Unternehmer aus Kreuzberg – diese Werbeschrift jemals gelesen hat, ist nicht bekannt. Aber er kann die Gegend um den Treptower Park so gesehen haben: besser als Kreuzberg und nicht so teuer wie Wilmersdorf!

In Kreuzberg, wo Georg Stensch mit Ehefrau Elizabeth (Elli) und Sohn Rudolf wohnt und wo ihm als Mitinhaber die Firma »Ballnath & Stensch – Künstlerische Beleuchtungskörper, Kronen, Tisch- und Ständerlampen« gehört, ist die Gegend nicht so fein.

Und Treptow ist nicht so weit entfernt, ein Katzensprung nur zur Adalbertstraße 9, dem Sitz der Firma.

Den Aufstieg vom Vertreter zu einem erfolgreichen Fabrikanten verdankt er seiner Heirat mit Elizabeth Walewska Karfunkelstein, geboren 1892 in einer assimilierten jüdischen Familie in Breslau. Elizabeths Onkel führt ein völlig ruiniertes Beleuchtungsunternehmen in Berlin, in das Georg Stensch 1912 die Mitgift seiner Frau einbringt und in das der begabte Handwerksmeister Friedrich Ballnath ebenfalls Geld investiert. Es erweist sich als ein gelungenes Arrangement: eine glückliche Ehe und ein erfolgreiches Unternehmen.

Im Jahre 1915 beziehen Georg und Elizabeth Stensch mit ihrem Sohn Rudolf die Wohnung Am Treptower Park 54.

Rudolf ist gerade ein Jahr alt, und mit der Geburt der Tochter Henriette ein Jahr nach dem Umzug scheint das Familienglück perfekt zu sein. So ist die Geburt des Nachkömmlings Günter im Jahre 1924 eine nicht gewollte»Familienvergrößerung«. Aber wie so oft in solchen Fällen: er ist der Liebling.

Die Stenschs leben froh und glücklich in Treptow. Der Vater ist ein erfolgreicher Unternehmer, die Mutter eine sehr moderne, aktive Frau, die Kinder wachsen in materiell gesicherten Verhältnissen und mit Liebe auf.

Günter Stensch erinnert sich an die Wohnung in Treptow: » Wir lebten in Treptows feinster Straße – Am Treptower Park – mit Blick auf den Park. Unsere Woh-



Elizabeth Stensch, geb. Karfunkelstein, mit Sohn Rudolf, Schwiegermutter Cäcilie Stensch, geb. Salinger, und deren Mutter Ernestine Salinger, 1916

Schaps & Co., S 42 Prinzenstr. 33 T. Mpl. 16773.
Schreiber, P., W57 Potsdamer Str. 82c T. Krf. 1574.
Storch, M., N 4 Chausseestr. 17.

Beleuchtungskörper

Bach, Markus M., W 15 Kaiserallee 19 T. Oliva 1972 „Spez.: Bachuslicht".

Ballnath & Stensch
SO 36, Adalbertstr. 9 T. Mpl. 154, 2853
Künstlerische Beleuchtungskörper Kronen, Tisch- und Ständerlampen Anfertigung nach eig. u. gegeb. Entwürfen.

Auszug aus dem Berliner Adreßbuch 1927

nung war die größte im ganzen Haus. Durch entsprechende baulichen Veränderung wurden aus zwei auf einer Etage liegenden Wohnungen eine. Sie befand sich im 2. Stock des Hauses. Wir hatten sieben Räume, plus Mädchenzimmer, Küche und Speisekammer und zwei Balkone. Sie waren bepflanzt mit Geranien, und gewöhnlich saßen wir im Freien und plauschten dort an warmen Sommertagen. Ein Zimmer war das Herrenzimmer – eine Kombination aus Bibliothek und Raucherzimmer, ... ein anderer Raum diente als Speisezimmer, ein dritter als Salon ...«[2]

Einmal im Monat findet in der Wohnung eine »Dinner-Party« statt, an der u. a. auch das Ehepaar Mendelsohn teilnimmt, von dem später zu berichten ist.

Neben der Musik, dafür steht u. a. ein »Bechstein« im Salon, liebt Elli Stensch das Autofahren. Erst ist es ein »Opel«, später ein »Mercedes«. Zeitweise hat man auch einen Chauffeur. Seine »Dienstuniform« wird bei Carl Zobel angefertigt. Das Ehepaar Zobel wohnt nur einige Häuser von den Stentschs entfernt. Das »Herren- und Damengeschäft Zobel« befindet sich ebenfalls in Kreuzberg. Mit dem Kaufhausbesitzer Hermann Joseph, der um die Ecke wohnt, ist man bekannt.[3]

Während Elli Stensch Tennis spielt, auch eine ihrer Leidenschaften, leistet sich Georg Stensch ein ganz besonderes Hobby: Mit einem Motorboot, der »Titania Zwei«, schifft er über die Spree. Dieses Boot ist immer wieder Anlaß für böse Witze, es wird grundsätzlich nur mit »Eisberg ahoi« gegrüßt. Georg Stensch verkauft es schließlich Anfang der 20er Jahre, nachdem es beinahe – mit ihm an Bord – gesunken wäre.

Nach dem Besuch der unteren Klassen in einer Privatschule wechselt Rudolf in das Realgymnasium in Treptow, Günter ist Schüler der Volksschule in der Kiefholzstraße. Einer seiner Mitschüler ist Walter Emmerich aus der Defreggerstraße.[4]

Familie Stensch lebt inmitten aller anderen in dieser Gegend: assimiliert, angepaßt, sehr deutsch. Man feiert Weihnachten, geht nicht oder kaum in die Synagoge. Der Freundeskreis sind Menschen der eigenen gesellschaftlichen Klasse.

Religion oder Abstammung sind nicht wichtig, wenn auch die Mehrzahl, mit denen man verkehrt, Juden sind.
Rudolf Stensch, der älteste Sohn, findet Gefallen an der Reformgemeinde Berlin, die ihre Synagoge – von den Reformjuden als »Tempel« bezeichnet – in der Johannisstraße in Berlin-Mitte hat. 1928, dreizehnjährig, besteht Rudolf auf der Durchführung seiner Bar Mizwa, die im Selbstverständnis dieser Gemeinde »Einsegnung« genannt wird. Georg und vor allem Elli Stensch arrangieren eine große Feier in einem Hotel am Moritzplatz. Mit der Zeit engagiert sich Rudolf Stensch immer mehr und wird später Jugendführer der Gemeinde. Er versucht auch seine Eltern zu einem regelmäßigen Besuch des Tempels zu bewegen. An diese Bemühungen erinnert sich sein »kleiner« Bruder Günter: »Ich liebte zwar die Orgelmusik und die Chorgesänge, aber langweilte mich bei den endlosen Predigten, von denen ich das meiste nicht verstand.«
Mit seinem Jura-Studium, das er in Berlin beginnt und in Bonn fortsetzt, wird Rudolf Stensch Mitglied des K. C. (Kartell-Convent der Verbindung deutscher Studenten jüdischen Glaubens). Sein Bekenntnis als Jude ist in großem Maße geprägt von deutsch-nationalistischen Gefühlen. Jude in Deutschland zu sein, bedeutet für ihn und seine Freunde in erster Linie Treue, Liebe und Pflicht gegenüber dem deutschen Vaterland.
Bereits vor dem Machtantritt der Nazis im Januar 1933 werden in der »vornehmen« Wohngegend am Treptower Park unüberhörbar antisemitische Stimmen laut. Die kleinen und großen Beamten, die ehrbaren Bürger dieses Viertels zeigen



8. Klasse Volksschule Treptow, Kiefholzstraße, erste Reihe, Mitte, Günter Stensch, letzte Reihe links, stehend, Walter Emmerich

sich besonders anfällig für antisemitische Parolen. Sie wollen nicht mehr mit Juden zusammenleben. Und diese verlassen auch sehr schnell die zunehmend unfreundliche Gegend. Die Stenschs, die Zobels, Hermann Joseph – sie alle ziehen in den Westteil der Stadt. Dort hoffen sie, dem braunen Spuk des Gefreiten Hitler zu entkommen.

Elizabeth Stensch erkrankt. Sie stirbt im August 1935. Auf dem Jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee wird sie beigesetzt. Der zehnjährige Günter bleibt mit seinem Vater allein. Von den einst so glücklichen Tagen in Treptow ist nichts mehr geblieben. Dank des »arischen« Mitbesitzers, Friedrich Ballnath, wird die Fabrik nicht arisiert. Man lebt nicht in Armut, aber diskriminiert, gesellschaftlich ausgestoßen und zunehmend gefährdet.

Am 9. Februar 1936, an seinem 22. Geburtstag, ist Rudolf Stensch das letzte Mal in »seinem« Tempel in der Johannisstraße. Er heiratet seine Tanzschulen-Freundin Gabi Teutsch. Dann verlassen die Jungvermählten Deutschland für immer und gehen nach England. London wird die Geburtstadt ihrer Tochter Monica. Die persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus lassen Rudolf Stensch rechtzeitig erkennen, daß dieses Deutschland nicht mehr sein geliebtes Vaterland ist.

Auch die Schwester Henriette Stensch heiratet am 9. Februar 1936 ihren Mann Heinz, einen deutschen Juden. Sie nehmen eine kleine Wohnung in Schöneberg, einige Zeit später verlassen auch sie Deutschland für immer in Richtung Amerika. Georg Stensch findet eine neue Frau und eine neue Mutter für seinen Jungen Günter: Elfriede (Friedel) Roth, geboren am 7. 3. 1897 in Alstaden. Im Juni 1938 heiraten sie.

Im Spätsommer des Jahres 1938 besucht Günter Stensch das letzte Mal die Reformgemeinde in der Johannisstraße in Berlin-Mitte. Anlaß ist seine Einsegnung. Gemeinsam mit seinem Cousin Walter und seiner Cousine Eva, den Kindern von Fritz Stensch, dem Bruder von Georg Stensch, besucht er die Religionsstunden beim Rabbiner Dr. Rosenthal. Die Motive dafür sind allerdings alles andere als fromm: »Wir waren hinter den Geschenken her«, schreibt Günter Stensch später.[5] Aber während zu Rudolfs Einsegnung eine pompöse Feier ausgerichtet wurde, ist die Zeit der großen Feiern für die Berliner Juden im Jahre 1938 längst vorbei.

In der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 gibt es nun auch für die noch verbliebenen Mitglieder der Familie Stensch keinen Zweifel mehr: Man muß das Land verlassen! In jener Nacht erhält Georg Stensch einen Anruf. Ein ihm unbekannter Mann teilt ihm mit, daß »etwas passieren wird und alle männlichen Juden verhaftet werden sollen«. Georg Stensch verläßt mit seinem Reisepaß, der noch keinen »J«-Stempel trägt, die Wohnung in der Bayreuther Straße. Sein Geschäftspartner Friedrich Ballnath gibt ihm für zwei Tage ein Versteck. Dann besorgt er sich eine Flugkarte nach Amsterdam, von dort aus reist er nach London, wo sein ältester Sohn Rudolf lebt. Elfriede und Günter Stensch versuchen nun ihrerseits, eine Ausreisegenehmigung zu erhalten. Alle entsprechenden Bemühungen mißlingen. So machen sie sich in der Silvester-Nacht 1938/39 auf den Weg und überschreiten mit Hilfe von Schmugglern illegal die Grenze nach Belgien.



Rudi und Günter Stensch, Ursel und Heinz Mendelsohn, Chauffeur Herr Worms, 1928



Günter Stent vor dem Hotel »Adlon«, 1946

In London trifft sich die Familie wieder.
Einige Jahre später nennen sich die Söhne von Georg Stensch Ronald Stent bzw. Günter Stent und tragen Uniform der englischen bzw. amerikanischen Armee. Sie beteiligen sich aktiv am militärischen Kampf gegen die faschistische deutsche Armee.
1945 betritt Günter Stent in amerikanischer Uniform den Boden seiner ehemaligen Heimatstadt Berlin. Er fährt nach Treptow und sucht Bekannte und Bekanntes:
»Treptow blieb vom Krieg fast unberührt. Alle Häuser standen noch, einschließlich des Hauses Nr. 54 mit unserer Wohnung. Alles war so wie es gewesen war: hier der Bäcker neben der Eckkneipe, dort der Schreibwarenhändler gegenüber der Straße neben dem Frisör, gleich neben der großen Uhrattrappe im Haus Nr. 50. Aber alles war kleiner und schäbiger... Der Park aber hatte sich dramatisch verändert. Früher mit Platanen und Kastanien bepflanzt, waren diese zu Feuerholz geworden, und die Wiesen waren mit Unkraut überwuchert. Das silberne Idyll meiner Kindheit war auf eine traurige Savanne reduziert. Der Karpfenteich war noch da.«[6]
Und bei seiner Suche findet Günter u. a. auch Martin Mendelsohn, der mit seiner Frau Bianca und seinen Kindern Ursel und Heinz regelmäßiger Besucher bei den Stenschs war.

Martin Mendelsohn berichtet ihm: Kurz vor Kriegsbeginn flüchtet die Familie illegal nach Belgien. Nach der deutschen Besetzung gehen Ursel und Heinz in den Untergrund. Martin und Bianca werden nach Auschwitz deportiert. Bianca wird an der Selektionsrampe für den Gastod bestimmt, Martin wird für die Sklavenarbeit im KZ ausgesondert. Er überlebt. Auch Ursel überlebt im belgischen Untergrund. Heinz ist verschollen.

Die Straße Am Treptower Park gibt es noch immer. In den achtziger Jahren hat man mit umfangreichen Sanierungsmaßnahmen die Fassaden der herrschaftlichen Bürgerhäuser wieder hergestellt.
Mit dem »Wohnidyll« anno 1912 ist es allerdings vorbei. Eine dreispurige Ausfallstraße in den Süden ist aus der einst so »grünen und staubfreien« Straße im Berliner Vorort geworden. Nur der Park ist wieder wie er war, und der Karpfenteich, auf dem schon etliche Generationen von Treptower Kindern Schlittschuh gelaufen sind.
Und so wie alle Straßen, hat auch die Straße Am Treptower Park ihre Geschichten. Eine davon ist die der Familie Stensch.

Anmerkungen

1 aus: Ein Wohn-Idyll am Treptower Park, Landesarchiv Berlin
2 aus: Günter Stent, From Berlin to Berlin – An unauthorized Autobiography, 1991, Original im Besitz des Autors
3 siehe: 36 Jahre »deutscher Fleiß« – Das Kaufhaus Joseph & Co von Detlev Brunner, in: Spuren jüdischen Lebens in Neukölln, hrsg. von Dorothea Kolland, Edition Hentrich, Berlin 1988
4 siehe »Mein geliebtes Treptow« in diesem Buch
5 aus: Günter Stent, From Berlin to Berlin, a. a. O.
6 ebenda

Erinnerungen

Ronald Stent, Treptow, Am Treptower Park 54

Aufgeschrieben von ANJA SCHINDLER

Die Familie

Mein Vater, Georg Stensch, ist 1886 in Berlin geboren. Sein Vater stammte aus Berlinchen, einem Dorf in der Neumark, und hatte einen Weißwarenladen. Seine Mutter kam aus Pommern. Ihr Vater war für eine Zeit »Dorfschulze« in Pamin – ungewöhnlich für einen Landjuden.
Meine Mutter, Elisabeth Karfunkelstein, geboren im Jahre 1892, kam aus Breslau und ihre Eltern aus Oberschlesien. Mein Großvater Richard hatte ein Glaswarengeschäft, seine Eltern hatten ein Wirtshaus, eine »Kneipe«.

Meine Großeltern väterlicherseits lebten zu meiner Berliner Zeit in der Bevernstraße am Schlesischen Tor. Mein Vater besaß eine Fabrik, in der Beleuchtungskörper hergestellt wurden. Außerdem auch Bronzefiguren, die sogenannten Ritterbronzen. Teilhaber dieser Firma war ein Nichtjude namens Friedrich Ballnath, der auch meinem Vater bis zu seiner Flucht 1938 Unterkunft gewährte. Die Fabrik hatte ihren Sitz in der Ritterstraße 81 und beschäftigte 200 Leute. Das Stensch'e Geschäft war in der Wrangelstraße (Kreuzberg). »Ballnath & Stensch« hatten ihre Werkstätten in der Adalbertstraße in Kreuzberg, dem ursprünglichen Sitz, und in der Ritterstraße, wo später das Hauptbüro war. Die Firma bestand seit 1912, hat aber den 2. Weltkrieg nicht überstanden. Sie wurde meinem Vater nach dem Krieg wieder angeboten: Aber da die Passiva größer als die Aktiva waren, lehnte er ab.



Rudolf Stensch, 1920

Mein Vater war Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei.

Meine Mutter war eine sehr fortschrittliche und energische Frau. Sie fuhr damals – was ja nicht gewöhnlich war – Auto. Wir hatten einen »Opel«. Überhaupt gehörten wir schon insgesamt in dieser Wohngegend zu den Wohlhabenden.

Die Garage für das Auto war in der Kiefholzstraße. Dort gab es auch einen Kohlenplatz. Im Winter, wenn meine Mutter den Wagen mit der Kurbel nicht anbekam, wurden zwei Pferde vom Kohlenhändler davor gespannt.

Wir sind drei Geschwister:

Rudolf Walter, geb. 1914, jetzt Ronald Stent, lebt in London,

Klara Henriette, jetzt Claire Hines, geb. 1916, lebt in Texas, sie ist verwitwet, und

Günter Sigmund, jetzt Prof. Dr. Günter S. Stent, geb. 1924, lebt in Kalifonien.

Ich wurde als Rudolf Walter Stensch 1914 in der Adalbertstraße geboren. 1915 zogen meine Eltern nach Treptow, in die Wohnung Am Treptower Park 54. Unsere Wohnung umfaßte eine gesamte Etage des Hauses. Wir hatten ein Herrenzimmer, ein Wohn- und Speisezimmer, einen Salon usw., zwei Mädchen und für zwei bis drei Jahre einen Chauffeur. Der trug übrigens eine Uniform, die bei dem Juden Carl Zobel bestellt und gekauft worden war. Herr Zobel hatte ein Herren- und Damenmoden-Geschäft. Ich erinnere mich, daß seine Frau in Treptow politisch engagiert war.[1]

Ich besuchte zuerst eine Privatschule und von 1923 bis 1932 das Realgymnasium in Treptow, das sich unmittelbar hinter dem Rathaus Treptow befand.

Zum Judentum

Wir feierten Weihnachten zu Hause. Ich kann mich nicht erinnern, daß meine Eltern in eine Synagoge gegangen sind.
Mein Vater war allerdings eingesegnet worden (Bar Mizwa). Seine Einsegnung hatte er bei einem Rabbiner in der Reformgemeinde in der Johannisstraße, wo die Gottesdienste am Sonntag stattfanden, ohne Kopfbedeckung, und wo fast alle Texte auf deutsch waren. Der Rabbiner hieß Klemperer. Der hatte einen Sohn Otto. Dieser wurde später ein weltbekannter Dirigent. Da Otto Klemperer und mein Vater fast ein gleicher Jahrgang sind, könnte es durchaus möglich sein, daß sie beide in der selben Religionsklasse waren. Soweit ich mich erinnere, sind meine Eltern auch synagogal getraut worden. Aber ansonsten hatten sie nichts mit der Religion zu tun. Bis ich 12/13 Jahre alt war, hatte ich keinen jüdischen Religionsunterricht gehabt und war wahrscheinlich niemals in einer Synagoge. Dann bestand ich von selbst darauf, eingesegnet, also Bar Mizwa, zu werden, und bin dann auch in die jüdische Reformgemeinde gekommen.
In dem Buch »Wegweiser durch das jüdische Berlin« aus dem Nicolai Verlag 1987, gibt es ein Foto der Repäsentanten der jüdischen Reformgemeinde. Auf diesem Foto aus dem Jahre 1933 sind neben vielen älteren Herren im Frack auch zwei jüngere Menschen zu sehen: eine junge Dame und ein junger Mann – der bin ich. Ich war zu dieser Zeit der Jugendführer der Reformgemeinde. Im Gegensatz zu den älteren Herrschaften bin ich auf dem besagten Foto im Smoking, einen Frack hatte ich damals nicht. Mein Name unter dem Foto ist leider falsch geschrieben, man hat irrtümlicherweise noch ein »z« hineingesetzt.
Ich bin also später sehr aktiv geworden in der Gemeinde, überhaupt in den religiösen Dingen. Im Elternhaus aber gab es das eigentlich nicht.



Dritte Reihe, erster von links, Rudolf Stensch

Natürlich war ich mir immer meiner jüdischen Wurzeln bewußt, aber in erster Linie war ich Deutscher, und das sozusagen 70 bis 80 Prozent, und nur 20 bis 30 Prozent war ich jüdisch.
Dort, wo wir wohnten, in dieser Gegend am Treptower Park, waren wohl alle deutsch-national gesinnt. Alle waren sehr patriotisch und wohl mehr rechts eingestellt. Möglich, daß viele von ihnen später dann überzeugte Nationalsozialisten wurden.
1932, als der Antisemitismus bereits in unserer Gegend spürbar wurde, zogen meine Eltern in den Westteil der Stadt, in die Fasanenstraße.

Ein Schulfreund

In der Schule hatte ich einen Kameraden, mit dem ich besonders eng befreundet war. Seine Muttter war eine arme Witwe, und er war musikalisch sehr begabt. Wir hatten zu Hause einen Flügel, einen »Bechstein«. Mein Freund war täglich bei uns, aß mit uns, übte auf dem Flügel. Dieser Freund nun erschien in der Oberprima, also bereits 1931, eines Tages in der Klasse in SA-Uniform. Und selbstverständlich kannte er mich von Stund an nicht mehr. 1932 beendeten wir gemeinsam die Schule und begannen auch gemeinsam das Jura-Studium an der Berliner Universität. Dort sahen wir uns täglich, aber er ignorierte mich. Im Jahre 1949 oder 1950 bekam ich plötzlich einen Brief von ihm. Er teilte mir mit, daß er aus der russischen Gefangenschaft zurückgekehrt sei und daß er sein Verhalten mir gegenüber bedauert. Ich brauchte lange Zeit, bis ich fähig war, wieder mit ihm zu sprechen. Jedes Jahr ruft er mich an meinem Geburtstag an. Es ist nie wieder wie früher geworden ...

Das Foto

Während meiner Studentenzeit (1932/34), zuerst in Berlin, dann in Bonn, gehörte ich einer deutsch-jüdischen Schlagenden Verbindung an, dem KC (Kartell-Convent der Verbindung deutscher Studenten jüdischen Glaubens) an. In Berlin hieß die Verbindung »Sprevia«, in Bonn »Rhein-Silesia«. Im März 1933, kurz nach der Machtübernahme, veranstaltete die neue Regierung einen »Staatsakt« im Opernhaus Unter den Linden. Zu dem wurden u. a. auch alle studentischen Verbindungen geladen. Durch einen unzweifelhaft administrativen Fehler bekamen auch wir, der KC, eine solche Einladung. Nach vielem Kopfzerbrechen beschlossen wir, mit drei Teilnehmern der Einladung Folge zu leisten, damit eine Abwesenheit unsererseits nicht als Feigheit interpretiert werden könnte. In voller mittelalterlicher Tracht standen alle Studenten, darunter auch wir drei Juden, auf der Bühne. In der Ehrenloge saßen der Herr Reichspräsident, sein ehemaliger Gefreiter Hitler und die ganze Regierung. Nach feierlicher Beendigung mit »Deutschland über alles« (damals noch kein Horst-Wessel-Lied) bildeten wir dann ein zweireihiges Spalier über die Straße zur gegenüberliegenden Neuen Wache, durch das die ganze Bagage langsam schritt und von Zeit zu Zeit einige von uns inspizierte. Der »Herr Führer« blieb unmittelbar vor mir stehen, schaute uns drei



KC Rhein-Silesia, Bonn 1933



»treu-deutschen« Juden an und ging weiter. Mit einer kleinen Granate in der Hand hätte ich damals der Welt viel Kummer erspart...
Etliche Zeit später schickte mir mein Kommilitone und späterer Schwager (auch Mitglied im KC) eine Postkarte mit Hindenburg und »seinen« Studenten. So sind wir beide auf einem Foto: der deutsche Reichspräsident und ich, der deutsche Jude.

England – die neue Heimat

1934 ging ich vorübergehend für etliche Monate nach London. Da ich bereits als Schüler die Gelegenheit hatte, London kennenzulernen, stand für mich fest, daß – sollte ich Deutschland wirklich mal verlassen – nur London als neuer Wohnort in Frage käme. Im folgenden Jahr wurde die Allgemeine Wehrpflicht eingeführt, und 1935 kam auch die Einberufung meines Jahrgangs. Eigentlich durften Juden gar nicht in dieser Armee dienen, aber trotzdem bekam ich die Einberufung. Ich mußte also zur ärztlichen Untersuchung. Meine körperliche und gesundheitliche Verfassung wurden als sehr gut erachtet. Deshalb wohl fragte man mich, ob mich

eine Waffengattung besonders interessiert. Als ich bemerkte, daß ich Jude sei, meinte einer der Offiziere, daß die Armee gerade so stramme Kerle wie mich brauche. Das war wohl der letzte Anstoß, dieses Land zu verlassen. Im Februar 1936 kam ich noch einmal für drei Tage nach Berlin zur Trauung in der Reformgemeinde. Und dann verließen wir beide, meine Frau und ich, Deutschland.

Novemberpogrom 1938

An dem Abend vor der Kristallnacht, am 9. November 1938, – mein Vater war schon ausgezogen, beinahe im Bett – da klingelte das Telefon. Ein Mann sprach »Herr Stensch, ich möchte Sie gern in einem benachbarten Cafe treffen.« Mein Vater wohnte damals schon in der Bayreuther Straße, mit seiner zweiten Frau Friedel und meinem zehn Jahre jüngeren Bruder. »Hat das nicht Zeit bis zum nächsten Morgen?«, fragte mein Vater. »Lieber Herr Stensch, in Ihrem eigenen Interesse, bitte ich Sie, heute noch in dieses Cafe zu kommen.« »Lieber Herr Stensch, Sie werden sich meiner nicht erinnern«, sagte der Mann im Cafe, »ich habe mich vor ein paar Monaten verheiratet, ich war in Ihrer Fabrik, und Sie waren sehr freundlich zu mir und haben uns Ihre Beleuchtungskörper zu en-gros-Preisen verkauft. Und eine Hand wäscht die andere . . .«
Anschließend erzählte er meinem Vater, daß am nächsten Morgen, ab 6 Uhr, alle Juden im Alter von 16 bis 60 Jahren abgeholt und ins Konzentrationslager gebracht werden sollen. Danach hat mein Vater ihn noch gefragt, ob er auch andere warnen darf. »Wenn Sie wollen.« Mein Vater rief dann von diesem Cafe aus meinen Schwiegervater, seinen Bruder und meinen Schwager an. Die haben sich dann auch alle versteckt.
Zwei Tage blieb mein Vater versteckt. Da er einen Paß hatte, auf dem noch kein »J« stand (die Firma meines Vaters besaß ein erhebliches Exportgeschäft und aus diesem Grunde fuhr er viel ins Ausland), hat er auf dem Flughafen Tempelhof ein Ticket gekauft für den Flug nach Amsterdam. Von dort aus hat er mich in London angerufen (ich selbst war bereits seit 1934 in London), dann kam er selbst nach London.
Dann wollte auch seine Frau mit meinem Bruder regulär auswandern, und sie haben einen entsprechenden Antrag gestellt – das war damals noch möglich – vorausgesetzt, man hinterließ alles und nahm nur 10 Mark pro Person mit. Sie sind zur Gestapo gegangen. Man sagte ihnen, daß sie die Ausreise bekämen unter der Bedingung, daß mein Vater, der devisenflüchtig ist, freiwillig zurückkommt. Daraufhin hat seine Frau nur »Danke schön auch« gesagt.
Unter abenteuerlichen Umständen haben sie, Friedel und Günter, dann Deutschland in der Silvesternacht 1938/39 über die belgische Grenze verlassen. Mit Hilfe von Schmugglern ist ihnen diese Flucht gelungen. So konnte sich meine gesamte engere Familie in Sicherheit bringen. Mein Bruder wanderte dann ein paar Monate später weiter aus nach den Vereinigten Staaten zu meiner Schwester. Mein Vater und seine Frau blieben in England.

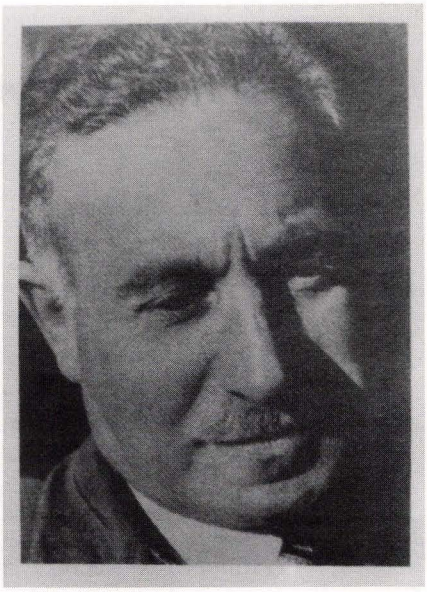
Anmerkung

1 siehe »Eine Frau für Treptow« in diesem Buch

»Ein guter Verwaltungsbeamter und aufrechter Sozialdemokrat«

Dr. Richard Roeder, Stadtarzt von Treptow

Von RONALD FRIEDMANN



Richard Roeder

Im Jahre 1920 erschien in den »Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Medizinalverwaltung« der Artikel des bis dahin auch in Fachkreisen weitgehend unbekannten Schöneberger Arztes Dr. Richard Roeder mit dem Titel »Die Sozialisierung der ärztlichen Heiltätigkeit im Verbunde der Gesundheitsversicherung«.[1] Als engagierter Sozialdemokrat griff Richard Roeder mit diesem Beitrag in einen seit den Tagen der Novemberrevolution 1918 und insbesondere seit der Diskussion über die Weimarer Verfassung 1919 geführten Streit von Medizinern und Gesundheitspolitikern über die künftige Gestaltung des öffentlichen Gesundheitswesens ein. Die Vorschläge von Richard Roeder, der mit Rosa Luxemburg und Eduard Bernstein befreundet war, zeichneten sich durch besondere Konsequenz aus. Er war bestrebt, Mechanismen zu finden, durch die der Erhalt und die Wiederherstellung der Gesundheit aller Menschen den Gesetzen des Marktes entzogen werden konnte. Umfassende medizinische Betreuung sollte aufhören ein Luxus zu sein, sollte zu einem Gemeingut aller Menschen, unabhängig von ihrem Vermögen und ihrem Einkommen werden. So plädierte Richard Roeder für die »Sozialisierung des Arztberufes« und ging damit, wie er selber schrieb, über die von ihm als inkonsequent bezeichneten Forderungen des Erfurter Programms der SPD deutlich hinaus. Seine Auffassungen formulierte er so: »Sozialisiert ist ein Beruf dann, wenn in ihm gearbeitet wird 1. für die Gemeinschaft und nicht für das persönliche Interesse, 2. für den Bedarf und nicht für den Markt, 3. in gemeinschaftlicher Arbeit.«[2]

Sein Ideal waren »Gesundheitshäuser« für jeweils etwa 60.000 Menschen, in denen jeweils 40 Ärzte unterschiedlicher Fachrichtungen arbeiten sowie verschiedene diagnostische Institute und Institute für die Behandlung mit Wasser, Licht und Massage buchstäblich unter einem Dach untergebracht sein sollten. Zu den flächendeckend konzipierten Gesundheitshäusern sollten Filialen der Krankenkasse, eine Apotheke sowie eine kleine Zahl von Verwaltungsräumen gehören. Die Ärzte sollten feste Gehälter beziehen, so daß ihr Einkommen unabhängig wäre von der Zahl der behandelten Patienten, den diagnostizierten Krankheiten und den verwendeten Heil- und Hilfsmitteln.[3]

Ab 1924 sollte Richard Roeder, wenn auch mit ausgesprochen beschränkten Mitteln, Gelegenheit haben, seine umfassenden konzeptionellen Vorstellungen, die das Ergebnis langjähriger beruflicher Erfahrungen waren, zumindest teilweise zu verwirklichen: Er wurde Stadtarzt von Berlin-Treptow und als solcher neben seinem Freund Ignaz Zadek, Raphael Silberstein, Käte Frankenthal u. a. einer der herausragenden Berliner Gesundheitspolitiker der Weimarer Zeit.[4]
Sein ganzer bisheriger Lebensweg hatte ihn auf eine solche Aufgabe vorbereitet.

Richard Roeder wurde am 8. April 1875 als Sohn des Kaufmannes Jacob Roeder und seiner Ehefrau Laura, geborene Jacobsohn, in Posen geboren. 1892 erwarb er in Posen das Abitur und begann dann an der Berliner Universität ein Medizinstudium, das er 1897 mit einer Promotion abschloß. Im selben Jahr erhielt er die Approbation als praktischer Arzt. In die Jahre seines Studiums fielen auch die ersten Kontakte zur Sozialdemokratie, der er viele Jahrzehnte verbunden blieb.
Nach zwei praktischen Jahren als Assistenzarzt am Jüdischen Krankenhaus in Posen ließ sich Richard Roeder im Jahre 1900 endgültig in Berlin nieder und eröffnete zunächst eine Praxis im proletarischen Berliner Osten, dann, ab 1906, bis zu seiner Berufung nach Treptow, arbeitete er als praktischer und Frauenarzt in Berlin-Schöneberg. Während des Ersten Weltkriegs war Richard Roeder als Militärarzt eingesetzt.
Im »Verzeichnis der wahlfähigen Mitglieder der jüdischen Gemeinde zu Berlin im Jahre 1913« wird Richard Roeder unter der Nummer 18.466 als »Praktischer Arzt, Schöneberg, Innsbrucker Straße 30« aufgeführt.[5]
Erstaunlicherweise ließ sich über seine Arbeit als Treptower Stadtarzt nur sehr wenig ermitteln. Zumeist wird Richard Roeder, eigentlich unverständlich, in der einschlägigen Literatur nur mit (biographischen) Fußnoten bedacht. Darin heißt es zum Beispiel: »Als Stadtarzt beriet er die Krankenkassen und begründete die Ambulatorien aus sozialhygienischer Sicht, gründete Tagesheime für Kinder arbeitender Mütter, um diese Kinder von der Straße zu holen.«[6]
Dabei, auch das ist nur einer Fußnote zu entnehmen, konnte er mit der Hilfe und Erfahrung seiner Frau Hedwig, geborene Asch, geboren am 7. November 1885 in Dresden, rechnen, die Kinderpsychotherapeutin und Erziehungsberaterin in Berlin war.[7]
In seiner Treptower Zeit war Richard Roeder auch Mitglied des »Vereins Sozialistischer Ärzte« und Mitglied der »Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Ärzte«.
Viele Jahre später, 1979, beschrieb ein Kollege aus jener Zeit, der frühere Lichtenberger Stadtarzt Dr. Georg Loewenstein, in einem Gespräch über die Berliner Stadtärzte der 20er Jahre Richard Roeder mit den folgenden Worten: »Erwähnen muß ich hier auch noch Richard Roeder, Stadtarzt in Berlin-Treptow, ein guter Verwaltungsbeamter und aufrechter Sozialdemokrat mit vielen Idealen. Bekanntgeworden ist er durch seine Schrift zur Sozialisierung des Heilwesens, der gegenüber er sich dann später zurückhaltend verhielt. Überhaupt zeigte sich bei ihm mehr eine vorsichtig-abwägende Haltung.«[8]
Im März 1933, wenige Wochen nach der Machtübergabe an die Nationalsozialisten, wurde Richard Roeder aus »rassischen und politischen Gründen« seines

Amtes als Stadtarzt enthoben. Es gibt Berichte, daß er von SA-Leuten aus seinem Büro im Treptower Rathaus buchstäblich hinausgeprügelt wurde. Wenig später erhielt er Berufsverbot als Arzt. Bis 1937 gelang es ihm, sich als Vertreter einer Pharmaziefirma durchzuschlagen. In einer im Herbst 1937 vertraulich in Großbritannien, hauptsächlich London, verbreiteten »Supplementary List of Displaced German Scholars«, mit der mit Berufsverbot belegten deutschen Akademikern geholfen werden sollte, im Falle ihrer Emigration eine ihrer Qualifikation und Erfahrung entsprechende Arbeit zu finden, wird unter der Rubrik »Medizin und Bakteriologie« auch Richard Roeder genannt. Als sein Spezialgebiet werden angegeben: Sozialhygiene, Tuberkulose, Öffentliches Gesundheitswesen.[9] Für Richard Roeder fand sich aber allem Anschein nach keine geeignete Arbeit. Er blieb zunächst in Deutschland.

1938 wurde Richard Roeder verhaftet, dann aber unter der Bedingung schneller Auswanderung wieder freigelassen. Kurze Zeit später, Anfang 1939, emigrierten er und seine Frau nach Belgien, dann, 1940, nach Frankreich. Ihre Ausbürgerung wurde am 6. Juni 1940 verfügt. In der Ausbürgerungsliste Nr. 179 im »Deutschen Reichsanzeiger und Preußischen Staatsanzeiger« werden sie unter den laufenden Nummern 91 und 92 aufgeführt.[10] Vom 1. November 1940 bis zum 1. Februar 1941 wurde Richard Roeder in den Internierungslagern Agde bzw. Montpellier als Bürger eines Feindlandes festgehalten. Dann konnte sich der inzwischen 65jährige in dem Dorf St. Rambert d'Albon bei Lyon niederlassen, wo er mit Hilfe der Dorfbewohner den Krieg überlebte.

Im Juli 1945 wanderte Richard Roeder nach Palästina aus. Am 25. Februar 1953, fast 78 Jahre alt, starb er in Jerusalem.[11]

Anmerkungen

1 Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Medizinalverwaltung. Im Auftrag des Ministeriums für Volkswohlfahrt herausgegeben von der Medizinalabteilung, XI. Band, 5. Heft, Verlagsbuchhandlung von Richard Schoetz, SW 48, Wilhelmstraße 10, Berlin 1920

2 ebenda, S. 12 (314)

3 ebenda, S. 15 (317) – S. 26 (328)

4 vgl. Stephan Leibfried/Florian Tennstedt, Berufsverbote und Sozialpolitik 1933. Die Auswirkungen der nationalsozialistischen Machtergreifung auf die Krankenkassenverwaltung und die Kassenärzte, Bremen 1980, S. 112 f.

5 vgl. Verzeichnis der wahlfähigen Mitglieder der jüdischen Gemeinde zu Berlin im Jahre 1913. Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin, O 19, Grünstraße 4

6 Stephan Leibfried, Florian Tennstedt, a. a. O., S. 112

7 ebenda, aber auch: Käte Frankenthal, Der dreifache Fluch: Jüdin, Intellektuelle, Sozialistin. Lebenserinnerungen einer Ärztin in Deutschland und im Exil. Hrsg. von Kathleen Pearle und Stefan Leibfried, Frankfurt am Main 1981

8 Lebenserinnerungen von Dr. med. Georg Loewenstein, in: Der Wert des Menschen. Medizin in Deutschland 1918–1945, Edition Hentrich, Berlin 1989, S. 43

9 Nachdruck der Liste in: Emigration. Deutsche Wissenschaftler nach 1933 – Entlassung und Vertreibung, Technische Universität Berlin, 1987

10 Die Ausbürgerung deutscher Staatsangehöriger 1933–45 nach den im Reichsanzeiger veröffentlichten Listen. 3 Bände. München, New York, London, Paris: K. G. Saur, 1985

11 vgl. Stephan Leibfried, Florian Tennstedt, a. a. O., S. 112, und International Biographical Dictionary of Central European Emigrés 1933–1945, München – New York – London – Paris 1983

Eine Frau für Treptow

Fanny Zobel, Treptow, Am Treptower Park 44

Von ANJA SCHINDLER

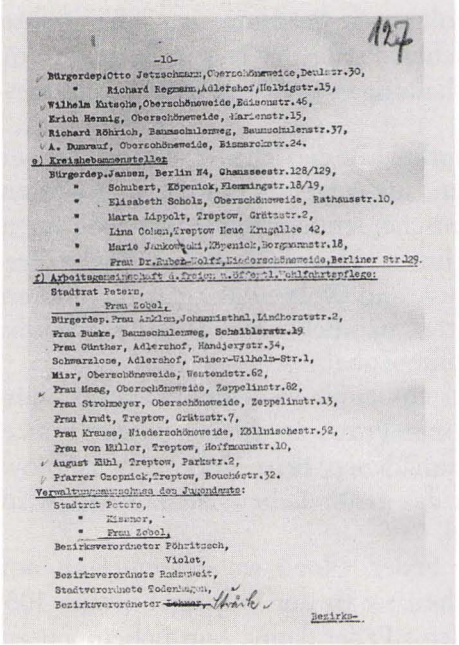
Als Fanny Vaudsburger am 26. April 1892 den jüdischen Kaufmann Carl Zobel heiratet, ist sie 20 Jahre jung und eine gebildete und den Problemen der Zeit aufgeschlossene junge Dame aus »gutem Hause«.
Am 19. Juni 1872 wird sie als Tochter des jüdischen Kaufmanns Hermann Vaudsburger in Berlin geboren. Das Elternhaus ist wohlhabend, assimiliert, etabliert und gesellschaftlich geachtet. Es ermöglicht ihr den Besuch einer höheren Töchterschule. Die Erziehung im Elternhaus, vielleicht auch in der Schule, haben ihren bleibenden Einfluß auf den Lebensweg der Fanny Vaudsburger. Wie sie später selbst schreibt, beginnt sie bereits als junge Frau aktiv sozial tätig zu werden.
Carl Zobel, geboren am 4. August 1864 in Brust, ist Besitzer eines Bekleidungsgeschäftes in Kreuzberg, in der Köpenicker Straße 121.
In welchem Jahr das Ehepaar Zobel eine Wohnung in Treptow bezieht, ist nicht feststellbar. In entsprechenden Adreßbüchern findet man sie seit der Jahrhundertwende in Treptow wohnend, Am Treptower Park 44.[1]
1893 wird dem Ehepaar Zobel eine Tochter geboren. Sie erhält den Namen Erna. Fanny Zobel widmet sich jetzt ihrer Tochter, scheint aber nie den Kontakt zu anderen Dingen, die über Kind und Küche hinausgehen, zu verlieren.
Obwohl in guten, wahrscheinlich sogar sehr guten Verhältnissen lebend, behält sie sich einen kritischen Blick für die sozialen Zustände ihrer Umwelt, bewahrt sie sich ihre soziale Sensibilität.
Sie ist der Meinung, daß ihre soziale Stellung die Pflicht mit sich bringt, sozial Schwächeren, den Armen und Ärmsten, Hilfe zu geben. Mit Beginn des 1. Weltkriegs wird Fanny Zobel Mitglied des Vaterländischen Frauenvereins.[2]
Der Grund für diese Entscheidung liegt sicherlich in der Zielstellung dieses Vereins, der ihren persönlichen Ambitionen in jenen Jahren entspricht oder zumindest sehr nahekommt. Der Vaterländische Frauenverein, im November 1866 gegründet, ist ein integrierender Teil der deutschen Organisation des »Roten Kreuzes«. Neben der Betreuung der Verwundeten und Kranken im Krieg, hat der Vaterländische Frauenverein in erster Linie Aufgaben zur Ausbildung in Erster Hilfe, der Wohlfahrtspflege, speziell der Armenkrankenpflege zu leisten.
Laut Satzung »kann Mitglied werden jede unbescholtene Frau oder Jungfrau ohne Unterschied des Glaubens und des Standes, sobald sie sich zu einem bestimmten Jahresbeitrag verpflichtet.«[3]
Fanny Zobel beteiligt sich aktiv an der Betreuung und Unterstützung der Kinder, der Waisen, die unter dem Krieg besonders zu leiden haben und denen deshalb auch ihre Zuwendung gilt.
Sie muß einen engen Kontakt und einen tiefen Einblick in das Leben der Proletarierkinder bekommen haben. Bis an ihr Lebensende, längst in einem anderen Land lebend, wird sie sich um solche Kinder kümmern.

Durch ihr besonderes Engagement wird Fanny Zobel in der Gemeinde Treptow bekannt. Im Verlaufe ihrer Tätigkeit im Rahmen von Wohlfahrtsveranstaltungen erkennt sie, daß allein mit privater Initiative die bestehenden Probleme nicht zu lösen sind. Deshalb sucht sie den Weg zur Gemeinde-Vertretung und wird Mitglied in entsprechenden Ausschüssen, wie die für Wohlfahrt, für Kindergärten, Horte, Säuglingsfürsorge. Als Mitglied dieser Ausschüsse wird sie aktiv und trägt dazu bei, daß neue, bis dahin nicht vorhandene soziale Einrichtungen in Verantwortung der Gemeinde eingerichtet werden.
Mit ihrer Initiative entstehen in Treptow die erste Säuglingsfürsorgestelle, die erste Kinderlesestube, die Berufsvormundschaft sowie eine Kartei zwecks Betreuung aller in der Wohlfahrtspflege unterstützten Personen.
Sie entwirft einen kühnen Plan zur Errichtung eines sogenannten »Wohlfahrtshauses« in Treptow, das mit einer Stiftung von einer Million Goldmark realisiert werden soll. Der Krieg läßt dieses Vorhaben scheitern. Aber sie kämpft trotz der widrigen Umstände um den Erhalt der bereits vorhandenen Sozialeinrichtungen, deren Existenz ausschließlich über Stiftungen und Schenkungen gewährleistet wird.
Ihre Fähigkeiten, ihr großes Einsatzvermögen und ihre unangefochtene Autorität bringen ihr dann auch noch das Amt der Vorsitzenden der deutschen Kinderhilfe ein, und sie wird mit der Leitung der Verteilung der Amerika-Spende beauftragt.
Ronald Stent, der während der 20er und 30er Jahre mit seinen Eltern in der selben Straße wie das Ehepaar Zobel wohnt, erinnert sich an Frau Fanny Zobel als einer ganz beeindruckenden Person.[4] Nicht sehr groß gewachsen, eher klein und zierlich, verfügt sie über eine große Austrahlung, kann Menschen mit ihrer Begeisterung anstecken, überzeugend ihren Standpunkt vertreten, ihre Zuhörer gewinnen. Sie ist ein sehr lebensbejahender und lebensfroher Mensch.
Da ihr politisches Denken liberal und demokratisch bestimmt ist, scheint ihre Mitgliedschaft in der Deutschen Demokratischen Partei nur folgerichtig zu sein. Diese Partei entspricht den politischen Anschauungen vieler jüdischer Bildungsbürger.
Sicherlich hat auch Fannys Bekanntenkreis Einfluß auf diese Entscheidung. Dieser besteht vor allem aus jüdischen Intellektuellen, aus Angehörigen der kultivierten bürgerlichen jüdischen Mittelschicht, die in entscheidendem Maße den modernen Geist der damaligen Metropole Berlin bestimmen. Hervorragende jüdische Persönlichkeiten, wie Theodor Wolff, Hugo Preuss und Walther Rathenau, gehören dieser Partei an. Und ein Mitglied dieser Partei, nämlich Ernst Feder, bekommt eine besondere Bedeutung im Leben der Familie Zobel.
Ernst Feder, geboren am 18.3.1881 in Berlin, aus einer jüdischen Familie stammend, ist 1908 als selbständiger Anwalt in seiner Praxis an der Spandauerbrücke Nr. 12 tätig. In jenem Jahr lernt er das Schulmädchen Erna Zobel aus Treptow kennen. Daraus entsteht eine Verbindung für das ganze Leben: Ernst Feder wird der Schwiegersohn von Fanny und Carl Zobel.
1911 verloben sich Erna Zobel und Ernst Feder. Noch im selben Jahr, am 15. August heiraten sie. Ihre Wohnung beziehen sie in der Leipziger Straße 103, Ecke Friedrichstraße. Im Jahre 1919 beginnt Ernst Feder damit, sein Leben neu zu

gestalten. Er gibt seine Anwaltspraxis auf und macht sein publizistisches Talent endgültig zum Beruf. Er nimmt das Angebot seines Freundes Theodor Wolff an und wird Redakteur beim »Berliner Tageblatt«.

Dieses Jahr 1919 wird auch für seine Schwiegermutter ein neuer Anfang. Fanny Zobel kandidiert für die Deutsche Demokratische Partei zu den Gemeinde-Wahlen in Treptow und setzt als gewähltes Mitglied der Fraktion in der Gemeindevertretung ihre sozialpolitische Tätigkeit fort.

Den Protokollen der Gemeindevertretung[5] kann man entnehmen, daß sie zu den zuverlässigsten und fleißigsten Abgeordneten gehört. Sie fehlt kaum, gehört nicht zu den »Dauerrednern«, tritt auf zu Sachfragen, und das sind für sie die sozialen Belange der Treptower Bürger. Und davon gibt es viele. Da ist zum Beispiel die Einrichtung des ersten Erholungsheimes für bedürftige Treptower Kinder und Mütter. Ihre zähen Verhandlungen mit dem Landrat in Greifenberg lassen diesen Plan Wirklichkeit werden. In Treptow an der Rega findet im Sommer 1919 ein Erholungsurlaub für Mütter mit ihren Kindern statt. Schon im nächsten Jahr beteiligt sich Fanny Zobel aktiv am Aufbau eines Kindererholungsheimes auf einem Grundstück im Ostseebad Karlshagen, das die Gemeinde Treptow käuflich erworben hat. Sie hat wesentlichen inhaltlichen Einfluß auf den Aufbau des Jugendamtes im Bezirksamt, das mit dem Anschluß Treptows an Berlin im Jahre 1920 entsteht. So ist Fanny Zobel also nicht mehr Mitglied der Gemeindevertretung, sondern Bezirksverordnete. Als solche wird sie, es kann nicht anders sein, in die Deputation für Allgemeine Wohlfahrt und Gesundheit sowie in den Verwaltungsausschusses des Jugendamtes gewählt. Im letzteren beschäftigt sie sich insbesondere mit den wirtschaftlichen Angelegenheiten der Kindergärten und Horte. Aus einer Übersicht vom 16. Januar 1928 geht hervor, daß es fünf städtische Kin-



-10-

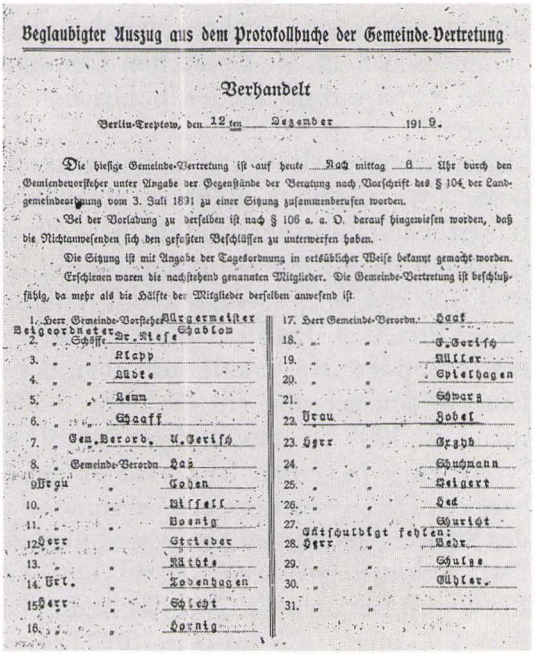
Bürgerdep. Otto Jetzschmann, Oberschöneweide, Deutschestr. 30,
" Richard Regmann, Adlershof, Helbigstr. 15,
Wilhelm Kutsche, Oberschöneweide, Edisonstr. 46,
Erich Hennig, Oberschöneweide, Karlenstr. 15,
Richard Röhrich, Baumschulenweg, Baumschulenstr. 37,
A. Dumrauf, Oberschöneweide, Bismarckstr. 24.

e) Kreisheboamenamtsteller
Bürgerdep. Jansen, Berlin N4, Chausseestr. 128/129,
" Schubert, Köpenick, Klemmingstr. 18/19,
" Elisabeth Scholz, Oberschöneweide, Rathausstr. 10,
" Marta Läppelt, Treptow, Grätzstr. 2,
" Linn Cohen, Treptow Neue Krugallee 42,
" Marie Jankowski, Köpenick, Borgwardtstr. 18,
" Frau Dr. Rubes-Wolff, Niederschöneweide, Berliner Str. 129.

f) Arbeitsgemeinschaft d. freien u. öffentl. Wohlfahrtspflege:
Stadtrat Petern,
" Frau Zobel,
Bürgerdep. Frau Anklam, Johannisthal, Lindenstr. 2,
Frau Buske, Baumschulenweg, Schulerstr. 19
Frau Günther, Adlershof, Handjerystr. 34,
Schwarzlose, Adlershof, Kaiser-Wilhelm-Str. 1,
Mizr, Oberschöneweide, Wendenstr. 62,
Frau Haag, Oberschöneweide, Zeppelinstr. 82,
Frau Strohmeyer, Oberschöneweide, Zeppelinstr. 13,
Frau Arndt, Treptow, Grätzstr. 7,
Frau Krause, Niederschöneweide, Zöllnischestr. 52,
Frau von Müller, Treptow, Hoffmannstr. 10,
August Mühl, Treptow, Parkstr. 2,
Pfarrer Czepnick, Treptow, Bouchéstr. 32.

Verwaltungsausschuss des Jugendamts:
Stadtrat Petern,
" Kissner,
" Frau Zobel,
Bezirksverordneter Föhritzsch,
" Violet,
Bezirksverordnete Radenzeit,
Stadtverordnete Todenhagen,
Bezirksverordneter ~~Schmer~~,

Bezirks-



Beglaubigter Auszug aus dem Protokollbuche der Gemeinde-Vertretung

Verhandelt

Berlin-Treptow, den 12ten Dezember 191 9.

Die hiesige Gemeinde-Vertretung ist auf heute Nach mittag 6 Uhr durch den Gemeindevorsteher unter Angabe der Gegenstände der Beratung nach Vorschrift des § 104 der Landgemeindeordnung vom 3. Juli 1891 zu einer Sitzung zusammenberufen worden.

Bei der Vorladung zu derselben ist nach § 106 a. a. O. darauf hingewiesen worden, daß die Nichtanwesenden sich den gefaßten Beschlüssen zu unterwerfen haben.

Die Sitzung ist mit Angabe der Tagesordnung in ortsüblicher Weise bekannt gemacht worden.

Erschienen waren die nachstehend genannten Mitglieder. Die Gemeinde-Vertretung ist beschlußfähig, da mehr als die Hälfte der Mitglieder derselben anwesend ist.

1. Herr Gemeinde-Vorsteher	Bürgermeister Dr. Reese	17. Herr Gemeinde-Verordn.	Graf
2. " Beigeordneter	Schäfer Shabson	18. " "	F. Gerisch
3. " "	Klopp	19. " "	Müller
4. " "	Lüdke	20. " "	Spielhagen
5. " "	Benn	21. " "	Schwarz
6. " "	Graaff	22. Frau "	Zobel
7. " Gem. Verord.	A. Gerisch	23. Herr "	Grahn
8. " Gemeinde-Verordn.	Haß	24. " "	Schuhmann
9. Herr "	Cohen	25. " "	Meinert
10. " "	Wilkoff	26. " "	Heck
11. " "	Hennig	27. " "	Schuricht
12. Herr "	Grieben	28. Herr "	Wahr
13. " "	Rühle	29. " "	Schulze
14. Hrr. "	Todenhagen	30. " "	Bühler.
15. Herr "	Schlegt	31. " "	
16. " "	Hornig		

Entschuldigt fehlen:

dergärten und vier städtische Kinderhorte im damaligen Bezirk Treptow gibt. 442 Kinder besuchen die Kindergärten in Treptow- Nord und Treptow-Süd, in Oberschöneweide, in Niederschöneweide und in Johannisthal. Die Horte in Treptow-Nord und Treptow-Süd sowie Oberschöneweide und Adlershof werden von 210 Kindern besucht.[6]

Die vorhandenen Kapazitäten reichen bei weitem nicht aus. Es ist ein ewiger Kampf, Neues zu errichten und das Vorhandene zu erhalten. Fanny Zobel schreibt später »... auch während der Inflation war ich bemüht, alle Kreise für die sozialen Einrichtungen des Bezirks zu interessieren und die Mittel für die Aufrechterhaltung dieser Einrichtungen zu beschaffen ...«[7]

Die Einweihung eines Kinderheimes in Oberschöneweide oder auch des Kindergartens in Johannisthal ist für sie der größte Dank, spornt sie an, weiter zu machen. Sie ist beseelt davon, einen Bezirk zu schaffen, in dem Arm und Reich miteinander in Frieden leben können, den sozial benachteiligten Kindern eine Chance zu geben, aus ihren Lebensumständen ausbrechen zu können.

Einer, der sich immer für ihre Tätigkeit interessiert, der sie um ihrer Aktivität und Zielstrebigkeit achtet, ist ihr Schwiegersohn Ernst Feder. Wenn er mit seiner Frau Erna zu Besuch am Treptower Park ist, und die Besuche finden regelmäßig statt, dann diskutieren Fanny Zobel und Ernst Feder leidenschaftlich und recht lautstark.

Ende 1929 wird Fanny Zobel von ihrer Fraktion, dem Block der Mitte, für die Kommunalwahlen 1930 als Kandidatin für das Amt einer unbesoldeten Stadträtin aufgestellt.

Ernst Feder notiert in seinem Tagebuch unter Sonnabend, 2. November 1929: »... Abends zu den Eltern, die Mutter (Frau Zobel) erzählt so viel von den Kommunalwahlen und Versammlungen, daß ich ganz in die Volksversammlungsathmosphäre hineinkomme und immerzu rufe: ›Sehr richtig.‹ ...«[8]

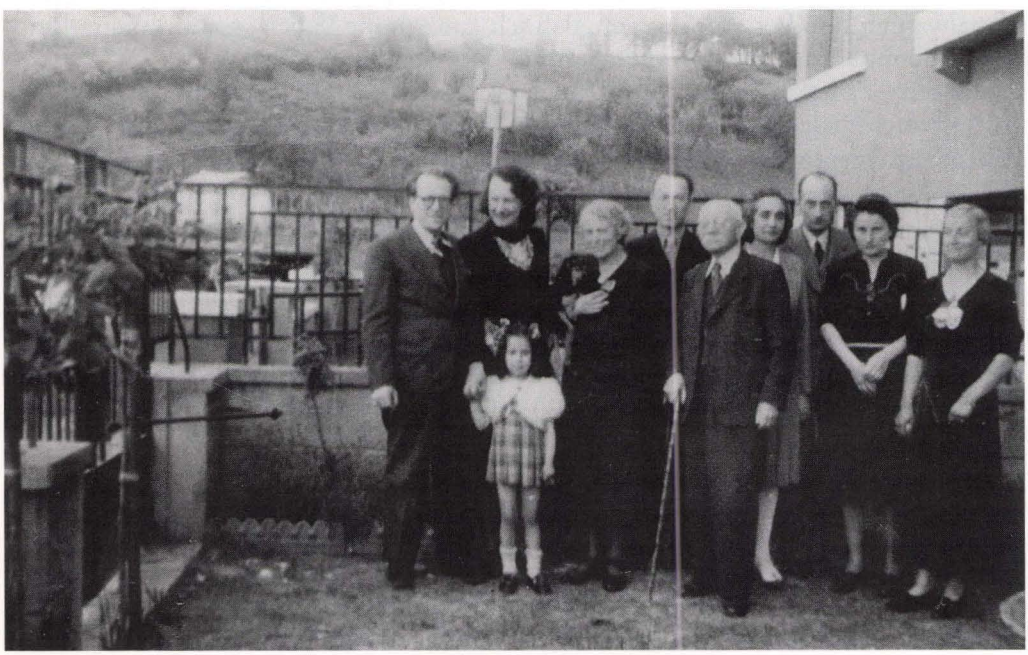
Und Fanny Zobel wird gewählt. Damit ist sie eine Einmaligkeit in Treptow. Vor ihr und auch viele Jahre danach, nämlich bis nach 1945, gibt es keine Frau mehr im Rathaus Treptow in einer solchen oder ähnlichen Position. Sie ist die erste und die einzige Frau in dieser Funktion. Die besoldeten Stadträte sind »selbstverständlich« Männer, aber auch unter den unbesoldeten ist sie die einzige Frau.

Ernst Feder notiert unter dem Datum vom 8. Februar 1930: »Früh schon im Reichstag, wo um zehn die demokratische Vorstandssitzung beginnt ... In der Diskussion über Württemberg erwähnt Heuss, daß es in Treptow sogar eine Koalition von den Demokraten bis zu den Nationalsozialisten gab. Er meint damit die Wahl der Mutter (Frau Zobel) zur Stadträtin, bei deren Wahl allerdings der Nationalsozialist einen weißen Zettel abgab, worauf dann das Los für die Mutter entschied ...«[9]

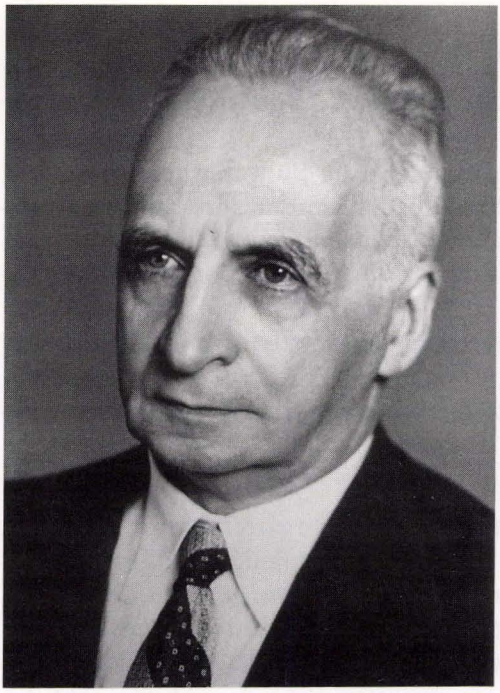
Das Glück war wohl auch auf ihrer Seite. Aber daß sie überhaupt zur Wahl vorgeschlagen wurde, das hat sie mit Sicherheit ihrem jahrelangen sozialpolitischen Wirken zu verdanken. Viel Zeit bleibt ihr nicht, diese Funktion auszuüben.

Auch im Rathaus Treptow sitzen schon die Braunen. Wenn auch noch nicht als Herrscher. Ihre faschistischen und antisemitischen Parolen überschatten bereits den politischen Alltag.

Im Protokollbuch der Bezirksversammlung liest man Fanny Zobels Namen im Dezember 1932 das letzte Mal.[10]
Mit der Machtübergabe an die Nationalsozialisten im Januar 1933 endet Fanny Zobels aktives und fruchtbares Leben für die Treptower Gemeinschaft.
Im Kiez am Treptower Park ist schon sehr früh offener Antisemitismus an der Tagesordnung. So verlassen die dort lebenden Juden, wie auch das Ehepaar Zobel, bald ihre vertraute Umgebung. Sie gehen in den Westteil der Stadt. Dorthin, wo schon immer viele Juden leben.
Mit Bitterkeit und verzweifelt müssen auch sie die freiwillige Kapitulation ihrer Partei, der DDP, vor den neuen Machthabern erleben: »Es ist das Bild eines politischen Versagens, der Auflösung der liberalen Mitte und des Niedergangs einer Partei, der in jeder Erörterung des politischen Verhaltens der deutschen Juden eine besondere Bedeutung zukommt und deren Entstehen von den Hoffnungen des deutschen Judentums begleitet war.«[11]
Im Gegensatz zu vielen anderen deutschen Juden erkennen die Zobels und die Feders, daß es sich bei den Nazis keinesfalls um eine vorübergehende Sache handelt. Es geht ums Leben. Man muß weg! Aber Carl Zobel ist gesundheitlich nicht auf der Höhe, und ohne ihn will Fanny Zobel Deutschland nicht verlassen.
Ernst und Erna Feder reisen deshalb erst einmal allein im Jahre 1933 aus und fahren über die Schweiz nach Paris.
1938 gelingt es ihnen, Fanny und Carl Zobel nach Paris zu holen.
Laut Mitteilung (»Anzeigeerstattung«) der Deutschen Bank an den Oberfinanzpräsidenten »bezüglich des Vermögensverfalls des ausgewanderten Juden Carl Zobel« wohnen sie in Paris in der Rue Hamelin Nr. 30.[12]



Fanny und Carl Zobel am 26. 4. 1942



Ernst Feder, 1946



Erna Feder, geborene Zobel, 1946

Nach der deutschen Besetzung gelingt ihnen die Flucht aus Paris nach Brive-la-Gaillarde.
1940 können sie aus dem besetzten Frankreich nach Brasilien entkommen. Erna und Ernst Feder folgen ihnen 1941. In Sicherheit, weit weg von Europa, von Deutschland, von Berlin, haben sie alle eine große Sehnsucht nach ihrer Heimat.
Dort in Brasilien begehen Fanny und Carl Zobel ihr Goldenes Ehejubiläum im Kreise von Tochter Erna, Schwiegersohn Ernst und Freunden. Carl Zobel stirbt im Jahre 1945. Der Todestag ist nicht bekannt. Vielleicht hat ihn aber noch die Nachricht vom Ende des schrecklichen Krieges in Europa erreicht.
Erna und Ernst Feder besuchen Berlin 1956 und kehren 1957 für immer zurück. Hier stirbt Ernst Feder 1963. Erna Feder, geborene Zobel, stirbt 1971.
Fanny Zobel hat ihre Heimatstadt und ihr Treptow nie wiedergesehen. Sie stirbt im Jahre 1958, 66jährig, in Rio de Janeiro.
Und Treptow, für das sie auf ihre Weise und mit ihren Möglichkeiten wirkte, hat Fanny Zobel vergessen.
Die zwölf Jahre des Nationalsozialismus löschen die Spuren ihres Wirkens, wie man dem »Verwaltungsbericht des Verwaltungsbezirkes Treptow von 1934« entnehmen kann.[13] Später, der Nationalsozialismus ist besiegt und Deutschland ein Trümmerfeld, sind andere Aufgaben zu lösen, auch Helden gefragt. *Sie* ist keine Heldin.
Im Dezember 1991 unterbreitet die Projektgruppe »Spuren jüdischen Lebens in Treptow« der Bezirksversordnetenversammlung Treptow den Vorschlag, eine Straße nach Fanny Zobel zu benennen. Dem Vorschlag wird stattgegeben.

Auszug:
Bericht des Verwaltungsbezirk XV (Treptow) Februar 1934

Stichwort: Maßnahmen und Erfolge der nationalsozialistischen Arbeit im Bezirk
Nach der Machtübernahme galt es, neuen Männern die Führung der Verwaltung anzuvertrauen. Die bisherigen Bezirksamtsmitglieder wurden ihrer Ämter enthoben, kommissarisch eingesetzte Führer begannen mit der planmäßigen Säuberung aller Verwaltungsstellen. Die Handhabe dazu bot das »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« ...
Allein im Wohlfahrtswesen mußten 20 Kommissionsvorsteher und 225 Pfleger ersetzt werden ...
Es folgte in sachlicher Beziehung zunächst der Abbau der überspitzten »Errungenschaften«.

Stichwort: Jugendwohlfahrt:
Eine Reihe von Kinderheimen, Kinderhorten und Kindergärten wurde aufgelöst, da die Unterhaltung im Verhältnis zum Erfolg zu kostspielig war. Dafür übernahm der neugegründete Verein »Kinderfürsorge e.V.« den größten Teil dieser Aufgaben mit dem Ziel, lebensfrische, vollwertige und verantwortungsbewußte Menschen heranzuziehen. Das kostspielige Kinderheim Carlshagen an der Ostsee wurde aufgelöst und günstig verkauft. In der gesamten Jugenderziehung geht das Streben nach einer straffen Zusammenfassung aller in Frage kommenden Vereine unter nationalsozialistische Leitung.

Stichwort: Allgemeine Wohlfahrt:
... andererseits wurde energisch gegen Wohlfahrtsschwindler und asoziale Elemente vorgegangen, die nach marxistischer Auffassung den Staat als Wohlfahrtsstaat betrachten und erst zu sozialdenkenden Volksgenosssen erzogen werden müssen.

Stichwort: Büchereien:
Die Volksbibliotheken und Kinderlesestuben wurden von Schund- und Schmutzliteratur bereinigt und mit neuen Büchern ausgestattet.

Anmerkungen

1 Berliner Adreßbuch 1901, Landesarchiv Berlin
2 Lebenslauf Fanny Zobel, Landesarchiv Berlin, Rep. 01–02, Nr. 1589
3 Brockhaus Universallexikon, Landesarchiv Berlin
4 Gespräch mit Herrn R. Stensch am 4.10.1991
5 Die Bezirksverwaltung Treptow, Landesarchiv Berlin, Rep. 55
6 ebenda
7 Lebenslauf Fanny Zobel, Landesarchiv Berlin, a. a. O.
8 Ernst Feder »Heute sprach ich mit ...«, Tagebücher eines Berliner Publizisten 1926–1932, herausgegeben von C. Lowenthal-Hensel und A. Paucker, 1971, Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart
9 ebenda
10 Die Bezirksverwaltung Treptow, Landesarchiv Berlin, a. a. O.
11 Ernst Feder, a. a. O.
12 Akte der Oberfinanzdirektion, 11371/43, Landesarchiv Berlin
13 Landesarchiv Berlin, Rep. 45–08/30

»Ein polnischer Jude in Bohnsdorf«

Jankiel Najmann, Bohnsdorf, Eichbuschstraße 41

Von MONIKA BECKER

Eva Mills erzählt über ihre Eltern:
Mein Vater wurde 1894 in Putusk, in der Nähe von Warschau in Polen geboren. Er lernte Schuhhändler im Geschäft seines Vaters. Später sollte er Rabbiner werden und hatte Privatunterricht in hebräisch, deutsch, russisch und polnisch. Er hat sich viel mit jüdischer Religion beschäftigt. Mit seiner wundervollen Stimme trug er aus dem Kopf Passagen aus der Thora vor.



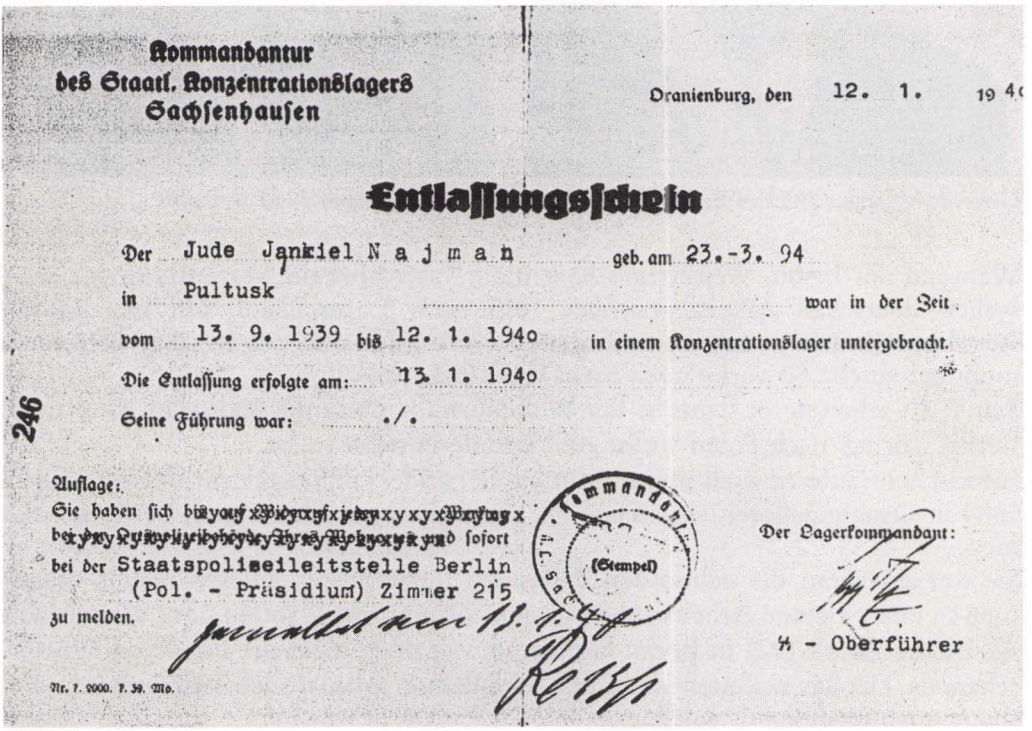
Gertrude Najmann 1953 in Berlin



Jankiel Najmann 1953 in Berlin

Während des Ersten Weltkrieges kam mein Vater über die Vermittlung der »Kaiserlich deutschen Arbeiterzentrale« 1915 nach Deutschland, um hier in der Rüstungsindustrie zu arbeiten. Als der Krieg zu Ende war, wurden die Polen nicht mehr gebraucht. So verlor auch mein Vater seine Arbeit.
Seit 1920 arbeitete er dann in der Wohlfahrtsabteilung der Jüdischen Gemeinde Berlin. Zurück nach Polen wollte und konnte er nicht mehr.
Inzwischen hatte er auch meine Mutter, Gertrude, kennengelernt. Meine Mutter, 1884 in Danzig geboren, war schon als Kind mit ihren Eltern nach Berlin gekommen.
Sie war eine Frau, die sich in den Zeiten der Inflation mit anderen Frauen zusammen in einer kleinen Arbeitsstube mit dem Nähen von Mänteln über Wasser hielt.
Als meine Eltern 1921 in Berlin heirateten, war noch nicht die Rede von »Rassenschande«. Damals wohnten sie in der Schönhauser Alle, wo ich 1923 geboren und später auch eingeschult wurde.

Als unser Haus in der Bohnsdorfer Eichbuschstraße 41 dann 1933 fertig war, zogen wir dort ein. Aber Bohnsdorf sollte uns kein Glück bringen. Das lag nicht so sehr an diesem Ort, als vielmehr an den politischen Verhältnissen, die nach der Übergabe der Macht an die Nazis 1933 auch die Menschen um uns herum veränderten.
Meine Mutter, von Beruf Schneiderin, fertigte jetzt nach eigenen Entwürfen für Kaufhäuser Bekleidung für wohlhabendere Leute an.
Alle halbe Jahre fuhr sie mit mir zur Ausländerbehörde in die Burgstraße 4 in der Nähe vom ehemaligen Bahnhof Börse, um unsere Aufenthaltserlaubnis verlängern zu lassen. Wir galten ja als Polen, weil mein Vater aus Polen stammte. Zitternd gingen wir in das Gebäude hinein und kamen, lachende Beamte hinter uns lassend, wieder heraus. Meine Mutter war eine Berlinerin mit Humor und sehr tapfer. Sie brachte es fertig, diesen Menschen Witze zu erzählen, sie zum Lachen zu bringen.
Nach dem Erlaß der Nürnberger Gesetze sollten die nichtjüdischen Frauen sich von Ihren jüdischen Männern scheiden lassen und ihre Kinder verleugnen. Meine Mutter liebte ihre Familie. Eine Scheidung kam für sie nicht in Frage.
Am 28.10.1938[1] kam um Mitternacht die Gestapo zu uns nach Hause und verhaftete meinen Vater. Am nächsten Morgen sahen wir dann die Lastwagen voll unserer Lieben, die geschlagen wurden mit Peitschen und Gewehrkolben. In Viehwagen verfrachtet, wurden sie bis zur polnischen Grenze gebracht und dort rausgetrieben: »So, nun könnt ihr nach Warschau laufen«. Das hat meine Mutter mir nach dem Krieg erzählt.



Kommandantur
des Staatl. Konzentrationslagers
Sachsenhausen

Oranienburg, den 12. 1. 19 4(

Entlassungsschein

Der Jude Jankiel N a j m a n geb. am 23.-3. 94
in Pultusk war in der Zeit
vom 13. 9. 1939 bis 12. 1. 1940 in einem Konzentrationslager untergebracht.
Die Entlassung erfolgte am: 13. 1. 1940
Seine Führung war: ./.

246

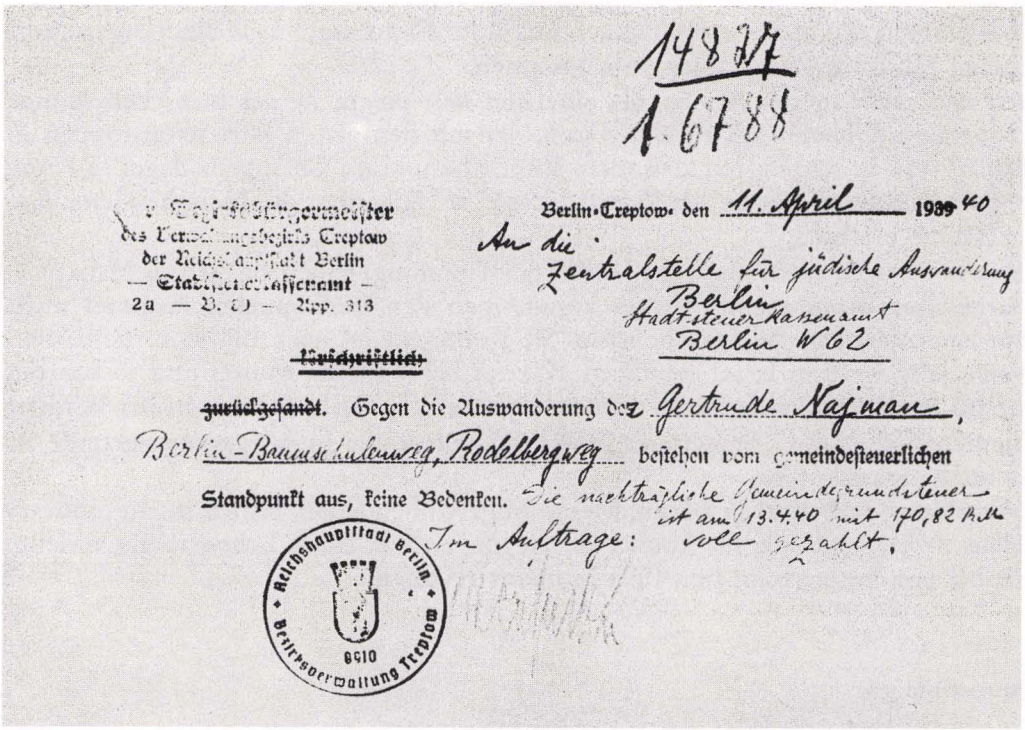
Auflage:
Sie haben sich bis [illegible] und sofort
bei der Staatspolizeileitstelle Berlin
(Pol. - Präsidium) Zimmer 215
zu melden.

Kommandantur (Stempel)

Der Lagerkommandant:
[illegible]
H - Oberführer

Nr. 7. 9000. 7. 39. Mo.

Ich war schon in England[2], da wurde meine Mutter gezwungen, einem Gestapomann ihr Haus zu übergeben. Erst als sogenanntem Mieter, später hat er das Haus zu einem Spottpreis gekauft. Förster hieß er. Meine Mutter bekam ein möbliertes Zimmer in ihrem eigenen Haus. Er drohte ihr mit KZ, falls etwas am Haus kaputt ginge. Sie zog bald von dort zur Familie Bry in den Rodelbergweg 12 in Baumschulenweg.
Nach seiner Rückkehr aus Polen, das war im Mai 1939, hat mein Vater versucht, nach Palästina auszuwandern. Im September, mit dem Beginn des Krieges gegen Polen, wurde er als Pole wieder verhaftet und kam in das Konzentrationslager Sachsenhausen. Zum Glück kam die Genehmigung zur Auswanderung nach Palästina im Januar 1940. Er wurde entlassen.
Zu der Zeit wohnte meine Mutter schon bei Familie Bry. Am 13.Januar klopfte es an ihrer Tür, sie öffnete. Vor ihr stand ein armseliges Geschöpf von Mensch. Ein Mann im schmutzigen Sommeranzug, mit geschorenem Kopf, im Winter. Ein Bettler, dachte sie und wollte die Tür schließen, als er ihren Namen rief. Es war mein Vater. Sie hatte ihn nicht erkannt, so verändert war er. Er hatte eine Wunde am Hinterkopf und mußte sich auch wegen eines Infarktes für sechs Wochen im Krankenhaus in der Elsässer Straße stationär behandeln lassen.
Berlin verließ mein Vater am 1.Mai 1940. Über Wien kam er nach Bratislava (Preßburg), von wo das Schiff mit einem illegalen Transport nach Palästina gehen


14877
1.6788

Der Bürgermeister
des Verwaltungsbezirks Treptow
der Reichshauptstadt Berlin
— Stadtsteuerkassenamt —
2a — B. 0 — Rpp. 313

Berlin-Treptow den 11. April 1939 40

An die
Zentralstelle für jüdische Auswanderung
Berlin
Stadtsteuerkassenamt
Berlin W 62

~~Rückgriffliche~~ zurückgesandt. Gegen die Auswanderung der Gertrude Najmann,
Berlin-Baumschulenweg, Rodelbergweg bestehen vom gemeindesteuerlichen
Standpunkt aus, keine Bedenken. Die nachträgliche Gemeindegrundsteuer
ist am 13.4.40 mit 170,82 RM
voll gezahlt.
Im Auftrage:

Reichshauptstadt Berlin
Bezirksverwaltung Treptow
8610

Keine Schulden bei der Kommune. Gertrude Najmann, die Deutschland verlassen will, wird am 11. April 1940 durch das Stadtsteuerkassenamt des Verwaltungsbezirkes Treptow die Zahlung von 170,82 RM Gemeindegrundsteuer bestätigt

sollte. Drei Monate wurden die Menschen noch im polnischen Kladowo an der Donau festgehalten. Dann brachten sie zwei jugoslawische Regierungsschiffe durch das »Eiserne Tor«, einer Stromenge in der Donau an der rumänisch-jugoslawischen Grenze. In Sulina, am Schwarzen Meer, wurden Proviant und Brennstoffe aufgenommen. Weiter ging es durch das Ionische ins Ägäische und ins Mittelmeer zu den Dodikanäi-Inseln, wo das Schiff strandete. Nach zehn Tagen auf einer unbewohnten Insel, sie hatten Gepäck und Proviant retten können, wurden sie von einem italienischen Flieger gefunden, der sie mit einem Kriegsschiff abholen ließ. Zuerst kamen sie auf der Insel Rhodos in ein Internierungslager, später wurden sie dann ins Lager Ferramonti gebracht. Am 7. Mai 1944 wurde das Lager durch die alliierten Truppen befreit. Mein Vater wurde noch im Juni nach Palästina gebracht. Er lebte dann in Haifa. Dorthin kam auch meine Mutter zwei Jahre später.

Als mein Vater die Reise nach Palästina angetreten hatte, bemühte sich meine Mutter, ihm zu folgen. Dreimal versuchte sie, mit anderen Menschen zusammen, illegal Deutschland zu verlassen. Im Juli 1940 gelang es ihr endlich, nach Jugoslawien zu entkommen. Nach dem Einmarsch der Deutschen wurde sie verhaftet und in ein Konzentrationslager gebracht. Dank ihrer »arischen« Papiere entlassen, fand sie Stellung als Haushälterin bei einem Arztehepaar in Zagreb. Wie durch ein Wunder überlebte sie dort den Krieg.
Wir wußten alle nichts von einander. Das Rote Kreuz sagte nach einer Suchaktion, meine Mutter wäre in Lidice umgekommen.
Ich war noch in der Armee, als ein Brief von einem in der britischen Armee dienenden Soldaten aus Palästina kam, der mit den ersten Befreiungstruppen in Italien war. Er schrieb mir, daß mein Vater lebe und im Gefangenenlager in Ferramonti sei. Meine Mutter hat Vaters Adresse in Haifa über die Jüdische Gemeinde in Zagreb erfahren.
Erst 1946, nach mehr als sechs Jahren der Trennung, haben sie sich in Haifa wiedergesehen. Aber meine Mutter konnte sich den Bedingungen in Israel nicht anpassen, verstand die Sprache nicht. Sie wollte wieder nach Berlin zurück. Mein Vater wäre wohl in Israel geblieben. Aber er liebte meine Mutter und so kehrten sie im April 1952 nach Berlin zurück, wohnten im Heilmannring in der Berliner Siemensstadt. Am 17. September 1954 erhielten sie die Einbürgerungsurkunde als deutsche Staatsbürger.
Mein Vater starb 1967 in Berlin. Meine Mutter blieb allein, bis ich in ein größeres Haus in England zog. Da konnte sie zu mir ziehen. Ihren Lebensabend verlebte sie bei mir. Sie starb im Juni 1975 in meinen Armen.

Anmerkungen:

1 Bei der »Polenaktion« wurden etwa 15.000 früher in Polen beheimateter Juden verhaftet und abgeschoben.
2 Über Eva Mills Flucht nach England mit einem Kindertransport siehe auch »Mit Haß kann man nicht leben«.

Kein Platz im Flugzeug

Arthur und Edith Tichauer[1], Treptow, Am Treptower Park 23/24

Von RONALD FRIEDMANN

Man kann vermuten, daß der Andrang bei den Auslandsflügen an diesem 3. September 1939 auf dem Berliner Flughafen Tempelhof besonders groß war: Etwas mehr als 48 Stunden zuvor hatte der Zweite Weltkrieg begonnen, und wer konnte, war nun erst recht bestrebt, die Reichshauptstadt Berlin auf dem schnellsten Wege zu verlassen.

Auch Arthur Tichauer bemühte sich, für seine vierköpfige Familie Plätze in der schon völlig ausgebuchten Maschine der königlich-niederländischen Fluggesellschaft KLM zu bekommen: Seit dem 18. Februar 1939 hatten die Tichauers Visa für Australien, wo die Familie seit den Tagen des australischen Goldrausches Mitte des 19. Jahrhunderts Verwandte hatte. Reich waren diese Verwandten auch nicht, aber sie hatten genügend Geld, um die Bürgschaft für ihre Angehörigen in Deutschland übernehmen zu können. Selbst ein Arbeitsplatz für Arthur Tichauer war in Australien schon gefunden worden: der gelernte Apotheker sollte künftig in der Produktion technischer Öle arbeiten. Auch seine Brüder waren bereits emigriert: Der eine, in den 20er und frühen 30er Jahren Besitzer des bekannten Berliner Kabaretts KAKADU, nach England, der andere nach Brasilien.

Doch für Arthur Tichauer und seine Frau Edith fand die Reise nach Australien nicht statt: Die zwei Plätze, die in dem Flugzeug der KLM noch frei waren, bekamen die Söhne Ernst und Herbert, damals 24 und 21 Jahre alt. In dem Moment, in dem sie das Flugzeug betreten und ihre Plätze eingenommen hatten, hatten sie

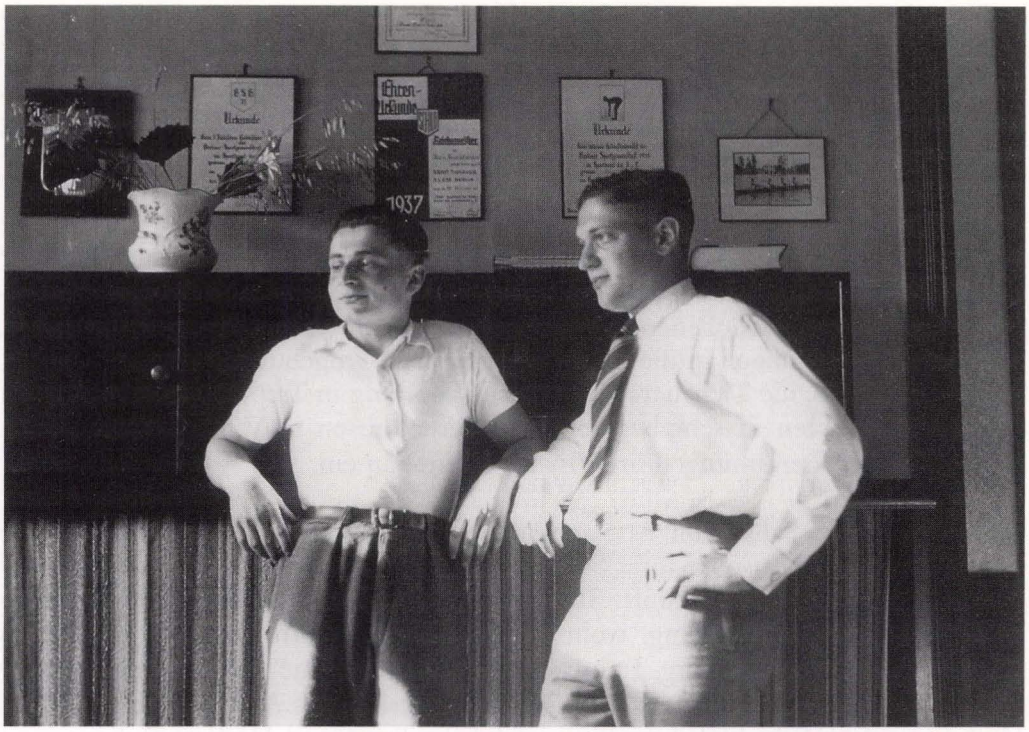


Edith Tichauer, 1938



Arthur Tichauer, 1938

nach damaligem internationalem Recht Deutschland bereits verlassen und waren in Sicherheit.
Die Eltern jedoch mußten in Deutschland zurückbleiben. Obwohl sie gültige Visa besaßen, fand sich für sie auch später keine Möglichkeit mehr zur Ausreise: Was damals noch niemand ahnen oder gar wissen konnte, es war das Todesurteil für Arthur und Edith Tichauer, die beide am 19. Februar 1943 nach Auschwitz deportiert und dort vermutlich sofort nach ihrer Ankunft ermordet wurden.
Arthur Tichauer wurde am 6. August 1885 in Königshütte in Schlesien geboren. Wann und warum er nach Berlin kam, ist nicht bekannt. Tatsache ist, daß Arthur Tichauer als Waise in den Baruch-Auerbachschen-Waisenerziehungs-Anstalten in der Berliner Schönhauser Allee 162 aufwuchs. Die Anstalt, gegründet 1832, war die älteste jüdische Wohlfahrtseinrichtung in Berlin und war bestimmt, so hieß es in ihrem Statut, zur »Erziehung von Waisen und Halbwaisen, Knaben und Mädchen«, die im Alter von 6 bis 12 Jahren aufgenommen wurden. Die Zöglinge, wie sie genannt wurden, besuchten grundsätzlich höhere, meist jüdische, Schulen und konnten bis zum Ende ihrer Ausbildung an einer Schule oder Universität im Hause wohnen bleiben.[2]
Arthur Tichauer war ein hervorragender Schüler, und dank eines ausgezeichneten Abiturs erhielt er ein Stipendium, um Chemie zu studieren. Später arbeitete Arthur Tichauer als Apotheker. Ob er selbst Eigentümer einer Apotheke war, ließ sich nicht mehr feststellen.
Den Auerbachschen Anstalten blieb Arthur Tichauer auch als Erwachsener eng verbunden: Im Jahre 1928 zum Beispiel war er, so kann man im Jüdischen Jahrbuch für Groß-Berlin nachlesen, Schriftführer des Baruch-Auerbach-Vereins, also des Vereins ehemaliger Zöglinge. Der Verein hatte damals etwa 270 Mitglieder und widmete sich der »materiellen und geistigen Unterstützung der Erziehungsarbeit« in dem Waisenheim.[3]
Auch in anderen Dingen war Arthur Tichauer ein interessierter und engagierter Mensch: Im Jahre 1905 zählte er, noch als Student, zu den Mitbegründern des Berliner Ruder-Club Oberspree e.V. Dieser Ruder-Club gehörte zu den sogenannten paritätischen Rudervereinen, die Anfang des Jahrhunderts in großer Zahl als Antwort auf die antisemitischen und »Herren«-Paragraphen» der großen bürgerlichen Vereine – nur«wer sich nicht von seiner Hände Arbeit ernährt», durfte Mitglied werden – gegründet wurden. Von ihrer Satzung her standen diese Vereine zwar der Allgemeinheit offen, in der Praxis waren die Mitglieder jedoch in ihrer absoluten Mehrzahl Juden.[4]
Verheiratet war Arthur Tichauer mit Edith Tichauer, geborene Kornblum, geboren am 24. Juni 1895 in Tost/Oberschlesien.
Die zwei Söhne Ernst und Herbert wurden 1915 bzw. 1918 in Berlin geboren.
Während des Ersten Weltkriegs diente Arthur Tichauer als Hauptmann im sogenannten Sanitätskorps, wo er für die Beschaffung medizinischer Güter verantwortlich war.
In der ersten Hälfte der 20er Jahre zog Arthur Tichauer mit seiner Familie nach Treptow; in der Straße Am Treptower Park 23/24 wurde eine geräumige und moderne Wohnung gemietet. Über diese Zeit in Treptow, insgesamt etwa fünf-



Ernst und Herbert Tichauer in der Wohnung in Berlin-Treptow

zehn Jahre, ist nur wenig bekannt. Das Leben der Familie Tichauer, so ist zu vermuten, wird seinen normalen Gang gegangen sein. Arthur Tichauer arbeitete als Apotheker, seine Frau war Hausfrau. Die beiden Söhne besuchten in Treptow die Schule.

Der Bruch im Leben der Familie Tichauer kam, wie für alle jüdischen Familien in Deutschland, im Jahre 1933 mit der Machtübergabe an die Nationalsozialisten.

Ernst, der ältere der beiden Brüder, konnte am Realgymnasium in der Neuen Krugallee noch sein Abitur ablegen. Ein Chemiestudium aber konnte er nicht mehr beenden, er wurde als Jude von der Universität »entfernt«. Er begann anschließend eine Lehre in einer jüdischen Textilfirma. Mit großer Hingabe betrieb Ernst Tichauer in jenen Jahren den Schwimmsport. Als Mitglied der Jüdischen Sportgemeinschaft JSG 33–Berlin innerhalb der Sportorganisation »Schild« des Reichsbundes Jüdischer Frontsoldaten nahm er regelmäßig an Wettkämpfen der jüdischen Sportverbände teil, die in den Anfangsjahren der Nazi-Herrschaft noch tätig sein durften. Im Jahre 1936 wurde er in den Bestenlisten des »Schild« mit einer Zeit von 3:09,0 Minuten sogar als Rekordhalter über 200 Meter Brustschwimmen geführt.[5]

In einem Lebenslauf, den er für die australischen Einwanderungsbehörden in englischer Sprache verfaßte, berichtet Herbert Tichauer[6]: »Vom April 1929 bis April 1934 absolvierte ich das Realgymnasium in Berlin-Treptow, das ich vor der Untersekunda verließ, um einen Beruf zu erlernen. In Anbetracht der Tatsache, daß meine Großeltern Inhaber einer Wein- und Spirituosen-Großhandlung waren, die

sich seit 1806 im Besitz der Familie befindet, beschloß ich einen Beruf in dieser Branche zu erlernen, um künftig selbst dieses Geschäft betreiben zu können. Daher wurde ich im Oktober 1934 in der Gewißheit Lehrling in der Firma von Eduard Süsskind in Berlin-Neukölln, dort eine umfassende und gute Ausbildung zu erhalten.... Im Oktober 1937, nach dreijähriger Ausbildung, schloß ich meine Lehre ab. Ich verblieb ein weiteres halbes Jahr in der Firma, bis ich im Februar 1938 entlassen wurde, nachdem die Firma arisiert wurde.«
Keine Erwähnung in diesem Lebenslauf fand die Tatsache, daß auch Herbert Tichauer ein passionierter Sportler war: Wie sein Vater betrieb auch er den Rudersport, nicht wenige Wochenenden verbrachte er im Jüdischen Ruder Club J.R.C., bei Wasserwanderungen in die nähere und weitere Umgebung Berlins.
Etwa Mitte 1938, die Tichauers hatten ihre Wohnung in Treptow längst aufgeben müssen und lebten in sehr bescheidenen Verhältnissen in Wilmersdorf, setzten auch die ersten Bemühungen um Visa für Australien ein.

Über die letzten Jahre von Arthur und Edith Tichauer, also die Zeit nach der knapp geglückten Ausreise ihrer Söhne, gibt nur noch ihre Akte bei der Berliner Oberfinanzdirektion[7] Auskunft: Im Februar 1943, also unmittelbar vor ihrer Deportation und Ermordung, wohnten Arthur und Edith Tichauer zur Untermiete bei Lange, Schöneberg, Traunsteiner Straße 8. Arthur Tichauer war Arbeiter bei der Firma J. D. Riedel AG, Edith Tichauer arbeitete als Aufwärterin.
Vom grausamen Schicksal ihrer Eltern erfuhren Ernst und Herbert Tichauer erst lange nach Kriegsende.
Zu diesem Zeitpunkt hatten die beiden Brüder ihr Leben in Australien längst eingerichtet, die Änderung ihres Namens in Thompson war dafür wohl nur ein äußeres Zeichen: Herbert hatte – wie nicht wenige andere deutsche Juden auch – freiwilligen Dienst in den australischen Streitkräften geleistet. Sie hatten geheiratet, Kinder und später Enkel wurden geboren.
Ernst Tichauer starb 1985, Herbert Tichauer 1988. Ob sie beide je den Ort ihrer Kindheit und Jugend, Berlin-Treptow, wiedergesehen haben, wissen wir nicht.

Anmerkungen

1 Die nachfolgenden Informationen stammen, soweit nicht andere Quellen angegeben sind, von Sarah Thompson, Highett, Australien, einer Schwiegertochter von Arthur und Edith Tichauer. Da der Kontakt zu Frau Thompson erst wenige Tage vor der Fertigstellung des Manuskripts hergestellt wurde, konnten viele Detailfragen aus Zeitgründen nicht mehr geklärt werden.
2 Jüdisches Jahrbuch für Groß-Berlin 1928, Scherbel & Co. Verlag Berlin-Grunewald (1928), S. 220 und 233
3 ebenda
4 vgl. dazu: Robert Atlasz, Barkochba. Makkabi – Deutschland 1898– 1938, Tel Aviv 1977, S. 78 ff. An gleicher Stelle wird erwähnt, daß die Vereinsfahne des zionistischen Jüdischen Ruder Clubs (J.R.C.) »Ivria«, der sein Bootshaus in Niederschöneweide hatte, eine Flagge mit zwei blauen Streifen auf weißem Grund mit dem blauen Magen-David im Mittelfeld war, einer genauen Vorwegnahme der Staatsflagge des heutigen Israel (S.79).
5 Das jüdische Sportbuch. Weg, Kampf und Sieg, Verlag Atid, Berlin 1937, S. 61
6 Kopie im Besitz des Autors
7 Akte der Oberfinanzdirektion Berlin, Akz. 43/25534 U, Landesarchiv Berlin

»Es hatte keiner erwartet, daß es ein so böses Ende nimmt.«

Max und Rosa Alkus, Niederschöneweide, Berliner Straße 110

Von RONALD FRIEDMANN

Der jüdische Kaufmann Isidor Alkus und seine Frau Minna, geborene Stein, die im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts in Rogasen im Großherzogtum Posen lebten, hatten fünf Kinder: Sara, geboren am 23. Dezember 1872, Rosa, geboren am 9. Juni 1877, Fanny, geboren am 6. November 1879, Max, geboren am 21. Juli 1882, und Bernhard, geboren am 10. Juni 1887.[1]

Am 24. April 1915 fiel Bernhard Alkus in Flandern, er war Soldat im Reserve-Infanterieregiment 234 gewesen. Er wurde nicht einmal 28 Jahre alt. Seine Name findet sich in dem Gedenkbuch »Die jüdischen Gefallenen des deutschen Heeres, der deutschen Marine und der deutschen Schutztruppen 1914–1918«, das der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten nach dem Ersten Weltkrieg herausgegeben hatte.[2]

Auch Max Alkus war während des Ersten Weltkrieges Soldat des deutschen Heeres gewesen und hatte von 1914 bis 1918 an der Front gekämpft. Er allerdings überlebte den Krieg.

Max Alkus hatte in Rogasen acht Jahre die Volksschule besucht und anschließend eine dreijährige Lehre als Schneider absolviert. Danach war er im Weißwarengeschäft seines Vaters tätig, das er nach dessen Tod als Inhaber und Geschäftsführer übernahm. Schon damals arbeitete seine Schwester Rosa, die auch Schneiderin war, mit ihm zusammen.

1918 fielen große Teile des vormaligen Großherzogtums Posen an Polen. Die Geschwister Alkus, die sich als jüdische Deutsche fühlten und verstanden, beschlossen, Rogasen zu verlassen und nach Berlin zu gehen. Aus diesem Grunde wurde das Geschäft verkauft, damit waren alle Brücken abgebrochen. Fanny hatte bereits 1919 Philipp Feibusch geheiratet und lebte seit 1920 mit ihrem Mann in Berlin-Biesdorf. 1924 wurde ihre Tochter Margot geboren.

Sara[3] war noch vor 1920 nach kurzer kinderloser Ehe Witwe geworden. Als Max und Rosa Alkus ungefähr 1922 eine Wohnung in der Berliner Straße 110 in Berlin-Niederschöneweide nahmen und dort wieder ein Weißwarengeschäft eröffneten, zog Sara zu ihren unverheirateten Geschwistern. Einige Jahre später, wann genau, das ließ sich nicht mehr ermitteln, wurde das Geschäft in die Lichtenberger Gürtelstraße 16 verlegt. Margot E. Braun, die Nichte der drei Alkus-Geschwister, schreibt über diese Zeit: »Ich weiß, daß meine Verwandten ein ruhiges, bescheidenes Leben führten und alle fleißig gearbeitet haben. Ich glaube, es gab nicht viele jüdische Familien in Niederschöneweide. Mein Onkel hat viel gelesen und ist gern ins Theater oder auch in Operetten gegangen. Oftmals hat er mich mitgenommen.«[4]

1933, nach der Errichtung der Nazi-Diktatur in Deutschland und dem Beginn der systematischen Judenverfolgung, änderte sich das Leben auch für Max und Rosa

Alkus und Sara Schott grundsätzlich. Aus Kostengründen, der Boykott jüdischer Geschäfte zeigte sehr schnell Wirkung, mußte die Wohnung in Niederschöneweide aufgeben werden. Die drei Geschwister zogen in die Gürtelstraße 16, wo sich auch das Geschäft befand.

Sara war zu diesem Zeitpunkt bereits schwer erkrankt. Die immer unerträglicher werdenden Bedingungen untergruben ihren Lebenswillen, das Fehlen geeigneter medizinischer Behandlung tat ein Übriges: Anfang Juni 1939 starb Sara Schott einen viel zu frühen Tod. Sie wurde auf dem Jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee beigesetzt.

Ende 1938, nach der »Reichskristallnacht«, mußte Max Alkus das Geschäft schließen und dann verkaufen, oder richtiger, verschleudern. Der Preis, den er erzielte, machte nur einen Bruchteil des Wertes aus, den das gut eingeführte und gut gelegene Geschäft eigentlich hatte. Auch Rosa Alkus stand nun ohne Einkommen da, sie konnte und durfte nicht mehr, wie bisher, für private Kunden Bekleidung nähen. Mit dem Geschäft mußte auch die Wohnung in der Gürtelstraße geräumt werden, eine Unterkunft fand sich nun in Berlin, SO 16, Köpenicker Straße 111. Ohne eigenes Einkommen, waren die Geschwister jetzt auf die Hilfe anderer angewiesen.

Eine Chance zur Auswanderung bestand für die Geschwister nicht. Margot E. Braun schreibt dazu: »Es war nicht leicht auszuwandern, ohne jemanden im Ausland zu haben, Verwandte zum Beispiel, die willig waren, für die Auswanderer zu bürgen, so daß keiner dem neuen Land zur Last fiel. Meine Eltern und ich hatten Glück, da ein Bruder meines Vaters in Amerika lebte und für uns in England gebürgt hat. Die Alkus-Familie hatte leider keine Verwandten oder anderen Verbindungen im Ausland. Die einzige Möglichkeit wäre es gewesen, nach Shanghai, China, auszuwandern. Aber Sara, die älteste Schwester, war ja gesundheitlich nicht in der Lage, dies zu unternehmen. Außerdem hatte ja keiner erwartet, daß es ein so böses Ende nehmen würde.«[5]

Am 3. Oktober 1942 wurde Rosa Alkus nach Reval deportiert und dort ermordet.[6]

Max Alkus wurde am 1. März 1943 nach Auschwitz verschleppt und ermordet.

Anmerkungen

1 Alle Angaben, soweit sie nicht anders dokumentiert sind, wurden der Akte »Max und Rosa Alkus, Reg.-Nr. 344 794« beim Entschädigungsamt Berlin, oder Briefen von Frau Margot E. Braun, San Francisco, USA, der Tochter von Fanny Feibusch, geborene Alkus, entnommen.

2 Die jüdischen Gefallenen des deutschen Heeres, der deutschen Marine und der deutschen Schutztruppen 1914–1918. Ein Gedenkbuch, Herausgegeben vom Reichsbund jüdischer Frontsoldaten, Berlin 1933 (Dritte Auflage), S. 229. Das Geburtsdatum, das hier für Bernhard Alkus angegeben wird, ist falsch.

3 verehelichte Schott

4 Brief vom 26. 12. 1992

5 Philipp, Fanny und Margot Feibusch verließen Deutschland im März 1939 und gingen zunächst nach Großbritannien, bevor sie 1948 in die USA übersiedelten. (Briefe vom 28. 10. 1992 und vom 26. 12. 1992)

6 vgl. dazu Ronald Friedmann, Deportationsziel Reval, Berlin 1992 (unveröffentlichtes Manuskript)

Mein geliebtes Treptow

Familie Emmerich, Treptow, Defreggerstraße 10

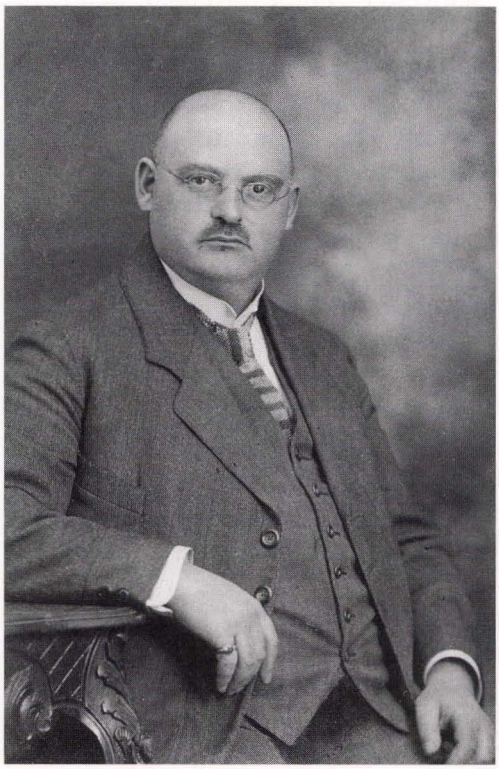
Von ANJA SCHINDLER

Der Titel für diese Geschichte ist einem Brief entnommen, den mir eine Frau aus Israel geschrieben hat. In einer warmen Novembernacht sitzen wir beide in ihrem kleinen Muschelhaus am Mittelmeer unweit von Haifa, und sie – Mirjam Schadmon, geborene Emmerich – erzählt mir von ihrer Familie: ihrem Vater Robert, ihrer Mutter Chana und ihrem Bruder Walter.

Diese Erinnerungen sind auch voll Schmerz und Trauer über den Verlust der nächsten und liebsten Angehörigen und der Heimat, die Zerstörung einer Kindheit und Jugend. Und eine große Sehnsucht nach den schönen und glücklichen Kinderjahren erfüllt den kleinen Raum. Mit Mirjams Erinnerungen scheint Treptow mit einem Mal ganz nah zu sein.

1922 wird Mirjam als erstes Kind von Robert Emmerich und Chana, geborene Einhorn, in Treptow geboren.

Robert Emmerich, geboren 1878 in Steinheim bei Kassel, kommt aus einer in Deutschland alteingesessenen jüdischen Familie. Er erlernt den Kaufmannsberuf und beginnt seine berufliche Laufbahn in Berlin. Gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Leo unterhält er ein Kontor und ist ein erfolgreicher Großvertreter in



Robert Emmerich



Das Hutgeschäft von Chana (Anna) Einhorn

der Papierbranche[1]. Parteipolitisch ist er nicht organisiert. Er ist Deutscher jüdischen Glaubens, ein überzeugter Patriot. Besonders stolz ist er auf sein »Eisernes Kreuz I. Klasse« aus dem Ersten Weltkrieg.
Chana, seine Frau, stammt aus einer kinderreichen jüdischen Familie in Galizien. Abraham Einhorn, der Vater, ist bemüht, allen seinen zehn Kindern eine gute Erziehung und Bildung zukommen zu lassen.
Und so verwundert es nicht, daß die Kinder Abrahams Einhorns gebildet und selbstbewußt und auf sehr unterschiedliche Weise ihren Weg ins Leben gehen. Hermann, den ältesten Sohn, zieht es zum Beispiel nach dem Westen, in die Moderne, nach Deutschland. Chana wiederum ist erfüllt von den Ideen des Zionismus. Als bekennende Jüdin sieht sie in Palästina ihre wahre Heimat. Auf dem Weg dorthin, im Jahre 1919/20, macht sie Zwischenstation in Berlin, um sich von ihrem Bruder Hermann zu verabschieden. Und hier macht eine Begegnung ihrer großen Reise nach Erez Israel ein Ende: Sie begegnet Robert Emmerich.
Erst wird das Fahrgeld nach Palästina in einen Hutsalon investiert, und dann – im Jahre 1921 – heiraten Chana und Robert. Man bezieht eine schöne Wohnung in Treptow, das seit zwei Jahren zur Metropole Berlin gehört. In seiner besten Wohngegend, am schönen Treptower Park, bietet dieser Bezirk eine reizvolle Verbindung von Wohnen und Erholung. So nimmt man also Quartier in der Defreggerstraße 21, einer Parallelstraße zum Treptower Park.
Einige Schritte weiter, in der Rethelstraße, wohnen der Bruder Hermann Einhorn mit seiner Familie und die Familie der Schwester Blume Strenger, geborene Einhorn.
Bei aller Assimilation bleiben die Emmerichs ihren jüdischen Wurzeln treu, sind aktive Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Berlin, gehen regelmäßig in die Neue Synagoge in die Oranienburger Straße, wo sie feste Plätze gemietet haben. Chana Emmerich ist in mehreren jüdischen Wohltätigkeitsgruppen tätig. Sie ist darin besonders engagiert und bestreitet alle diesbezüglichen Verpflichtungen mit einem enormen persönlichen Aufwand und einer vorbildlichen Ernsthaftigkeit.
Im Jahre 1924 wird das zweite Kind, der Sohn Walter, geboren. Chana und Robert Emmerich lieben ihre beiden Kinder sehr und geben ihnen eine glückliche Kindheit. Man hat viele Freundschaften, zu den Kindergeburtstagen gibt es große Feiern mit den Freundinnen und Freunden, winters läuft man gemeinsam auf dem Karpfenteich Schlittschuh. Beide Kinder besuchen die Volksschule in der Kiefholzstraße in Treptow. Mirjam ist mit zwei jüdischen Klassenkameradinnen befreundet – Ruth Lazarus und Puppe Mull, die im selben Kiez wohnen. In Walters Klasse ist auch Günter Stensch, der mit seinen Eltern und Geschwistern in der Straße Am Treptower Park wohnt und sich heute noch an Walter Emmerich erinnert.[2]
Die finanziellen Möglichkeiten der Familie gestatten den Kindern u. a. eine musikalische Ausbildung: Mirjam spielt Klavier, Walter Geige. Dabei zeigt er sich besonders talentiert, so daß eine spätere berufliche musikalische Laufbahn als sicher gilt. Auch in der Schule tritt Walter Emmerich mit hervorragenden schulischen Leistungen in Erscheinung. Im Jahre 1931 oder 1932 zieht die Familie in die Defreggerstraße 10. Die Wohnung ist größer und moderner ausgestattet. Man



Chana Emmerich mit Mirjam und Walter vor dem Haus Defreggerstraße 21, 1927/28

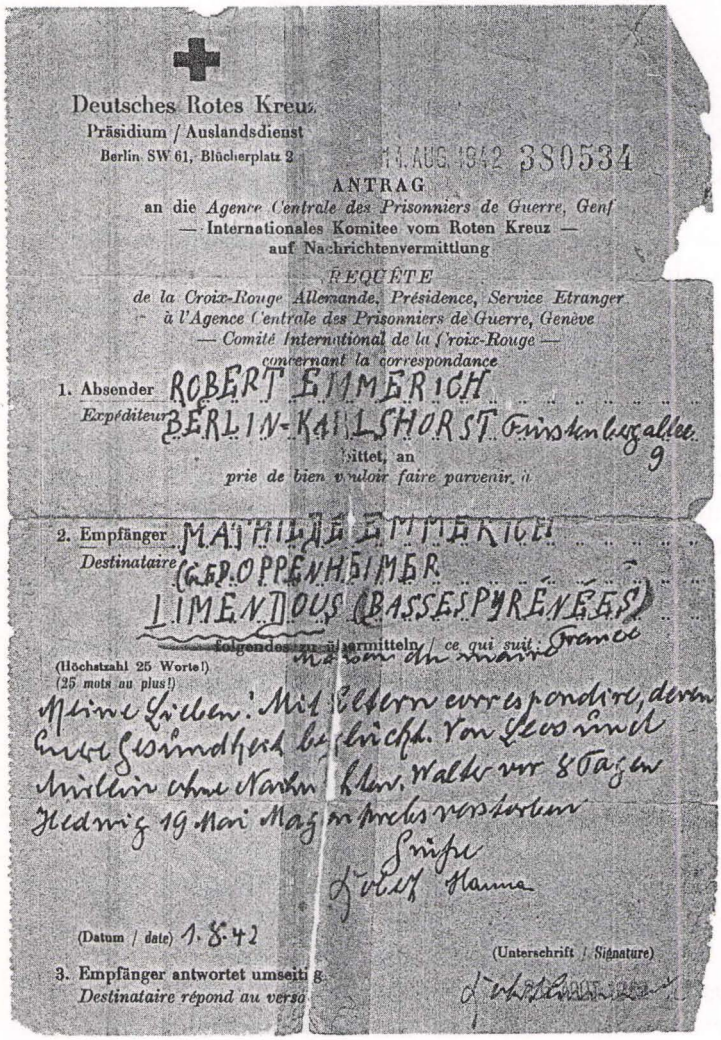
beschäftigt eine junge Frau als Haushaltshilfe. Jedes Jahr unternimmt die Familie eine Urlaubsreise, oftmals fährt man ins Ausland.

Dann kommt der 30. Januar 1933. Mirjam Emmerich setzt vorerst ihre schulische Ausbildung am Viktoria-Louise-Lyzeum fort, aber dann heißt es auch hier eines Tages »Juden raus«. Sie muß das Lyzeum verlassen und besucht die für sie weit entfernte Theodor-Herzl-Schule des Jüdischen Schulvereins am Kaiserdamm.

Walter Emmerich darf, mit entsprechender Ausnahmegenehmigung, wahrscheinlich dank seiner besonderen Leistungen, vorerst im Realgymnasium in Treptow verbleiben. Aber dann muß auch er die schulische Ausbildung in der Theodor-Herzl-Schule fortsetzen. Im Jahre 1938 beendet Mirjam ihre Schulausbildung und nimmt eine Ausbildung an der Privaten Koch- und Haushaltungsschule der Jüdischen Gemeinde in der Auguststraße auf. Nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten sinkt das Einkommen der Familie zunehmend. So kann Robert Emmerich, der bisher auch seine Schwester Hedwig, verwitwete Steinberg, finanziell unterstützte, ihr nunmehr nur noch einen Schlafplatz in der eigenen Wohnung anbieten. Den beruflichen Einschränkungen ab 1935 folgt 1939 die völlige Verdrängung aus dem Beruf. Längst ist das »Mädchen« entlassen, ein Zimmer ist an einen Arbeiter der AEG Treptow untervermietet. Die Emmerichs sind gezwungen, nach und nach Gegenstände ihrer Wohnungseinrichtung zu verkaufen, zu verschleudern. Die Familie hat kein Einkommen mehr. Aber nur um die Kinder machen sich Chana und Robert Emmerich Sorgen. Man selbst wird sich schon irgendwie durchschlagen. Was aber kann man für die Kinder tun?

In Berlin arbeitet die Dachorganisation »Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendalija« für die Ausreise von jüdischen Kindern und Jugendlichen nach Palä-

stina. In ihr vereint sind die »Jüdische Jugendhilfe« von Recha Freier, die Kinderfürsorgeorganisation »Ahava« von Beate Berger und Siegfried Lehmanns »Jüdische Waisenhilfe«. Gemeinsam bemüht man sich um die Aufbringung der dafür notwendigen finanziellen Mittel. Der ursprüngliche Plan, daß wenigstens die Hälfte der Eltern die Kosten der Reise und Unterbringung für ihre Kinder übernimmt, muß angesichts der rasch fortschreitenden Verelendung der jüdischen Familien aufgegeben werden. So müssen die Organisationen andere Wege zur Aufbringung des Geldes finden. Man sammelt u. a. auch im Ausland Spenden und findet prominente Unterstützer für dieses Vorhaben. In London wirbt u. a. Stefan Zweig für die Rettung der jüdischen Kinder aus Deutschland. Bis zum März 1938 gelingt es, 2.184 jüdische Kinder und Jugendliche mit der Jugendalija nach Palästina zu bringen. Nach der Pogromnacht im November 1938 läuft die Einwanderung auf Hochtouren, fast jede Woche gibt es vom Anhalter Bahnhof in Berlin einen Transport mit jüdischen Kindern. Bis zum Kriegsausbruch am 1. September



Deutsches Rotes Kreuz
Präsidium / Auslandsdienst
Berlin SW 61, Blücherplatz 2

13. AUG. 1942 380534

ANTRAG
an die *Agence Centrale des Prisonniers de Guerre, Genf*
— Internationales Komitee vom Roten Kreuz —
auf Nachrichtenvermittlung

REQUÊTE
de la Croix-Rouge Allemande, Présidence, Service Etranger
à l'Agence Centrale des Prisonniers de Guerre, Genève
— Comité International de la Croix-Rouge —
concernant la correspondance

1. Absender ROBERT EMMERICH
Expéditeur BERLIN-KAULSDORF Fürstenbergallee 9

Bitte, an
prie de bien vouloir faire parvenir à

2. Empfänger MATHILDE EMMERICH
Destinataire (GEB. OPPENHEIMER)
LIMENDOUS (BASSES PYRENEES)
France

folgendes zu übermitteln / *ce qui suit:*

(Höchstzahl 25 Worte!)
(25 *mots au plus!*)

Meine Lieben! Mit Eltern correspondire, deren
unser Gesundheit bekleicht. Von Lees sind
Kindern ohne Karte hier. Walde vor 8 Tagen
Hedwig 19 Mai Magen Krebs verstorben
Grüße
Liebst Hanna

(Datum / *date*) 1.8.42

(Unterschrift / *Signature*)

3. Empfänger antwortet umseitig.
Destinataire répond au verso

Die letzte Nachricht von Robert und Chana (Hanna) Emmerich an die Schwägerin Mathilde Emmerich, 1942

1939 werden noch etwa 1.500 Kinder aus Deutschland, Österreich und Böhmen gerettet. Dann gehen diese Organisationen in den Untergrund und arbeiten unter schwierigsten Bedingungen weiter an der Rettung von Kindern und Jugendlichen.[3]

Chana und Robert Emmerich melden ihre Kinder schon sehr zeitig für die Kinderalija an. Das dafür nötige Geld wird aufgetrieben und eingezahlt. Mirjam und Walter Emmerich bekommen nach langem Warten die Pässe für die Ausreise. Die Fahrt geht im März 1939 erst einmal nach Triest, von dort aus mit der »Jerusalem« nach Haifa in Palästina. Robert und Chana Emmerich lösen die fast schon unmöblierte Wohnung in der Defreggerstraße 10 auf und gehen als Angestellte der Jüdischen Gemeinde in das Hachschara-Lager in Rüdnitz bei Bernau. Chana Emmerich arbeitet in der Küche, Robert Emmerich im Büro.

Die Hachschara, beschlossen und gegründet im Dezember 1922, soll jüdische Auswanderer durch eine berufliche Ausbildung für ein Arbeiterleben in Palästina vorbereiten. Die Hachschara umfaßt sowohl die Einrichtung einer zentralen Stellenvermittlung, die Berufsberatung und Spezialisierung im Beruf als auch Kurse zum Erlernen der hebräischen Sprache. Letztlich sorgt sie auch für die Darlehnsbeschaffung für mittellose Auswanderer. Ab 1933 bekommt diese Bewegung einen neuen Aufschwung. Die Vorbereitungslager (Farmen) werden anfangs von den Nationalsozialisten geduldet, man will die Juden aus Deutschland haben. Später werden sie Ziele von nazistischen Überfällen, diese enden oft mit Verschleppung der Insassen in Konzentrationslager. Bis Anfang 1943 arbeiten noch einige dieser Lager, dann werden auch die letzten geschlossen.[4]

Im Jahre 1940 schreibt Robert Emmerich aus Rüdnitz einen Brief an seine Kinder in Palästina.[5] Es läßt sich heute nicht sagen, in welcher tatsächlichen physischen und psychischen Verfassung er ihn geschrieben hat. Wollte er sich und den Kindern Mut machen? Sollte er wahrhaftig noch an ein gutes Ende geglaubt haben für die Juden in Deutschland? Dieser Brief vermittelt einen Eindruck von dem Charakter dieses Mannes, von dem Mirjam folgendes zu sagen weiß: sehr korrekt, ja pedantisch, fleißig und strebsam, gewissenhaft, aber auch großzügig, wenn Menschen in Not sind, ein guter Vater und Ehemann. Seine Frau Chana ist die »passende Hälfte«: lebenslustig, gesellig, mit musischem Interesse und entsprechendem Talent ausgestattet, künstlerisch veranlagt, mit Vorliebe für schöne und elegante Kleidung, großherzig und engagiert, wenn es um menschliche Unterstützung für andere geht.

Mit der berüchtigten Konferenz in einer Villa am Wannsee wird der längst beschlossene millionenfache Tod »stabsmäßig« von den faschistischen Machthabern organisiert. Die Todestransporte in die Vernichtungslager rollen durch Deutschland. Chana und Robert Emmerich müssen, nach der Schließung der Farm in Rüdnitz, wie alle arbeitsfähigen Juden, Zwangsarbeit in einer Rüstungsfabrik leisten. Sie finden eine Bleibe in einer Wohnung mit anderen Berliner Juden in Karlshorst, Fürstenbergallee 9. Im »Jüdischen Nachrichtenblatt« vom Freitag, den 5. Juni 1942 erscheint eine Todesanzeige für Hedwig Steinberg, geborene Emmerich, aufgegeben von Robert und Chana mit der Adresse in Karlshorst.[6]

Von dort aus geht noch eine letzte Nachricht von ihnen über das Rote Kreuz am 1. August 1942 ins Ausland.[7] Es existieren keine Akten der Oberfinanzdirektion von Chana und Robert, so daß man keine Einzelheiten mehr über ihre letzten Wochen und Tage in Berlin kennt. Zwei Karteikarten mit ihren Namen geben Auskunft: Chana Emmerich muß Berlin mit dem 32. Osttransport am 2. März 1943 verlassen, Robert am 3. März 1943 mit dem 33. Osttransport.[8] Für beide ist es eine Reise ohne Wiederkehr. Warum sie getrennt, nicht zusammen deportiert werden, ist nicht bekannt.



Letztes Foto von Chana und Robert Emmerich

Nach dem Krieg aufgefundene Akten enthalten die authentischen Zahlen über die aus Berlin deportierten Juden. Demnach ist der Transport am 2. März 1943 der zahlenstärkste, mit Chana Emmerich werden an diesem Tag noch 1.757 Berliner Juden nach Auschwitz deportiert. Am nächsten Tag, an dem Robert Emmerich in den Tod fährt, sind es 1.732 Menschen.[9]
Mirjam und Walter Emmerich haben ihre Eltern nie wieder gesehen. Ihre neue Heimat haben sie in Israel gefunden.
So wie auch Ruth und Puppe, die Freundinnen aus dem Kiez in Treptow. Sie haben sich eingerichtet in diesem, ihrem Land. Aber wer kann schon seine Eltern vergessen, das Leben mit ihnen und die frohen Kinderjahre?
Im August 1992 schreibt mir Mirjam: »... nach so langen Jahren höre ich wieder von meinem so geliebten Treptow. Mit den Wiesen, dem Karpfenteich, dem herrlichen Park. Der Kneipe, wo ich meinem Vater oft sein Bier holte. Der Bäckerei, wo die großen Pflaumenkuchenbleche gebacken wurden ...«

Anmerkungen

1 Akte des Entschädigungsverfahren, Landesverwaltungsamt, Entschädigungsbehörde Berlin
2 siehe »Ein Wohnidyll am Treptower Park«, in diesem Buch
3 Jüdische Jugendbewegung. Aus: Germania Judaica, Kölner Bibliothek zur Geschichte des deutschen Judentums e.V., Heft 3/4, Köln 1969
4 ebenda sowie Neues Lexikon des Judentums, herausgegeben von J. H. Schoeps, Bertelmann Lexikon Verlag GmbH, Gütersloh/München 1992
5 Akte des Entschädigungsverfahren, a. a. O.
6 Landesarchiv Berlin
7 Original im Besitz von Frau M. Schadmon, Israel
8 Landesarchiv Berlin, Kartennummern 46/27968 und 47/29195
9 aus: Gegenwart im Rückblick, Festgabe für die Jüdische Gemeinde zu Berlin, herausgegeben von H. A. Strauss und K. R. Grossmann, Lothar-Stiehm-Verlag Heidelberg, 1970

»Die Gruppe war meine zweite Familie«

Kurt Salinger, Treptow, Am Treptower Park 18

Von MONIKA BECKER

Die Mitglieder der Familie Salinger wanderten auf unterschiedlichen Wegen in den Jahren von 1936 bis 1941 nach Palästina aus. Ein anderes Land wäre für sie nicht in Frage gekommen, denn sie waren aktive Zionisten. Der Arzt Alfred Salinger, Vorsitzender der Ortsgruppe Neukölln der »Berliner zionistischen Vereinigung«, verließ Deutschland 1938, seine Tochter, Lore Rachel Salinger, war 1936 ausgereist, sein Sohn, Kurt Eliyahu Salinger, und dessen Frau, Else Salinger, beide Mitglieder des »Haschomer Hazair«[1], folgten noch 1941 über die Schweiz.

Kurt Salinger berichtet:
Unsere Familie ist 1923 aus Schnackenburg a. d. Elbe nach Berlin gekommenen. 1928 zogen wir nach Treptow, wo auch mein Großvater, Bernhard Salinger[2], in der Straße Am Treptower Park 85 in einer Mansarde lebte.
Mein Vater eröffnete eine bald sehr gut gehende orthopädische Praxis in Neukölln in der Bergstraße 143, wo er sehr viele Arbeiterfrauen mit Beinleiden behandelte. Durch seine Arbeit lernte er viele Menschen kennen. Da er von Jugend an Zionist war, ist es auch nicht verwunderlich, daß er sich der »Berliner zionistischen Vereinigung« anschloß und Vorsitzender der Ortsgruppe Neukölln wurde. In Treptow hat es eine zionistische Ortsgruppe meines Wissens nach nicht gegeben.



Dr. Alfred Salinger mit seinem Sohn Kurt Salinger 1932 in ihrer Wohnung Am Treptower Park 18

Ich ging bis 1928 nach Zehlendorf auf das Reformrealgymnasium und dann bis 1931 in Tempelhof zur Schule. Danach wechselte ich an die »Karl-Marx-Schule« in Neukölln. Meine Bar Mitzwa wurde in der ältesten Berliner Synagoge, in der Heidereutergasse am damaligen Bahnhof Börse, begangen. Die Synagoge war damals schon über zweihundert Jahre alt und für die orthodoxen Juden das religiöse Zentrum in Berlin. Sie ist durch die Bomben des Zweiten Weltkrieges zerstört worden.

Nach meinem Abgang aus der Schule im Juli 1933 lernte ich Tischler bei Hermann Zielsch in Neukölln, Steinmetzstraße 38. Es war eine richtige Lehre mit Lehrvertrag. Aber dennoch hatte der Meister Angst, mich in die Berufsschule gehen zu lassen, denn die Leute wußten, daß ich Jude war.

Die Lehre war gut. Vor allem wurde viel in Handarbeit ausgeführt, was mir später sehr geholfen hat.

Dem Beispiel meines Vaters folgend, schloß ich mich mit 14 Jahren 1929 dem zionistischen Pfadfinderbund an. In dieser Zeit begann eine sehr intensive Tätigkeit in der Jugendbewegung, die nach der Machtübergabe an Hitler immer stärker wurde.

Unsere Jugendverbände waren in einer Dachorganisation, dem »Reichsausschuß der Jüdischen Jugendverbände«, zusammengeschlossen. Durch diese Dachorganisation bekamen wir 1934 eine juristische Anerkennung des Reichsjugendführers Baldur von Schirach mit Führerausweisen, die uns bis zu den Pogromen vom November 1938 die legale Möglichkeit gaben, tätig zu sein. Die zionistischen Jugendorganisationen waren durch die Nazis deshalb anerkannt, weil sie durch ihr erklärtes Ziel der Auswanderung nach Palästina den Plänen der Machthaber nach Vertreibung der Juden aus Deutschland entsprachen. Auch die nichtzionistischen Jugendverbände mußten das Ziel der Auswanderung anstreben, um anerkannt zu werden.

Die Arbeit in den jüdischen Jugendbünden war freiwillig. Wir finanzierten unsere Fahrten mit Hilfe der Eltern, und für die weniger bemittelten Mitglieder unterhielten wir eine gemeinsame Kasse, aus der wir gemeinsam unsere Tätigkeit bestritten. Die Jugendgruppe bildete für ihre Mitglieder ein zweites Zuhause.

Wir schlossen uns vor der feindlichen Umgebung in unserer Gemeinschaft ein, wie in einer Seifenblase. Diese Selbstisolation half uns über die Erniedrigung und gesellschaftliche Ausgrenzung hinweg. Wir trafen uns drei Mal in der Woche, im Jugendheim oder privat, gingen an den Wochenenden auf Fahrt in die Umgebung Berlins. Noch bis 1938.

An unseren Heimabenden behandelten wir zionistisch-sozialistische Themen. Es gab oft heftige Diskussionen. Wir lasen noch bis tief in die Nazizeit hinein das »Kommunistische Manifest« und andere marxistische Literatur. Wir besprachen auch schöngeistige Literatur von Rilke, Thomas Mann und solche mit sozialem Inhalt von Upton Sinclair, Ernst Toller, Remarque und anderen. Auch politische und ganz persönliche Probleme wurden geklärt. Die Gruppe war eine intime Lebensgemeinschaft mit scharfer Selbstkritik ihrer Mitglieder. Natürlich spielten die Palästinakunde und unser kibbuzischer Weg[3] innerhalb der Arbeiterbewegung in Palästina eine große Rolle.



Kurt Salinger 1939 während des Aufbaus der Ausbildungsstätte bei Paderborn

Wir hielten Verbindung zu anderen Bünden mit ähnlichen Zielen. Es gab verschiedene zionistische Gruppen, die sich nicht immer sehr freundlich gegenüber standen. Zum Beispiel die »Revisionisten«, eine rechtsradikale Gruppe, die sich durch ihre braunen Hemden und ein militärisches Auftreten bei den Nazis einen guten Namen machen wollten. Dieses Ansinnen mißlang natürlich. Sie wurden noch vor uns verboten. Ihre Anbiederei führte sogar soweit, daß sie nicht einmal davor zurückschreckten, unser Jugendheim in der Brunnenstraße 181 am Rosenthaler Platz zu zerstören. Dieses Jugendheim hatten wir Margot Klausner aus der Firma »Leiser« zu verdanken. Sie hatte uns eine Fabriketage zur Verfügung gestellt, und wir hatten sie uns so eingerichtet, wie wir es für zweckmäßig hielten. Es gab auch noch andere wohlwollende Spender, wie den Inhaber des Kaufhauses »Nathan Israel«, Wilfried Israel, der unsere »Schlichim«[4] aus Israel unterstützte. Und es gab einen Freundeskreis unserer Bewegung. Später hat auch die Jüdische Gemeinde Berlin die Ausbildung für Palästina finanziell unterstützt. Mit diesen Mitteln unterhielten wir unsere »Beth Chaluz«[5]. Der Neuköllner Rabbiner Dr. Kantorowski stellte uns einen Raum in der Synagoge in der Isarstraße 8 zur Verfügung, obwohl er wußte, daß wir nicht religiös waren. Diese Synagoge war Stätte der größten Privatgemeinde im Süden Berlins. Ihre Hilfe für uns war ein Beweis für die jüdische Zusammenarbeit.

Es wurden zahlreiche landwirtschaftliche Ausbildungseinrichtungen als Vorarbeit für Palästina in ganz Deutschland gegründet, in denen die Jugendgruppen ihr gesellschaftliches Leben weitgehend ohne Störung durch die Gestapo fortsetzen konnten. Und das noch bis in die Kriegszeit hinein. Ich selbst war noch im Juni 1939 an dem Neuaufbau einer solchen Einrichtung in Paderborn beteiligt. Dort sind wir auf Ansiedlung in ein Sumpfland gegangen, haben Holzbaracken aufge-

stellt, in denen wir lebten. Gearbeitet haben wir in Fabriken. Nach einem Monat war alles aufgestellt. Das innere Leben war wie in einem Kibbuz eingerichtet. Man hat gemeinsam gegessen, die Wäsche gewaschen, den Haushalt und eine gemeinsame Kasse geführt. Diese Gemeinschaft von einhundert Menschen hat freiwillig isoliert von der Außenwelt gelebt. Wir haben eine intensive Kulturarbeit betrieben und Hebräisch gelernt. In ihren Erinnerungen konnten die wenigen Überlebenden der Gruppe bei einem Treffen nach 45 Jahren noch das damalige Lebenstempo spüren. Obwohl der größte Teil der Gruppe nach Auschwitz deportiert wurde, haben die Mitglieder noch dort davon geträumt, durch ihren Gemeinschaftsgeist zu überleben.

Die verschiedenen jüdischen Jugendbünde wie »Habonim«, »Werkleute«, »Kameraden«, »Schwarzer Haufen«, »Macabi Hazair«, »Haschomer Hazair« und »Ring« hatten eines gemeinsam, das kollektive Erleben, so wie es in der Wandervogelzeit gewesen war. Nach der Militarisierung aller deutschen Jugendbünde in der »Hitlerjugend« waren sie die wirklichen Nachfolger des Wandervogelgeistes der »bündischen Jugend«, wobei es ihnen nicht nur um das Wandern ging.

In der Nazizeit verschärften sich die Einschränkungen unserer Tätigkeit von Jahr zu Jahr, zwar langsam, aber kontinuierlich, so daß wir uns dem jeweils anpassen konnten. Unsere Tätigkeit teilte sich in eine legale und eine illegale. Zum Beispiel mußten wir jede Zusammenkunft auch der kleinsten Gruppe auf einem vorgeschriebenen Formular bei der Gestapo anmelden. Zeit, Thema der Besprechung, Mitgliederzahl und die Reihenfolge der Lieder mußten aufgeschrieben und dann auf das genaueste eingehalten werden. Ein Polizist oder Gestapomann in Zivil besuchte unsere »Versammlung« (15–20 Teilnehmer), prüfte, ob alles ordnungsgemäß vor sich ging und verließ uns nach kurzer Zeit. Sie nahmen diese Kontrollen sehr ernst. Ich bekam in meiner Funktion als Vorsitzender der Bundesleitung des »Haschomer Hazair« manchmal eine Vorladung zur Gestapo in die Prinz-Albrecht-Sraße, weil zum Beispiel der verantwortliche Gruppenführer nicht zur Zeit gekommen war und als Grund angegeben hatte, daß er kein Fahrgeld gehabt habe und zu Fuß gehen mußte. Nach langem Warten in dem unsympathischen kalten Flur stellte mich dann der Beamte in scharfem Ton zur Rede, verbot das Treffen dieser Gruppe für einen Monat und entließ mich. Ich war froh, so »billig« davon gekommen zu sein. Im zweiten Teil unserer Heimabende, nun ohne das »Auge des Gesetzes«, behandelten wir dann das eigentliche Thema, das im allgemeinen der politischen Schulung, Klärung aktueller Tagesprobleme, der kritischen Auseinandersetzung mit dem Nazisystem, aber auch Problemen der palästinensischen Arbeiterbewegung gewidmet war.

In den großen Ferien im Jahre 1935 machten wir mit Fahrrädern eine Fahrt durch Pommern und Ostpreußen. Wir fuhren selbstbewußt, so daß es uns auch nicht störte, am Eingang einer Stadt ein Schild mit der Aufschrift »Der Eintritt für Juden verboten«, vorzufinden. Wir machten einfach kehrt und fuhren einen anderen Weg. Dasselbe taten wir, wenn wir einer Gruppe der Hilterjugend begegneten. Wir vermieden es, mit ihnen zusammenzutreffen.

Das Verbot, eine »Kluft«[6] zu tragen, umgingen wir dadurch, daß wir neutrale weiße Hemden und ein kleines grünes Tuch um den Hals als Zeichen der Zuge-

hörigkeit zur Gruppe trugen. Wir übernachteten zumeist in Scheunen bei Bauern, wie wir es von früher gewohnt waren.
Als 19jähriger habe ich in Bonn und zwei Jahre später in Mannheim zionistische Jugendgruppen geleitet. 1938 kehrte ich wieder nach Berlin zurück, um die Bundesleitung des »Haschomer Hazair« zu übernehmen. Seit dieser Zeit durften nur noch deutsche Staatsangehörige die Bünde leiten.
Im Jahr 1938 verschärfte sich das Leben der Juden in Deutschland. Das gutbürgerliche Leben, das mein Vater als angesehener Arzt bisher geführt hatte, war nicht mehr möglich. Obwohl er schon von Jugend an Zionist war, beschloß er erst jetzt, nach Palästina auszuwandern. Er hatte Sorge, wie er sich dort ernähren sollte, da in dieser Zeit eine große Anzahl deutsch-jüdischer Ärzte nach Palästina ging. Er lernte noch in Deutschland, wie man orthopädische Schuheinlagen herstellt. Seine zweite Frau, eine Pianistin, lernte Pediküre, um in Palästina die Familie mitzuernähren. Die Ausreise aus Deutschland 1939 wurde ihm möglich, weil er ein sogenanntes »Kapitalistenzertifikat«[7] bekam. Eine 1933 gegründete Transfergesellschaft, die »AWARAH«, vermittelte die finanziellen Transaktionen. In Deutschland wurde der Gegenwert von 1.000 englischen Pfund in Reichsmark eingezahlt. Zuerst waren es 12.000 RM, dann, als die Gier der deutschen Regierung größer wurde, 60.000 RM. Im Wert von 1.000 englischen Pfund wurden Maschinen und Baumaterial in Deutschland gekauft und nach Palästina verschifft, wo Fabriken aufgebaut wurden. So hat die deutsche Industrie am Export und die Reichsregierung am willkürlich festgelegten Umtauschkurs verdient. In Palästina wurden dann durch die »Paltreugesellschaft« an die Neueinwanderer 1.000 Pfund ausgezahlt, um ihnen einen Neuanfang zu ermöglichen. Mein Vater führte diesen Transfer über den Fonds des »Haschomer Hazair« zum Bau einer Ziegelfabrik bei Haifa durch.
Nach seiner Einwanderung hat er versucht, als Arzt wieder Fuß zu fassen. Sein Hauswirt in Tel Aviv führte ihn in ein arabisches Dorf ein, wo er eine kleine Praxis eröffnete, da die Araber einen deutschen Arzt sehr schätzten. Meine Stiefmutter machte Fußpflege und gab Klavier- und Gesangstunden, so daß beide ihren Lebensunterhalt verdienten. Leider hat mein Vater die Geburt seines ersten Enkels nicht mehr erlebt. Er ist 1943 bei seinem allmorgendliche Schwimmen im Meer von einem Strudel erfaßt worden und ertrunken.
Die »Polenaktion«[8] Ende Oktober 1938 traf einen großen Teil unserer »ostjüdischen« Mitglieder, die polnische Staatsbürger waren. Infolgedessen mußte auch meine Frau Else schnellstens auswandern und fuhr Anfang 1939 nach England, wo sich unsere älteren Mitglieder konzentrierten. Ich blieb noch bis Juli 1939 in Deutschland, um die Auswanderung unserer Mitglieder zu beschleunigen.
Am 10. Juli 1939 begleitete ich zusammen mit Else, die in Triest zu uns stieß, eine Gruppe von Jugendlichen nach Palästina. Nach einem einmonatigen Aufenthalt in Palästina kehrten Else und ich nach Europa zurück. Wir gelangten Ende August nach Genf, wo der Zionistenkongreß tagte. Der Einmarsch der Deutschen in Polen unterbrach den Kongreß. Auch unsere Weiterfahrt nach England durch Frankreich war nicht mehr möglich. Wir saßen in der Schweiz fest.
Die Schweizer Fremdenpolizei machte uns den Aufenthalt nicht angenehm. Wir

mußten uns jeden Monat bei der Polizei zur Erneuerung unserer Aufenthaltserlaubnis melden. Inzwischen bekamen wir unser Einreisevisum nach Palästina und bereiteten unsere Reise vor, was nicht so leicht war, denn Italien war seit Juni 1940 Kriegsverbündeter der Deutschen und lieferte die durchreisenden Juden an diese aus.
Else arbeitete bei dem zeitweise eröffneten Büro der »Jewish Agency« und ich im »Haschomer Hazair«. Im März 1941 gelang es uns schließlich, unsere Reise nach Palästina anzutreten. Aber wir hatten noch ein besonderes Problem. Ich wurde eines Tages zum deutschen Konsul bestellt. Nach langem Überlegen ging ich zu ihm. Er zögerte eine Weile, bevor er mir einen »Ausschließungsschein aus der Wehrmacht im Krieg und Frieden« übergab, denn man hatte beim Wiederaufbau der Wehrmacht im Jahre 1935 auch Juden für die besondere Verwendung in die »Ersatzreserve II« gemustert. Der Ordnung halber mußte ich ausgeschlossen werden, damit ich nicht die »Rassereinheit der deutschen Soldaten schänden« konnte. Dieser Besuch hatte aber noch etwas Positives. Else und ich waren inzwischen in Biel religiös getraut worden. Sie galt als staatenlos und ich wandte mich an den deutschen Konsul, um einen Paß für sie zu bekommen. Zu unserem großen Erstaunen bekamen wir ihn ohne Schwierigkeiten im April 1941. Zwar mit dem »J«, das für Jude stand, aber er ermöglichte uns die Durchreise durch Frankreich und Spanien. In einem plombierten Eisenbahnwagon fuhren wir über Vichy bis Lissabon. Dort warteten wir einen Monat auf die Überfahrt auf einem portugiesischen Schiff nach Lourenço Marques in Moçambique. Von dort ging es weiter über Kapstadt mit einem ägyptischen Schiff nach Suez, wo wir in ein deutsches



Familie Salinger in Israel um 1950. Obere Reihe 1. v. links Kurt Salinger, daneben seine Frau Else, seine Schwester Lore Rachel in der Bildmitte, in der unteren Reihe von rechts nach links seine Mutter und die beiden Söhne von Kurt und Else Salinger

Bombardement gerieten. Wir entkamen und fuhren mit der Eisenbahn weiter bis Atlith, dem Lager für Neueinwanderer in Palästina. Dort wurde geprüft, ob wir »feindliche Ausländer« seien. Nach zwei Tagen kamen wir mit Hilfe unserer Kibbuzfreunde frei. Seit August 1941 leben wir im Kibbuz.
Zusammenfassend wollen wir sagen, daß wir keinen unserer Schritte bedauern und glauben, daß trotz aller Kritik unser Lebensweg eine Verwirklichung sozialistischer Ideale bedeutet. Unsere Lebensgemeinschaft bildet eine höhere Stufe des menschlichen Zusammenseins. Wir geben all unseren Mitgliedern die gleichen Entwicklungsmöglichkeiten, egal welcher Herkunft sie sind.

Bei uns ist jede Familie durch den Verlust von Verwandten und Freunden irgendwie mit den Greueltaten der Nazis verbunden. Man darf die Erinnerung an die Schoah nicht verdrängen, wie die deutsche Schriftstellerin Gabriela von Armin es ausdrückt. Die Erinnerung immer wieder erneuern, um die richtige negative Einstellung zu bekommen. Auch bei uns haben die überlebenden Opfer lange Jahre diese Erinnerung verdrängen wollen, aber ihre Kinder und Enkel haben diese Erinnerung wieder ans Licht gebracht, um sich mit der damaligen Epoche auseinanderzusetzen und einen positiven Schluß für unsere Zukunft zu ziehen. Denn nur Trauern kann nicht helfen.

Anmerkungen

1 Zionistischer Pfadfinderbund, der im Jahre 1931 in Brieselank zusammen mit einem Teil des Bundes »Kadima« den »Haschomer Hazair« als Teil des Weltbundes des »Haschomer Hazair« gründete.
2 Bernhard Salinger verstarb 1939 in Berlin. Er ist auf dem Friedhof Weißensee begraben.
3 Damit ist die Art des gleichberechtigten Zusammenlebens nach sozialistischem Vorbild gemeint.
4 Gesandte, die den Kontakt zwischen den in Palästina und den in Europa lebenden Zionisten herstellten und hielten.
5 Pionierheim für diejenigen, welche in Palästina neue Siedlungen errichten wollten.
6 Jeder Bund hatte seine spezielle Bekleidung, umgangssprachlich »Kluft« genannt.
7 Eröffnete denen, die über Kapital verfügten, den Weg nach Palästina.
8 Am 27. und 28.Oktober 1938 wurden alle Juden mit polnischer Staatsangehörigkeit verhaftet und abgeschoben.

Spuren II

Von RONALD FRIEDMANN

Familie Fuss, Treptow, Bouchéstraße 26

Zehntausende Namen in hunderten Listen wurden zwischen 1933 und 1945 im »Deutschen Reichsanzeiger und Preußischen Staatsanzeiger« veröffentlicht: Menschen, die von Staats wegen, aus politischen und/oder rassischen Gründen, ausgebürgert wurden. Erstaunlicherweise findet sich in den erhaltenen Listen[1] nur eine einzige Person, die ihren letzten Wohnsitz vor der Emigration in Treptow hatte: Felicitas Viktoria Fuss, geboren am 22. Oktober 1908 in Frankfurt am Main.[2] Sie muß, obwohl erst 1944 ausgebürgert, Deutschland schon lange zuvor verlassen haben.

Ausgewandert – wahrscheinlich vor 1938 – war auch Gerhard Fuss, geboren am 26. Mai 1907 in Berlin, der bereits 1931, ebenso wie ein Hans Fuss, in der Bouchéstraße 26 gewohnt hatte. Er arbeitete in Berlin als Schlosser und Radio-Techniker, mußte seinen Beruf aber nach 1933 aus rassischen Gründen aufgeben.

Ein Max Fuss hatte 1929 in der Bouchéstraße 26 gewohnt, 1931 wurde seine Adresse sehr direkt mit »Buch, Irrenanstalt« angegeben.

Die Verwandtschaftsverhältnisse zwischen Felicitas, Gerhard, Hans und Max Fuss ließen sich nicht aufklären.

Gerhard Fuss verstarb am 1. Oktober 1978 im US-Bundesstaat New York. Er hinterließ weder Frau noch Kinder.

Felicitas Fuss lebte im Jahre 1964 in Schloß Hamborn, Kreis Paderborn. Danach verliert sich ihre Spur.

Über das Schicksal von Hans und Max Fuss ist nichts bekannt.[3]

Alfred Pulvermacher, Treptow, Am Treptower Park 17

Die Judenbücher der Stadt Berlin verzeichnen u. a. einen Schneider namens Elias Benjamin Pulvermacher, geboren am 21. Dezember 1817 in Chodziesen (Kolmar in Posen) als Sohn eines Posamentiers. Besagter Elias Benjamin Pulvermacher, nunmehr in der Berliner Bollengasse 8 lebend, spendete, so der Vermerk in den amtlichen Unterlagen jener Zeit, 16 Silbergroschen und 3 Pfennige für das Nicolai-Bürger-Hospital und erhielt, nach Ableistung eines speziellen Eides, am 12. Juni 1843 sein Naturalisierungspatent. Damit erwarb er die Rechte eines Berliner Bürgers, um die er sich schon während seiner Gesellenzeit beworben hatte.

Fünf Jahre später wurde Pulvermacher in den einschlägigen Verzeichnissen als »Handelsmann« bezeichnet. Und nochmals fünf Jahre später, am 12. Dezember 1853, heiratete er Caroline, die Tochter des in Krotoschin verstorbenen Privatlehrers Salomon Roesel. Damals wurde in den Akten vermerkt, daß Pulvermacher früher den Namen Cohn trug. 1868 wurde Elias Benjamin Pulvermacher ein letztes Mal erwähnt, dann verliert sich seine Spur.[4]

Auf dem Jüdischen Friedhof in Weißensee findet sich das Grab eines Max Pulvermacher, geboren am 14. März 1860, gestorben am 1. September 1915. War er ein Verwandter, vielleicht sogar ein Sohn von Elias Benjamin Pulvermacher oder handelt es sich um eine zufällige Namensgleichheit?

1931 erscheint der Name Pulvermacher im »Jüdischen Adressbuch für Groß-Berlin« insgesamt 34 Mal.
Im Bezirk Treptow, in der Johannisthaler Weststraße 75, leben Arthur, Frieda, Gertrud und Lion Pulvermacher. Ein Max Pulvermacher verbringt seinen Lebensabend im Altersheim in der Treptower Elsenstraße 5–8. Und im Haus Am Treptower Park 17 wohnt ein Alfred Pulvermacher.
Für ihn und seine Frau Lina wird wenige Jahre später in der Oberfinanzdirektion Berlin eine Karteikarte mit dem Aktenzeichen Az 33/18916H angelegt werden: Ihr ist noch heute zu entnehmen, daß Alfred Pulvermacher, geboren am 21. Juli 1889 in Berlin, und seine Ehefrau Lina Pulvermacher, geborene Reinhold, geboren am 4. Juli 1898 in Dresden, beide mit der letzten inländischen Wohnanschrift Berlin SO 16, Brückenstraße 6, am 12. März 1943 mit dem 36. sogenannten Osttransport, registriert in den Transportpapieren auf Blatt 46 mit den laufenden Nummern 883 und 884, nach Auschwitz deportiert wurden. Seither gelten sie als »verschollen«, wurden ermordet, genau wie mindestens 17 weitere Berliner Juden mit dem Namen Pulvermacher.[5]

Dr. Hans Alterthum, Johannisthal, Sterndamm 19

Dr. Hans Alterthum, geboren am 21. Februar 1898 in Bernburg/Saale, und seine Frau Dr. Ruth Alterthum-Glücksmann haben nur wenige Spuren hinterlassen: Im Jüdischen Adress-Buch für Groß-Berlin 1931 sind sie verzeichnet, 1934 tauchen ihre Namen in einer Liste von Ärzten auf, denen aus »rassischen Gründen« die Zulassung als Kassenarzt entzogen wurde.[6] Bei der Oberfinanzdirektion Berlin existierte unter dem Aktenzeichen Az 23 WGA IRSO 1557 eine Akte für sie, der zu entnehmen ist, daß sie im April 1938 nach Raanana/Palästina auswanderten, daß die Gestapo am 3. Mai 1941 ihre Ausbürgerung beantragte und daß das Finanzamt Moabit ihr Umzugsgut versteigern und den Erlös von 4.210,00 Reichsmark auf das Sonderkonto 685 der »Geheimen Staatspolizei, Staatspolizeileitstelle Berlin, Stapo A4« bei der Deutschen Bank Berlin überweisen ließ. Gemälde alter Meister, so ein Vermerk in der Akte, seien von der Versteigerung grundsätzlich ausgeschlossen. Ein Hinweis darauf, daß Dr. Hans Alterthum und seine Frau einmal sehr wohlhabend gewesen sein müssen.

Drei Familienangehörige von Dr. Hans Alterthum, vermutlich Brüder, werden in der OFD-Akte genannt: Martin Alterthum, geboren am 31. August 1887, Erich Alterthum, geboren am 20. Februar 1891, und Paul Alterthum, geboren 8. Januar 1893. Mindestens zwei von ihnen verdienen besondere Erwähnung: Dr. Martin Alterthum war als Landgerichtsdirektor in Dessau (bis 1933) der erste deutsche

Jude in einer vergleichbaren Position. Er spielte zudem in der Zionistischen Vereinigung für Deutschland eine herausragende Rolle. 1938 kam er ins Konzentrationslager Buchenwald, konnte aber nach kurzer Haft nach Palästina auswandern. Im späteren Israel engagierte er sich in Wiedergutmachungsfragen. Er starb am 12. Februar 1976 in Tel Aviv.
Erich Alterthum war ein bedeutender Funktionär des jüdischen Sports in Deutschland. Besondere Verdienste erwarb er sich in der (vorwiegend zionistischen) Bar Kochba-Makkabi Turn-und Sportbewegung. Von ihm stammt der Zeugenbericht »Das letzte Jahr des jüdischen Sports«. 1938, nach der »Reichskristallnacht«, wurde er zunächst im Konzentrationslager Sachsenhausen eingesperrt, konnte dann aber ebenfalls sehr schnell nach Palästina auswandern.

Anmerkungen

1 Die Ausbürgerung deutscher Staatsangehöriger 1933–45 nach den im Reichsanzeiger veröffentlichten Listen. 3 Bände. München, New York, London, Paris: K. G. Saur, 1985
Anmerkung: Sucht man allerdings den Einstieg in die Listen über die Namen der Ausgebürgerten, so findet man nicht wenige Menschen, die ihren ursprünglichen Wohnsitz in Treptow hatten. Bei der Vorbereitung ihrer Auswanderung mußten sie diesen aber sehr oft aufgegeben und in den letzten Wochen vor der Emigration provisorisch zumeist bei Freunden oder Verwandten wohnen. In den Ausbürgerungslisten erscheint dann deren Adresse offiziell als »letzter inländischer Wohnsitz« der Emigrierten.
2 Liste 220 vom 2. 10. 1944, Nr. 12
3 Brief von Rechtsanwalt Dr. Hans Raff, München, vom 22. 7. 1992, der Gerhard und Felicitas Fuss (getrennt) wegen ihrer Wiedergutmachungsansprüche vertreten hatte.
Die Adressenangaben entstammen den Jüdischen Adressbüchern für Groß-Berlin 1929 und 1931.
4 Die Judenbücher der Stadt Berlin 1809–1851. Mit Ergänzungen für die Jahre 1791–1809. Bearbeitet und herausgegeben von Jacob Jacobsohn, Berlin 1962
5 Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945, Koblenz 1986
6 (Auszugsweiser) Nachdruck in: Stephan Leibfried/ Florian Tennstedt, Berufsverbote und Sozialpolitik 1933. Die Auswirkungen der nationalsozialistischen Machtergreifung auf die Krankenkassenverwaltung und die Kassenärzte, Bremen 1980

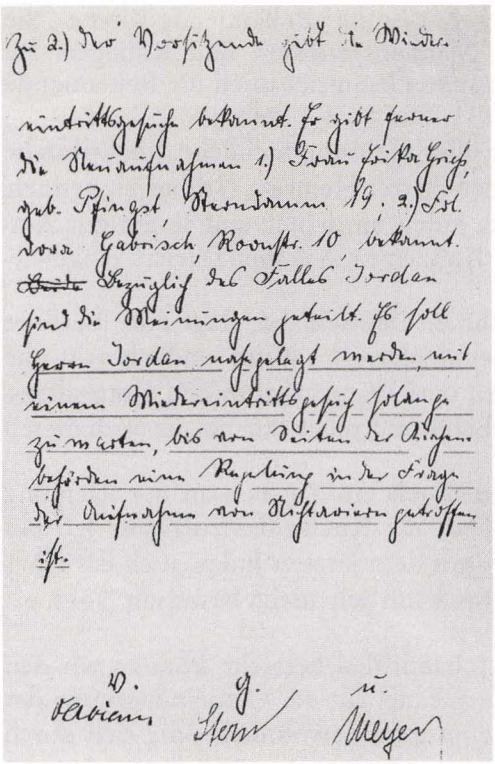
Die Deutschen Christen in Johannisthal

von ANJA SCHINDLER

Auf der Suche nach Spuren jüdischen Lebens in Treptow führt mich der Weg u. a. zur Evangelischen Gemeinde Johannisthal.
Mit Unterstützung des Gemeindepfarrers, Herrn Iskraut, können tatsächlich Hinweise, Lebenszeichen von jüdischen Bürgern in diesem Ortsteil gefunden werden. Die Gemeindeprotokolle lesen sich wie ein spannendes Geschichtsbuch. Sie berichten vom Alltag der Menschen, den kleinen und großen Problemen. So sind sie eine Widerspieglung der gesellschaftlichen Verhältnisse.
Einer Einwohnerzählung vom 16. Juni 1933 zufolge, leben in Johannisthal 12.730 Bürger, davon 100 mosaischem, also jüdischen Glaubens.[1]
Da es zu diesem Zeitpunkt den sogenannten »Arierparagraphen« noch nicht gibt, bekanntlich wird das »Reichsbürgergesetz« erst am 15. September 1935 auf dem Parteitag der NSDAP in Nürnberg verkündet, kann davon ausgegangen werden, daß unter den 100 o. g. Einwohnern jüdischen Glaubens alle diejenige zu verstehen sind, die sich a) zu ihrer jüdischen Abstammung bekennen, ohne Mitglied der jüdischen Gemeinde zu sein, und b) die Mitglieder der jüdischen Gemeinde sind.
Die Einwohner Johannisthals in dieser Zeit sind kleine Beamte, Angestellte und Proletarier. Während von 1920 bis 1930 eine deutliche Tendenz zum allgemeinen Kirchenaustritt auch in dieser Gemeinde spürbar ist, viele Bürger sind SPD-nahe und wählen auch so, gibt es nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten, wie in ganz Deutschland, eine merkliche Zunahme der Wiedereintritte in die Kirchengemeinde.
Bereits im November 1932 treten die Deutschen Christen zu den Kirchenwahlen an. Ein Drittel der abgegebenen Stimmen können sie für sich verbuchen.
Die Deutschen Christen sind der protestantische »Ableger« der NSDAP. Zumeist sind sie auch Mitglieder der NSDAP, deren Ziel darin besteht, die Kirche für die nationalsozialistischen Ideen zu gewinnen. Mit den »Richtlinien der Liste Deutsche Christen« wird der christliche Glaube für die nationalsozialistische Ideologie umformuliert: es geht um *ein* Kirchenvolk mit *einem* kirchlichen Führer, gegen Liberalismus, Marxismus, Judentum, Pazifismus. Und für die Reinerhaltung der Rasse. Der Auftrag der Christen zur Diakonie wird diesem Gebot untergeordnet. Der Schutz des Volkes vor den »Untüchtigen und Minderwertigen« wird für wichtiger gehalten als christliche Nächstenliebe.[2]
Dieser Ideologie sind auch die Gemeindemitglieder der evangelischen Kirche Johannisthal erlegen. Bei den von Hitler im Juli 1933 angeordneten Kirchenwahlen tragen die Deutschen Christen einen eindeutigen Sieg davon, den sie letztlich auch den vielen wiedereingetretenen Gemeindemitgliedern mit der »richtigen« Ideologie zu verdanken haben.
Der Gemeindekirchenrat Johannisthal ist diesem Sieg entsprechend zusammengesetzt. »Man« steht zum Führer und zum neuen Deutschland. Die Gemeinde Johannisthal ist ein »gewöhnlicher Teil Deutschlands« in dieser Zeit: In den 12

Jahren des faschistischen Regimes gibt es blinden Gehorsam, treue Überzeugung und kleinliche Anpassung.
Den Zeitdokumenten ist zu entnehmen, daß es immer auch die Verweigerung Einzelner gegeben hat. Obwohl vieles dafür spricht, daß es den Deutschen Christen tatsächlich gelungen ist, die Johannisthaler Gemeinde »gleichzuschalten«, die Mehrzahl der Mitglieder des Gemeindekirchenrates »auf Linie zu bringen«, gibt es zwei Mitglieder in diesem Gremium[3], die bis zum Ende der braunen Diktatur ihrer christlichen Überzeugung zur Nächstenliebe treu bleiben und gegen jede Maßnahme stimmen, die im Widerspruch zu ihrer Überzeugung steht. Sie werden natürlich immer überstimmt von den anderen Kirchenratsmitgliedern, aber sie bleiben bis zum Ende »aufmüpfig«. Der Pfarrer der Gemeinde jedoch sieht sich unter dem Druck der Deutschen Christen veranlaßt, selbst Mitglied dieser Bewegung zu werden, um – wie er sagt – die Gemeinde nicht zu spalten.
Wie rasch der Ungeist der Deutschen Christen die Macht über das Denken, Handeln und Fühlen der Menschen übernommen hat, wird schon in den Protokollen des Jahres 1933 deutlich:
Am Donnerstag, dem 15. Juni, tagt um 8 Uhr abends der Gemeindekirchenrat im Gemeindeamt in der Kaiser-Wilhelm-Straße 8 (heute Sterndamm) in Johannisthal.
Von den 13 Mitgliedern sind 10 anwesend. Auf der Tagesordnung stehen:
1. Bescheid des ev. Konsistoriums betr. Besetzung der Rendantur
2. Aufnahmen in die Kirchengemeinde
3. Verschiedenes
Unter dem 2. Tagesordnungspunkt ist im Protokoll zu lesen:
»Der Vorsitzende gibt die Wiedereintrittsgesuche bekannt. Er gibt ferner die Neuaufnahmen
1.) Frau Erika Gries, geb. Pfingst, Sterndamm 19;
2.) Frl. von Gabrisch, Roonstr. 10,
bekannt. Bezüglich des Falles Jordan sind die Meinungen geteilt. Es soll Herrn Jordan nahegelegt werden, mit einem Wiedereintrittsgesuch solange zu warten, bis von seiten der Kirchenbehörden eine Regelung in der Frage der Aufnahme von Nichtariern getroffen ist.«[4]

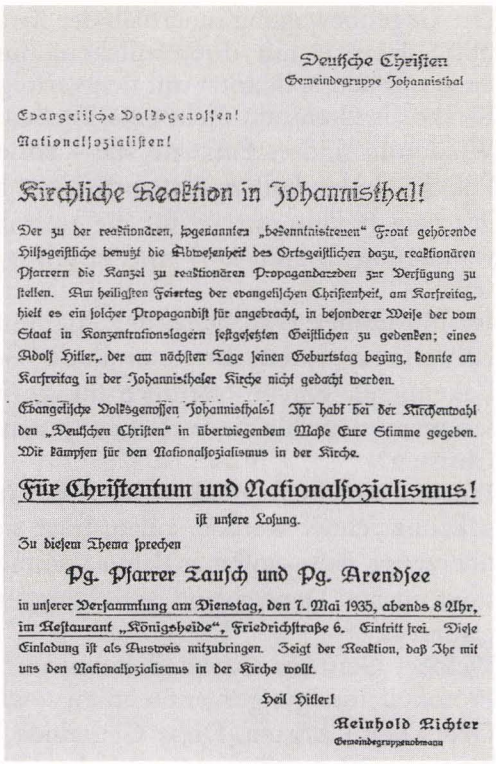
In den Protokollbüchern findet man noch einmal, nämlich im Jahre 1934, einen Hinweis auf entsprechende Anträge von sogenannten »Nichtariern«:
Die Sitzung des Gemeindekirchenrates findet am Dienstag, 4. September 1934, um 20 Uhr im Gemeindeamt Kaiser-Wilhelm-Straße mit folgender Tagesordnung statt:
1. Abfindung von Rudow
2. Verschiedenes
Von den »vorschriftsmäßigen« Mitgliedern (13) sind 12 anwesend. »Die Versammlung ist also beschlußfähig«, stellt der Protokollant fest und schreibt unter 2.) Verschiedenes:
»... Die vorliegenden Aufnahmegesuche Mützlitz und Kunz, früher Katholiken, werden genehmigt ...



Zu 2.) Der Vorsitzende gibt d. Wider-
rufstrittserklärung bekannt. Es tritt ferner
die Pfarramtsanwärter 1.) Herr Fritz Erich,
geb. Pfingst, Steinbrunn 19, 2.) Hilf.
Herr Gabrisch, Roonstr. 10, bekannt.
Bezüglich des Falles Jordan
sind die Meinungen geteilt. Es soll
Herrn Jordan nahegelegt werden, mit
einem Wiedereintrittsgesuch solange
zu warten, bis von dritter Seite
bezüglich einer Regelung in der Frage
der Zulassung von Nichtariern getroffen
ist.

D. Fabian Stern Meyer

Aus dem Protokollbuch vom 15. 6. 1933



Deutsche Christen
Gemeindegruppe Johannisthal

Evangelische Volksgenossen!
Nationalsozialisten!

Kirchliche Reaktion in Johannisthal!

Der zu der reaktionären, sogenannten „bekenntnistreuen" Front gehörende Hilfsgeistliche benutzt die Abwesenheit des Ortsgeistlichen dazu, reaktionären Pfarrern die Kanzel zu reaktionären Propagandazwecken zur Verfügung zu stellen. Am heiligsten Feiertag der evangelischen Christenheit, am Karfreitag, hielt es ein solcher Propagandist für angebracht, in besonderer Weise der vom Staat in Konzentrationslagern festgesetzten Geistlichen zu gedenken; eines Adolf Hitler, der am nächsten Tage seinen Geburtstag beging, konnte am Karfreitag in der Johannisthaler Kirche nicht gedacht werden.

Evangelische Volksgenossen Johannisthals! Ihr habt bei der Kirchenwahl den „Deutschen Christen" in überwiegendem Maße Eure Stimme gegeben. Wir kämpfen für den Nationalsozialismus in der Kirche.

Für Christentum und Nationalsozialismus!

ist unsere Losung.

Zu diesem Thema sprechen

Pg. Pfarrer Tausch und Pg. Arendsee

in unserer Versammlung am Dienstag, den 7. Mai 1935, abends 8 Uhr, im Restaurant „Königsheide", Friedrichstraße 6. Eintritt frei. Diese Einladung ist als Ausweis mitzubringen. Zeigt der Reaktion, daß Ihr mit uns den Nationalsozialismus in der Kirche wollt.

Heil Hitler!

Reinhold Richter
Gemeindegruppenobmann

Flugblatt der Deutschen Christen

Die Zulassung der Jüdin Mathilde Müller und ihrer erwachsenen Kinder zur Taufe wird aus grundsätzlichen Bedenken von der Mehrheit des Gemeindekirchenrates abgelehnt.«[5]

Während man also durchaus bereit ist, eine frühere Katholikin in die Gemeinschaft aufzunehmen, ist die Taufe einer Jüdin und ihrer Kinder unmöglich.

Nicht Hitler und die Nazis haben den Antisemitismus erfunden. Dieser hat auch bei den Christen eine lange Tradition. Hat doch selbst Luther dazu aufgerufen, den Juden gegenüber »scharfe Barmherzigkeit« zu üben. Sein Maßnahmekatalog liest sich, in Kenntnis von Auschwitz, sehr vertraut: Niederbrennen der Synagogen und jüdischer Schulen, Verbot der rabbinischen Lehre, Arbeitserziehung usw.[6]

Nach dem Gesetz zur Wiederherstellung des Beamtentums, der die Säuberung des deutschen Staatsdienstes von »jüdischen Elementen«, darstellt, beginnen die deutschen Christen, einen kirchlichen Arierparagraphen durchzusetzen.

»Wer nichtarischer Abstammung oder mit einer Person nichtarischer Abstammung verheiratet ist, darf nicht als Geistlicher ... berufen werden. Geistliche und Beamte arischer Abstammung, die mit einer Person nichtarischer Abstammung die Ehe eingehen, sind zu entlassen ... Geistliche und Beamte, die nichtarischer Abstammung oder mit einer Person nichtarischer Abstammung verheiratet sind, sind in den Ruhestand zu versetzen ... – aus dem Kirchengesetz betreffend die Rechtsverhältnisse der Geistlichen und Kirchenbeamten vom 6. 9. 1933.[7]

Die Gegenbewegung innerhalb der Kirche selbst ist die »Bekennende Kirche«. Sie übt Solidarität mit ihren »nichtarischen« Glaubensgenossen und Kollegen. Zu einer offenen Solidarität mit den verfolgten Juden kann sich auch die Bekennende Kirche als Gremium nicht entschließen.
Wiederum sind es Einzelne, die – entsetzt über die unmenschliche, unchristliche Politik – Juden helfen. Als ein Beispiel ist der Pfarrer Heinrich Grüber zu nennen, der eine Beratungsstelle für die bedrohten Juden einrichtet und ihnen zur Auswanderung verhilft. 1941 wird er selbst ins Konzentrationslager Dachau eingewiesen.
Im November 1938, nach der Pogromnacht in Deutschland, fragt eine Berliner Lehrerin in einem Brief an ihren Gemeindepfarrer: »Wann endlich tritt die Bekennende Kirche öffentlich für die Juden ein? Wann wird in den Gottesdiensten wenigstens für die verfolgten Juden gebetet und nicht nur für die verhafteten Christen?«
Einem Gerücht folgend, wonach die Juden durch ein Zeichen an der Kleidung gekennzeichnet werden sollen, fragt sie »Darf die Kirche das zulassen? Ich bin überzeugt, daß – sollte es dahin kommen – mit dem letzten Juden auch das Christentum aus Deutschland verschwindet. Das kann ich nicht beweisen, aber ich glaube es.«[8]
Welcher Geist im Gemeindekirchenrat in Johannisthal herrscht, können wir den Protokolleintragungen entnehmen sowie dem Flugblatt der Gemeindegruppe der Deutschen Christen. Diese Gemeinde ist eine ganz gewöhnliche, die sich durch nichts von den anderen Gemeinden im nationalsozialistischen Deutschland unterscheidet.
Die, die anders sind, sind die Wenigen, die Einzelnen.

Wie es Herrn Jordan, Frau Müller und ihren erwachsenen Kindern ergeht? Ich weiß es nicht...

Nachtrag vom 12. August 1992

Einige Monate später stoße ich beim Durchsehen der Deportationslisten im Landesarchiv Berlin auf den Namen Mathilde Müller, wohnhaft in Johannisthal, Königsheideweg 269.
Ich denke nicht sofort an jenen Eintrag im Protokoll des Gemeindekirchenrates, es sind inzwischen so viele Namen, so viele Schicksale...
Dann erinnere ich mich. Die Recherche beweist, daß diese Frau identisch ist mit jener, die sich im Jahre 1934 um die Aufnahme in die Kirchengemeinde von Johannisthal bemüht. Und die Akte verrät auch das Schicksal ihrer Kinder.
Wer ist diese Frau Müller, die Jüdin mit dem deutschesten aller Namen?
Mathilde Herschauder, so ihr Mädchenname, wird am 23. Januar 1888 in Bomst geboren. Über ihre Eltern und ihre Kindheit ist nichts bekannt. Den 1. Weltkrieg erlebt sie von München aus. Dort wird am 15. April ihr Sohn Rudolf geboren. Sie

ist verheiratet und trägt den Namen Willdorff. Ihr Mann ist – wie sie – jüdisch. 1918 verläßt sie München und bezieht die Wohnung in Johannisthal im Königsheideweg 269. Hier wird im Jahre 1919, am 9. September die Tochter Margot geboren.
Ob diese Ehe durch den Tod des Partners endet oder die Eheleute sich trennen, kann man den Zeitdokumenten nicht entnehmen.
Sicher ist nur, Mathilde heiratet einen gewissen Herrn Müller, und dieser ist »arisch«. Diese Tatsache spielt zum Zeitpunkt der Hochzeit sicherlich keine Rolle. Als dieser Umstand zu einer möglichen Überlebenschance für Mathilde Müller wird, ist Herr Müller schon verstorben.
So versucht sie es allein, das Leben vor allen Dingen ihrer Kinder zu retten. Deshalb geht sie auch zur Kirchengemeinde Johannisthal und bittet um Hilfe, um möglichen Schutz. Sie selbst hat sich längst taufen lassen, schon lange vor Hitler.
In dem gefundenen Fragebogen der Oberfinanzdirektion bezeichnet sie sich selbst als »evangelisch«.[9]
Im Januar 1942 wird der Sohn Rudolf Willdorff, wohnhaft in einer Laube in Johannisthal, Rollettweg 5, nach Riga deportiert.[10] Seitdem gilt er als verschollen.[11]
Margot Willdorff wird am 2. März 1943 aus der mütterlichen Wohnung in das Vernichtungslager Auschwitz deportiert.[12]
Mathildes Wohnung in Johannisthal, Königsheideweg 269, wird am 26. Juni 1943 von der Gestapo geräumt.[13]
Sie selbst wird in Auschwitz ermordet.

Anmerkungen

1 aus: Schichtung der Bevölkerung der Stadt Berlin in konfessioneller Beziehung, Verband der Evangelischen Kirchengemeinden im Bistum Berlin, Berlin 1935, Archiv der Ev. Kirchengemeinde Berlin-Marienfelde
2 aus: Unterwegs zur mündigen Gemeinde. Die evangelische Kirche im Nationalsozialismus am Beispiel der Gemeinde Dahlem, Katalog einer Ausstellung im Martin-Niemöller-Haus Berlin, Alektor-Verlag 1982
3 Die Namen der zwei Mitglieder des Gemeinderates sind in den Protokollbüchern des Ev. Pfarramtes Berlin-Johannisthal nachzulesen
4 aus: Protokollbuch des GKR, a. a. O.
5 ebenda
6 aus: Unterwegs zur mündigen Gemeinde, a. a. O.
7 ebenda
8 ebenda
9 Akte der Oberfinanzdirektion, 52/33020, Landesarchiv Berlin
10 Akte der Oberfinanzdirektion, VIII/5631, Landesarchiv Berlin
11 Gedenkbuch für die Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945, Band 2, 1986, Landesarchiv Berlin
12 Akte der Oberfinanzdirektion, 46/28711, Landesarchiv Berlin
13 Akte der Oberfinanzdirektion, 52/33020, Landesarchiv Berlin

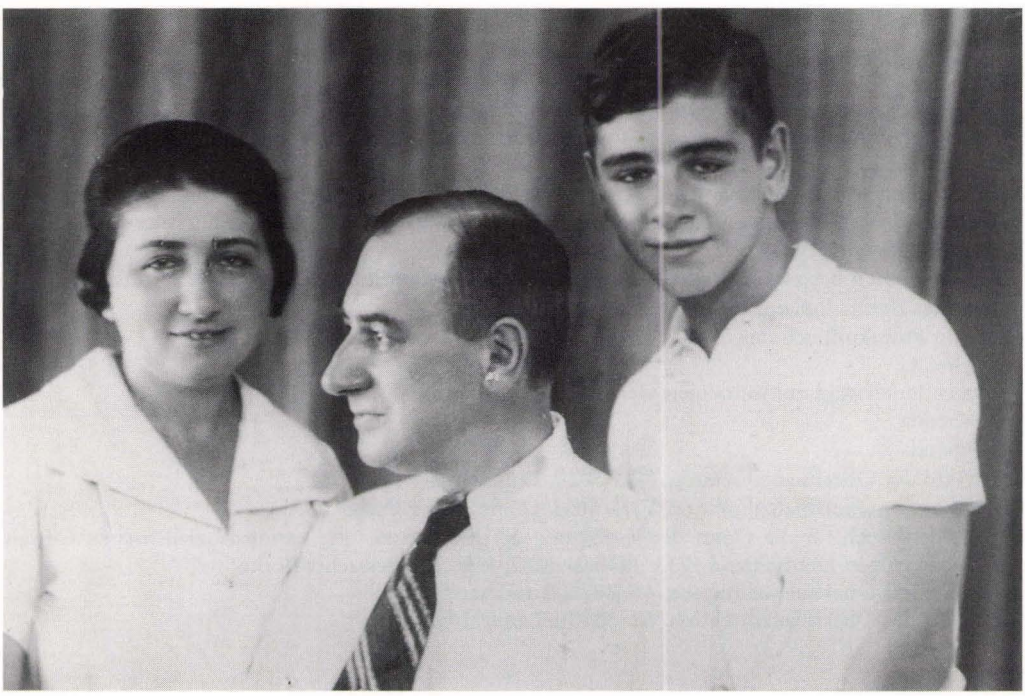
Eine andere Form der Vernichtung

Dr. Leo Krebs, Treptow, Am Treptower Park 54

Von RONALD FRIEDMANN

Bis zum Jahre 1933 führte der Zahnarzt Dr. Leo Krebs, wie die Mehrzahl der deutschen Juden, ein ganz normales bürgerliches Leben, auch wenn dieses Leben gekennzeichnet war durch große persönliche Tragik: Zwei seiner Söhne verstarben im Kindesalter, ein dritter Sohn erkrankte schwer und blieb Zeit seines Lebens behindert.[1]
Die Emigration, erzwungen durch die nationalsozialistische Judenverfolgung, überlebte er nicht.

Dr. Leo Krebs wurde am 20. Oktober 1885 in Woischnitz in Oberschlesien geboren. Um 1890 übersiedelten seine Eltern nach Berlin. Sein Abitur machte er am seinerzeit renommierten Luisenstädtischen Gymnasium, anschließend begann er an der Berliner Universität ein Studium der Zahnheilkunde, wie es damals hieß. 1908 promovierte er. Und nach einer zweijährigen Zeit als Assistenzarzt eröffnete Dr. Leo Krebs im Jahre 1910 im Berliner Osten, in der Thaerstraße 55, seine eigene Praxis.
Dr. Leo Krebs muß ein ausgesprochen erfolgreicher Zahnarzt gewesen sein. Sein Bruder Dr. James Ludwig Krebs, geboren am 29. Juni 1898 in Berlin, ebenfalls



Familie Krebs, Mitte der 30er Jahre

Mediziner, erinnert sich: »Mir ist bekannt, daß mein Bruder eine außerordentlich große Praxis hatte und ständig einen Zahnarzt als Assistenten, zwei Helferinnen und zwei Techniker beschäftigte. Bis zu meiner im Jahre 1933 erfolgten Auswanderung hatte er ausschließlich für seine Praxis in der Thaerstraße 55 eine Vierzimmerwohnung (gemietet), in der ein Zimmer durch eine nachträglich eingefügte Wand in zwei kleinere geteilt war, so daß ihm nur für die Praxisausübung fünf Räume zur Verfügung standen. Dem entsprach auch sein persönlicher Verbrauch. Er hatte eine große Privatwohnung in Treptow und fuhr einen für damalige Verhältnisse großen und eleganten Wagen.«[2]
Am 19. März 1914 heiratete Dr. Leo Krebs Erieda Arnholz, geboren am 2. August 1890 in Polzin in Pommern.[3]
Ein Jahr später, 1915, wurde Dr. Leo Krebs zum Militär eingezogen. Mehr als drei Jahre, bis Kriegsende, war er im Sanitätsdienst in der Türkei eingesetzt.
Diese Zeit als Frontkämpfer hatte zur Folge, daß ihm 1933, nach der Machtübergabe an die Nationalsozialisten, nicht sofort »aus rassischen Gründen«, wie zahllosen anderen jüdischen Ärzten, die kassenärztliche Zulassung entzogen wurde. Trotzdem zeigte der antisemitische Terror Wirkung: die Zahl seiner Patienten ging sehr schnell und dramatisch zurück. Und schließlich verlor Dr. Leo Krebs doch noch seine Arbeitserlaubnis, so daß er sich im Jahre 1935 entschließen mußte, seine Praxis zu verkaufen. Bereits im Oktober 1933 hatte die Familie Krebs ihre große Sechszimmerwohnung in Treptow, Am Treptower Park 54, aufgeben müssen und war in eine wesentlich bescheidenere Wohnung nach Charlottenburg in die Sybelstraße 27 gezogen. Und im Herbst 1935 folgte ein weitere Umzug: Man lebte jetzt zur Untermiete bei Isaac, Frankfurter Allee 9 (?). Zu dieser Zeit war die Auswanderung bereits beschlossene Sache. Der Sohn erinnert sich: »Obgleich keine Zionisten, entschieden sich meine Eltern für Palästina als dem einzigen möglichen Ort, ein neues Leben zu beginnen.«[4]
Am 23. März 1936 wurde die polizeiliche Abmeldung in der Frankfurter Allee vorgenommen, unmittelbar danach muß die Ausreise erfolgt sein. Dr. Leo Krebs hatte noch soviel Geld, seiner Familie eine einigermaßen komfortable Reise zu bezahlen: Insgesamt 600 Reichsmark kosteten die Bahnfahrt II. Klasse vom Berliner Anhalter (?) Bahnhof über Strasbourg nach Marseille und die Passage II. Klasse auf dem französischen Passagierschiff »Providence« von Marseille über Alexandria und Port Said nach Jaffa.

Im Frühjahr 1936, inzwischen 50 Jahre alt, war Dr. Leo Krebs mit seiner Familie vor der Verfolgung in Deutschland endlich in Sicherheit. Doch ist sein weiteres Schicksal ein Beispiel mehr für die Tatsache, daß die Auswanderung für die aus Deutschland entkommenen Juden nicht immer auch wirkliche Rettung bedeutete. Der Historiker Wolfgang Benz formuliert das so: »Unter welchen Umständen auch immer ihre Emigration erfolgte, sie war immer Vertreibung und Flucht aus der Heimat – begleitet von Ausplünderung, Entrechtung, Demütigung und dem Verlust der bürgerlichen Existenz. Die Rettung im Exil war bitter, und für viele war das Elend der Auswanderung nur eine andere Form der Vernichtung.«[5]
Dr. Leo Krebs gelang es in der neuen Heimat, in Palästina, nicht, sich ein neues,

erfülltes Leben aufzubauen. Zwar konnte er wieder als Zahnarzt arbeiten, aber »es reichte nie zu einer vollen Existenz«, wie seine Frau viele Jahre später schrieb. Ende der 50er Jahre schilderte sie in einem ausführlichen Brief[6] an das Entschädigungsamt Berlin, das in entwürdigend-bürokratischer Weise einen Nachweis darüber forderte, daß Dr. Leo Krebs tatsächlich ein Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung wurde, den Lebens- und Leidensweg ihres Mannes in Palästina: »Mein Ehemann Dr. Leo Krebs wurde durch die aus Verfolgungsgründen erzwungene Aufgabe seiner ärztlichen Praxis, die er in fast 30jähriger Tätigkeit aufgebaut hatte, schwer betroffen, und schon seit dem Boykott-Tage, dem 1. 4. 1933, der große Aufregungen für ihn mit sich brachte, in seinem Gesundheitszustand beeinträchtigt. Schon im Jahre 1934 wurde eine leichte Überfunktion der Schilddrüse festgestellt.
Als wir 1936 in Palästina einwanderten, war mein Ehemann gezwungen, sich beruflich umzustellen. Die Einnahmen aus der zahnärztlichen Praxis waren nämlich so gering, daß sie den Lebensunterhalt nicht annähernd deckten. Mein Ehemann entschloß sich daher, nebenbei eine Hühnerzucht anzufangen. Die ungewohnte körperliche Arbeit als Hühnerzüchter im subtropischen Klima bekam ihm gar nicht. Hinzu kam, daß er von dem Ort, an dem sich die Hühnerzucht und gleichzeitig auch unsere Wohnung befanden, einen weiten Weg zur Praxis hatte, den er mangels einer Autobusverbindung zu Fuß zurücklegen mußte, häufig mehrmals am Tag. Die dadurch bedingten körperlichen Anstrengungen führten allmählich zu einem Herzleiden, das sich im Laufe der Jahre wesentlich verschlechterte. Eine nachhaltige Kur und auch eine wesentliche Schonung konnten wir uns aus Mangel an Mitteln nicht leisten.
Somit führte das Herzleiden zu dem vorzeitigen Tode meines Mannes.«

Im Dezember 1944 erlitt Dr. Leo Krebs einen Schlaganfall. Am 2. Januar 1945 starb er in Petach Tikwah in Palästina. Er wurde nur 59 Jahre alt.
Wer will bezweifeln, daß auch Dr. Leo Krebs ein Opfer der Judenvernichtung wurde?

Anmerkungen

1 Der Sohn von Dr. Leo Krebs, Günter Krebs (jetzt Shlomo Drori), erzählt seine Geschichte in diesem Buch unter dem Titel »Nicht das Schicksal anklagen, sondern kämpfen!«.
2 Eidesstattliche Erklärung von Dr. James Ludwig Krebs vom 18. Januar 1954 im Entschädigungsverfahren, Akte Dr. Leo Krebs, Reg.-Nr. 67497, Entschädigungsamt Berlin
3 Frieda Krebs, geborene Arnholz, starb im Alter von 92 Jahren am 10. September 1982 in Haifa, Israel.
4 vgl. Anmerkung 1
5 Wolfgang Benz, Nachwort, in: Alfred Heller, Dr. Seligmanns Auswanderung, Verlag C. H. Beck, München 1990, S. 346
6 Brief (Auszüge) von Frieda Krebs vom 28. Mai 1957, Akte Dr. Leo Krebs, Reg.-Nr. 67497, Entschädigungsamt Berlin

Duwdiwani

Helma und Jecheskiel David Kirschenbaum, Adlershof

Von ANJA SCHINDLER

Auf unsere Anzeige im Londoner Mitteilungsblatt der »Association of Ex-Berliner« meldete sich im Mai 1992 Herr Helmut Kallmann aus Kanada. Selbst ein ehemaliger Berliner, möchte er das Projekt in Treptow unterstützen.
Seine Erinnerungen an die Kusine Helma und ihren Mann, einen Kunstmaler, sind eine ganz besondere Bereicherung. Das Leben dieses jüdischen Ehepaares unterscheidet sich so ganz von allen bisherigen Lebensschicksalen der Juden in Treptow. Daß ein jüdischer Maler mit osteuropäischer Tradition eine zeitlang in Adlershof wohnte und arbeitete, ist wohl völlig unbekannt.
Eine erfolgreiche künstlerische Entwicklung in der Wahlheimat Deutschland wurde durch den Nationalsozialismus jäh unterbrochen, Emigration und jahrelanges Überleben im Untergrund, mußte Jecheskiel David Kirschenbaum, genannt Duwdiwani erleiden, ehe er sich erneut seiner künstlerischen Aufgabe widmen konnte. Das aber hat seine Frau Helma nicht mehr erleben können.

Helmut Kallmann erinnert sich:
Helma, Tochter von Max Joachim aus Stettin und Else, geborene Kallmann, aus Stargard, wurde am 15. November 1904 in Berlin geboren.
Sie wuchs in Schöneberg auf. Ich weiß nicht einmal, welche Schulen sie besucht hat, denn meine Schwester und ich waren 16 bzw. fast 18 Jahre jünger als Helma, kannten sie also nur als erwachsene Frau. Sie arbeitete als Auslandskorrespondentin für die Deutsche Bühnengenossenschaft. Sie war ein Sprachtalent, und ich weiß, daß sie einmal nach Edinburgh zu einem Esperanto-Kongreß fuhr. Durch ihre Tätigkeit hatte sie Kontakt mit Künstlern und Ausländern.
Zum Beispiel brachte sie einmal einen Dr. Neidu aus Indien zu uns zu Besuch. So verwundert es nicht, daß sie Jecheskiel David Kirschenbaum kennenlernte.
Kirschenbaum (1900 bis 1954) war damals ein junger Maler, talentiert, aber unfähig, eine Frau, geschweige denn Kinder, zu ernähren. Noch dazu kam er aus frommen, ostjüdischen Verhältnissen, aus Staszow im südlichen Polen. Und fast ebenso problematisch für die



Helma Joachim mit Bruder Gerhard, ca. 1915

Eltern Joachim – gutsituierter assimilierter Mittelstand – war ein dritter Umstand: Daß er zwar die religiösen Gebräuche aufgegeben hatte, aber stattdessen zum Sozialismus neigte!
Als sein Vater starb, ging er jedoch jeden Morgen in einen orthodoxen Betsaal in der Passauer Straße ...
Obgleich Max Joachim, ein angesehener Vertreter für Schuhfabriken, ein Kunstliebhaber war – wie oft sprach er von Tizian oder Rubens und den Museen, die er besucht hatte – war er doch Spießbürger genug, um für seine einzige Tochter eine »bessere Partie« zu wünschen.
Es gab viele bewegte Familiengespräche dafür und dagegen, aber schließlich war Helma alt genug zu heiraten, wen sie wollte. Die Heirat fand im April 1930 statt. Meine neunjährige Schwester sagte ein eigenes Gedicht auf, von unserem Vater nur ein klein wenig zurechtgeschliffen: »Du, Duwdi mache es Dir zum Ziele und mal der Bilder viele«, kam darin vor.
Ich erinnere mich nur, daß der Chauffeur meines Onkels, Herr Berger, als Überraschung ein Blechbläserquartett in die Wohnung bestellt hatte, das einen Tusch blies. Das paßte nicht in die Atmosphäre, und man verabschiedete die Musiker so schnell es ging mit einem Trinkgeld.
Meine Eltern, denen Überheblichkeit gegenüber Ostjuden fremd war, und wir Kinder mochten Duwdi, wie wir ihn nannten, sehr gerne.
Er war etwas, was wir bisher nicht kannten: ein leibhaftiger Künstler! Und er verstand es, uns mit Zauberstücken und akrobatischen Tricks zu entzücken. Sogar die Erwachsenen waren etwas stolz auf den Künstler in der Familie.



Verlobung Ostern 1929, Helma und J. D. Kirschenbaum zwischen Max und Else Joachim sitzend



Eine Arbeit von Duwdiwani aus seiner Berliner Zeit

Duwdiwani Kirschenbaum wurde er damals genannt, und ich habe mir sagen lassen, daß Duwdiwani das hebräische Wort für Kirschenbaum ist. Seine eigentlichen Vornamen waren Jecheskiel (Chaskiel) und David.

Kirschenbaums wohnten zunächst in Eichwalde. Helma behielt ihre Stellung und Duwdi malte, zeichnete und radierte zuhause. Meistens zuhause, sollte ich sagen, denn durch Vermittlung meines Vaters porträtierte er den neben uns wohnenden Professor Eugen Goldstein (Entdecker der Kanalstrahlen, von ihm ist der Begriff Kathodenstrahlen geprägt worden) zu dessen 80. Geburtstag im Jahre 1930. Nun war Duwdi aber »modern« und verschmähte es, den guten Professor mit Schlips zu malen. Und wieder einmal mußte mein Vater sich bemühen... Schließlich wurde der Schlips hinzugemalt.

1931 hatte Duwdi in der Galerie F. Weber in der Derfflingerstraße eine Ausstellung, wohl seine zweite in Berlin. In seinem Kindertagebuch trägt mein Vater für den 14. 5. 1932 (Pfingstwochenende) ein: »Zu Kirschenbaums, jetzt in Adlershof, und zum Sportdenkmal in Grünau gelaufen.«

Es muß bei dieser Gelegenheit gewesen sein, daß Helma ihren kleinen Vetter (also mich) am Freitagabend zu sich zur Übernachtung mitgenommen hatte. Nachdem sie am nächsten Morgen zur Arbeit gegangen war, beobachtete ich, wie Duwdi seine Turnübungen splitternackt ausführte. Auch das war mir neu, der Anblick eines nackten Erwachsenen! Als Helma davon erfuhr, rügte sie ihren Mann; sie war um meine zarte Kinderseele besorgt.

Es dauerte nicht mehr lange, und Hitler bekam die Macht. Es wäre übertrieben, Duwdi als einen Kommunisten zu bezeichnen, aber er hatte einige Zeichnungen an die »Rote Fahne« verkauft, und so schien es ratsam, so schnell wie möglich aus Deutschland zu verschwinden.

Im April 1933 verabschiedete er sich von uns. Meine Mutter riet ihm, wenn du in Paris ankommst, sage dem Taxichauffeur einfach »A l'Hotel« – alles weitere wird sich fügen.

Auswandern war damals etwas Unerhörtes. Vielleicht wird Hitler bald abgewirtschaftet haben, und der Duwdi wird bald wieder zurückkommen, meinten die Optimisten.
Wie konnte Helma Heimat und Eltern verlassen! Man dachte sogar an eine Ehescheidung. Aber Helma hielt zu ihrem Mann und folgte ihm binnen Monaten oder spätestens im nächsten Jahr.
In Paris fanden sie eine kleine Wohnung. Und wiederum verdiente Helma das Geld, Duwdi malte – und verkaufte sehr wenig.
Einen einzigen Brief von Helma habe ich. Sie schrieb mir im Juli 1941 von Saint Sauveur près Bellac (Haute Vienne), daß sie gesund wären, aber allerlei hinter sich hätten. Duwdi stünde noch im Dienst, hätte aber vor drei Monaten eine Ausstellung in Limoges gehabt.
Mich erreichte der Brief im Internierungslager in Kanada, und ich konnte nicht mehr antworten.
Erst nach dem Krieg erfuhr ich, daß Helma von der Gestapo aufgegriffen wurde und nach Auschwitz kam. Ihre Deportation soll nach einer schriftlichen Mitteilung von Duwdi um den 20. Januar 1944 aus Dromey, in der Gegend von Limoges, geschehen sein.
Ein angeblich sicheres Versteck, das ihr jüngerer Bruder gefunden hatte, wurde ihr zum Verhängnis.
Duwdi überlebte. Nach dem Krieg kam er nach Paris zurück und stellte fest, daß die Deutschen hunderte seiner Bilder zerstört hatten. So fing er von Neuem wieder an, fand in der Baronin Alix de Rothschild eine sympathische Gönnerin. Er hatte nun viele Erfolge, Ausstellungen, eine Reise nach Brasilien und Ankäufe durch Museen.
Er heiratete auch noch einmal, aber da war er schon todkrank. Er starb 1954 an Krebs.

Soweit Auszüge aus den Aufzeichnungen von Helmut Kallmann.
Sie sind für uns die einzigen Informationen über das Ehepaar Kirschenbaum.
Als sie nach Adlershof zogen, war das Jüdische Adreßbuch 1931/32 bereits gedruckt, und ein neues erschien durch den Machtantritt Hitlers nie wieder in Berlin. Ob sich Helma und Duwdi jemals in ein jüdisches Adreßbuch eintragen lassen hätten, läßt sich überhaupt nicht sagen.
Zeitdokumente in den einschlägigen Archiven sind nicht gefunden worden, da Helma ja nicht von Berlin aus deportiert wurde.
Nur einmal habe ich ihren Namen gefunden: In dem »Gedenkbuch für die Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945«.[1]

Anmerkung

1 Bearbeitet vom Bundesarchiv in Koblenz und dem Internationalen Suchdienst, herausgegeben in zwei Bänden 1986, Landesarchiv Berlin

»Mit Haß kann man nicht leben«

Eva Mills, geborene Najmann, Bohnsdorf, Eichbuschstraße 41

Von MONIKA BECKER

Seit 1933 lebte Eva Mills, damals noch Eva Najmann, mit ihren Eltern in Berlin Bohnsdorf. Sie war ein zartes, ruhiges und sehr sensibles Mädchen.
Eva Mills Kindheit endete am 14. Dezember 1938, dem Tage ihrer Auswanderung nach England. Damals war sie 15 Jahre alt.

Eva Mills erinnert sich:
Eigentlich war ich keine so gute Schülerin. Nur im Zeichnen war ich gut. Das hat mir immer Spaß gemacht. Eine Lehrerin meinte, »Du bist eine Träumerin«.
Ich hatte auch eine Freundin, Lore.[1] Wenn meine Mutter nicht zu Hause war, haben wir beide uns Eierkuchen gebacken. Die aßen wir sehr gern. Als Lore 1935 nach Adlershof zog, war ich sehr traurig und fühlte mich einsam. Meine Eltern haben mich deshalb auch an die Schule in der Radickestraße in Adlershof umgemeldet. Dort waren Lore und ich wieder zusammen. Der Direktor der Schule war kein guter Mensch. Sein Name war Fahrendorff. Eines Tages, es war noch 1935, hat er uns beide zu sich bestellt. Er hängte uns Schilder um den Hals. Auf meinem stand »Judenbrut«, auf Lore's »Das ist die Tochter eines Landesverräters«. Und so mußten wir von Klasse zu Klasse. Er stellte uns neben den Lehrertisch, und alle Kinder mußten an uns vorbei gehen und uns anspucken. Ich spüre noch heute den Speichel an meinem Gesicht herunterlaufen. Gewehrt habe ich mich nicht,



Eva Najmann, 1933 in Bohnsdorf



1940 in London als Kunststudentin

blieb stumm, weinte still und zitterte am ganzen Leib. Meine Freundin Lore war eine Kämpfernatur. Sie warf eine Waschschüssel nach dem Direktor, verfehlte ihn aber leider. Die Schüssel flog durch das geschlossene Fenster auf den Hof. Das Durcheinander, das dadurch entstanden war, nutzten wir, um so schnell wie wir konnten in den Schulkeller zu rennen, wo wir uns in einer dunklen Ecke versteckten. Dort warteten wir, bis sich die Aufregung gelegt hatte. Unsere Eltern wurden dann in die Schule bestellt. Die Scheibe mußte natürlich bezahlt werden.
Es gab aber damals auch Lehrer, die freundlich waren, die versuchten uns zu helfen. Frau Schulze, die Turnlehrerin war so eine, auch der Musiklehrer. Ihre Hilfe war für uns sehr wichtig, für sie aber mit Gefahr verbunden.
Es hat nicht nur böses Reden über die Juden gegeben, auch Verfolgung. Als Tochter eines Juden hatte ich kaum Freunde. Lore war die Einzige, die mir beigestanden hat. Sie hat mich immer verteidigt.
Morgens bin ich mit dem Fahrrad zur Schule gefahren, wo ich an Kindern vorbei mußte, die mir schlimme Worte nachriefen. Auch zu Hause hatten wir keine Ruhe mehr. Gemeinheiten, schreiende Jugendliche am Zaun, Drohbriefe im Briefkasten, in Gaststätten wurde uns nichts mehr serviert.
Das sind meine Erinnerungen an Bohnsdorf. Meine Eltern mußten mich von der Schule nehmen. Ich hatte Angst, jeden Moment entführt oder mißhandelt zu werden. Die ersten Jahre in Bohnsdorf gingen vielleicht noch, aber ab 1935[2] wurden wir endgültig von allem ausgeschlossen.
Dabei kannten uns die Leute schon von früher, denn auf dem Grundstück in der Eichbuschstraße hatten wir seit 1927 eine Laube. Wir haben Angst gehabt, haben uns versteckt gehalten. Nur meine Tante, die Schwester meiner Mutter, und ihr Mann hielten zu uns. Aber die lebten in der Schönhauser Allee. Wir sahen sie nicht oft.
Es wurde für meine Eltern immer klarer, daß wir Deutschland verlassen mußten. Mein Vater arbeitete als Fürsorger in der Abteilung der Jüdischen Gemeinde, in der die Auswanderung der jüdischen Menschen vorbereitet wurde.[3] Dort hat er viel von den Grausamkeiten gehört, die von ganz gewöhnlichen Deutschen an ihren jüdischen Nachbarn begangen wurden.
Meine Eltern bereiteten mich rechtzeitig auf England vor. Bei einer Studienrätin in der Strassburger Straße lernte ich von 1936 bis 1938 die englische Sprache und bekam dort auch Unterricht in Zeichnen und Kunst.
Am 14. Dezember 1938, ich war 15 Jahre alt, konnte ich mit einem Kindertransport nach England fahren. In Sicherheit und zu Menschen, die mir helfen würden, mich den neuen Bedingungen anzupassen. Es war schlimm für mich, ohne meine Eltern fahren zu müssen. Aber es war notwendig. Meine Mutter hat mir später erzählt, daß zwei Tage nach meiner Abreise die Gestapo zu uns nach Hause kam, um auch mich abzuholen.[4] Mein Vater war als polnischer Staatsbürger in der Nacht vom 27. zum 28. Oktober 1938 verhaftet worden.
Damit ich wenigstes eine kleine Notreserve hatte, gab mir meine Mutter ihren Diamantring mit, den sie von Papa geschenkt bekommen hatte. Bei der Kontrolle durch die Gestapo im Zug wurde er mir aber abgenommen. Auch ein kleiner Junge in meinem Abteil mußte seinen Koffer vom Gepäcknetz herunternehmen,

schaffte es aber nicht. Der Koffer fiel einem SA-Mann auf den Kopf, wir hielten alle den Atem an. Was würde jetzt passieren. War nun die Reise zu Ende, bevor sie angefangen hatte. Alles Bemühen umsonst? Wir hatten noch einmal Glück. Der Mann fluchte zwar, hat uns aber nichts getan.
Die rettende Küste Englands. Landung in »Dovercourt Bay« in einem der schlimmsten, härtesten Winter in England. Am Küstenstrand in Strandhütten untergebracht, schliefen wir in unsere Wintermäntel und in Decken gehüllt. Ich hatte am Abend ein Paar Wollstrümpfe gewaschen, die am Morgen steif gefroren am Bettende hingen. Universitätsstudenten verpflegten uns in einer großen Halle an langen Tischen. Nach einer Woche brachte uns eine Frau der jüdischen Gemeinde nach London. Sie gehörte einem Komitee an, das sich der aus Deutschland geflohenen Kinder annahm.
In einem großen Bahnhof in London stand unsere kleine und trostlose Gruppe mit ihren Koffern. Um den Hals hatten wir Schilder mit unserem Namen für die Menschen, die uns aufnehmen wollten.
Wagen fuhren vor, Ehepaare stiegen aus, Namen wurden aufgerufen. Alles nette Menschen. Die Kinder verließen unsere Gruppe, bis nur noch ich allein dastand. Niemand kam für mich. Die Komiteefrau hatte mich auch vergessen. Sie ging los und ich rannte ihr nach. Was sollte sie mit mir machen? Also nahm sie mich über das Wochenende mit zu sich nach Haus nach Central London. Später stellte sich heraus, daß die Leute, die mich aufnehmen sollten, bereits Kinder aufgenommen hatten, aber nur, um diese in ihrer Glaswarenfabrik auszunutzen. Deshalb wurden sie von der Liste der Pflegeeltern gestrichen.
Am Montag wurde mir dann eine Fahrkarte in die Hand gedrückt, man setzte mich in den Zug und sagte, daß ich in Surrey aussteigen sollte.
Dort wartete meine künftige Pflegemutter auf mich. Ein Wagen mit Chauffeur stand vor dem Bahnhof. Er fuhr uns zu einem großen Haus mit Garten. Keine armen Leute, dachte ich. Diese Momente habe ich nie vergessen. Meine Pflegemutter war eine alte Dame, die sehr gut französisch, englisch, deutsch und Latein sprach. Sie nahm noch ein Mädchen auf, das allerdings nicht so in das etwas vornehme Milieu paßte wie ich. Sie wurde dann schnell abgeschoben, um Kindermädchen zu lernen. Ich lebte nur bis 1940 in Surrey, denn meine Pflegemutter mußte in ein kleineres Haus ziehen. Sie hatte durch den Krieg viel Geld verloren. Das Personal wurde entlassen, ich sollte in ein Internat. Aber das wollte ich nicht. Was ich wollte, war Kunst studieren. Mit einem Zweijahresstipendium gelang mir das dann auch.
Obwohl mein Vater Pole und ich selbst in Berlin geboren war, ging ich im Oktober 1942 zur englischen Armee. Dort wurde ich als Krankenwagenfahrerin ausgebildet und blieb bis Februar 1946 Armeeangehörige.
Ich bekam die englische Staatsangehörigkeit. Danach setzte ich bis 1950 mein Kunststudium fort. Weil ich bei der Armee gewesen war, bekam ich für die Dauer des Studiums wieder ein Stipendium. Ich arbeitete nach dem Studium in London als Buchillustratorin und habe Ausstellungen vorbereitet. Mein erster Mann war, so wie ich, ein Künstler. Später habe ich dann selbst in einer Klosterschule Kunst unterrichtet.

Ich wollte nicht nach Deutschland zurückkehren. Meine Eltern versuchten alles, mich nach Berlin zurück zu holen. In England groß geworden, fühle ich mich als Engländerin. Als ich meine Eltern wieder sah, konnte ich kaum ein Wort deutsch sprechen. Wir standen uns sprachlos gegenüber. Meinen Vater erkannte ich nicht. Meine armen Eltern hatten viel durchgemacht. Ich dagegen hatte großes Glück. Als ich nach dem Krieg das erste Mal in Berlin war, sah ich die Ruinen und ich habe mich darüber gefreut. Es war der Haß. Aber mit Haß kann man nicht leben. Jede Generation hat ihr eigenes Kreuz zu tragen, wenige wollen vom Vorhergegangenen lernen, im Gegenteil. Man sagt, Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher. Alle Rechnungen werden zum Schluß seelisch bezahlt.

Anmerkungen

1 Eleonore (Lore) Scheel, geborene Nelkowski, mußte mit ihrer Familie nach der Verhaftung ihres Vaters, einem ehemaligen kommunistschen Abgeordneten, Bohnsdorf verlassen.
4 Erlaß der »Nürnberger Gesetze«
3 Jankiel Naimann arbeitete seit 1920 als Fürsorger bei der Berliner Jüdischen Gemeinde. Siehe auch in diesem Buch »Ein polnischer Jude«
4 Aus welchem Grund Eva Najmann schon zu diesem Zeitpunkt durch die Gestapo abgeholt werden sollte, ist ungeklärt.

Spuren III

Von RONALD FRIEDMANN

Elsa, Käte und H. Hirsch, Treptow, Moosdorfstraße 11

Ein wesentlicher und sehr lebendiger Teil des jüdischen Lebens im Berlin der 20er und frühen 30er Jahre war die zionistische Bewegung, die sich in zahlreichen großen und kleinen Verbänden und Gruppen organisiert hatte. Zu den Organisationen, die im gesamten Deutschland aktiv waren, gehörte der Jungjüdische Wanderbund. Der J.J.W.B. war 1919 gegründet worden und hatte seinen Sitz in Berlin C 2, Große Präsidentenstraße 2. Er verstand sich laut seiner Satzung als Instrument der »Jugenderziehung und Jugendpflege im Sinne der Erneuerung des Judentums. Der J.J.W.B. betrachtet sich als Nachwuchsbewegung der palästinensischen Arbeiterschaft.« Seine Haupterziehungsmittel waren das gemeinsame Wandern und die Beschäftigung mit Zionismus und Sozialismus. Im Jahre 1926 hatte der J.J.W.B. ca. 1.500 Mitglieder, davon 250 in Berlin, die in 24 Gruppen organisiert waren.[1] Der Bund hatte sogar ein eigenes Publikationsorgan: »Der junge Jude« erschien

zweimonatlich mit einer Auflage von 1.500 Exemplaren.
Im Jüdischen Jahrbuch für Groß-Berlin 1926 konnte man in einem Artikel über die jüdische Jugendbewegung lesen: »In der zionistischen Jugendbewegung finden sich ferner alle die Differenzierungen, die sich in der zionistischen Bewegung überhaupt finden. Die sozialistische Jugend ist organisiert im ›Jungjüdischen Wanderbund‹, der seine Hauptaufgabe in der Erziehung zum Sozialismus, zur Hebräisierung und Übersiedlung nach Palästina sieht. Ein großer Teil der Mitglieder des J.J.W.B. arbeitet heute in den genossenschaftlichen Siedlungen Palästinas.«[2]

Heftige Auseinandersetzungen über die politische Richtung der Organisation, über konkrete Vorhaben usw., die auch durch persönliche Sympathien und Antipathien bestimmt waren, gehörten im J.J.W.B., genau wie in anderen vergleichbaren Verbänden und Organisationen, zum Alltag. Deutlich wird das, wenn man sich Verlauf und Ergebnisse der häufig stattfindenden Bundesversammlungen des J.J.W.B. oder auch die ständig wechselnde Zusammensetzung der Führungsgremien ansieht.[3]
Im Jahre 1926 jedenfalls wurde eine Käte Hirsch aus der Treptower Moosdorfstraße 11 in die Bundesleitung des J.J.W.B. gewählt, allerdings gehörte sie diesem Gremium nur ein Jahr lang an. Mehr war über sie nicht zu erfahren.

Im bereits mehrfach erwähnten Jüdischen Jahrbuch für Groß-Berlin wird 1928 unter der Rubrik »Berufsausbildung« auch die 1924 gegründete Kochschule der Jüdischen Gemeinde genannt, deren Zweck so erklärt wird: »Jüdischen Mädchen und Frauen aller Stände Gelegenheit zu bieten, die rituelle Küche und die rationelle Führung eines jüdischen Haushaltes gründlich zu erlernen, um diese Kenntnisse dem eigenen Haushalte nutzbar zu machen, oder um sie zur Grundlage eines hauswirtschaftlichen Berufes zu machen.« Als Lehrerin wird eine Frau H. Hirsch, Treptow, Moosdorfstraße 11, erwähnt.[4]

Und im Jüdischen Adress-Buch 1931 ist eine Elsa Hirsch, Moosdorfstraße 11, aufgeführt.

Wer diese drei Frauen waren, in welchen verwandtschaftlichen Beziehungen sie zueinander standen, welches Schicksal sie nach 1933 erlitten, all das ließ sich nicht mehr feststellen – auch hier finden sich nur noch Spuren, die kein Gesamtbild mehr ergeben: Eine Elsa Hirsch, geborene Striem, geboren am 3. Dezember 1857, ist in Auschwitz verschollen.[5] Und eine Käthe Hirsch, geboren am 26. Januar 1892 in Berlin, wurde am 2. September 1938 ausgebürgert, ein wichtiger Hinweis darauf, daß ihr die Flucht ins Ausland gelungen war.[6]

Walter Heilbrunn, Adlershof, Feldherrnstraße 22a

Wie Käte Hirsch gehörte auch der Lehrer Walter Heilbrunn im Jahre 1926 für etwa ein Jahr zur Bundesleitung des Jungjüdischen Wanderbundes. (Damals wohnte er noch in Berlin-Wilmersdorf, Babelsberger Straße 51a, Gartenhaus.)

Zwei Jahre später war er Mitglied des Landesvorstandes der ZIONISTISCHEN VEREINIGUNG FÜR DEUTSCHLAND (Z.V.f.D.), dem 1897 gegründeten »Dachverband« zionistischer Organisationen. Dem Jüdischen Jahrbuch für Groß-Berlin 1928 kann man entnehmen, daß Walter Heilbronn »Mitglied des Lehrkörpers der Hebräischen Lehranstalt der Jüdischen Gemeinde zu Berlin«, N 24, Große Hamburger Straße 27, und der privaten jüdischen Volksschule Charlottenburg, Fasanenstraße 79/80, der späteren Theodor-Herzl-Schule[7], war. Die Hebräische Lehranstalt war aus der vom Jüdischen Schulverein nach dem Ersten Weltkrieg gegründeten Hebräischen Sprachschule hervorgegangen und beschäftigte im Jahre 1926 sieben Lehrer, die annähernd 300 Schüler in siebzehn Kursen unterrichteten.[8]

Mit großer Wahrscheinlichkeit konnte sich Walter Heilbrunn nach der Errichtung der Nazi-Diktatur in Deutschland ins Ausland retten: Seine Akte bei der Oberfinanzdirektion Berlin verzeichnet als letzte inländische Wohnanschrift die Westfälische Straße 49 in Berlin-Halensee und als Wohnanschrift im Ausland England, allerdings mit einem Fragezeichen versehen. Im übrigen enthält die Akte, mit einem Datumsstempel vom 1. Juni 1942, die »Anmeldung verfallener Vermögenswerte« entsprechend der »11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 25.11.1941, § 3«, ein Beispiel mehr für die bürokratisch perfekt organisierte hemmungslose Ausplünderung der Juden.

Anmerkungen

1 vgl. Jüdisches Jahrbuch für Groß-Berlin 1926, Scherbel & Co. Verlag Berlin-Grunewald 1926, S. 261
2 ebenda, S. 169
3 vgl. Richard Merkel, Brith Haolim. Der Weg des Jung-Jüdischen Wanderbundes (J.J.W.B.), in: Bullentin des Leo Baeck Institutes, 9. Jahrgang, Nr. 34, Tel Aviv 1966
4 Jüdisches Jahrbuch für Groß-Berlin 1928, Scherbel & Co. Verlag Berlin-Grunewald 1928, S. 261
5 vgl. Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945, Koblenz 1986
6 Ausbürgerungsliste Nr. 63 im »Deutschen Reichsanzeiger und Preußischen Staatsanzeiger«, laufende Nummer 38, in: Die Ausbürgerung deutscher Staatsangehöriger 1933–45 nach den im Reichsanzeiger veröffentlichten Listen. 3 Bände. München, New York, London, Paris: K. G. Saur, 1985
7 vgl. dazu: Willi Holzer, Jüdische Schulen in Berlin, Edition Hentrich, Berlin 1992
8 Jüdisches Jahrbuch für Groß-Berlin 1926, Scherbel & Co. Verlag Berlin-Grunewald 1926, S. 148

Eine Treptower Familie

Heinrich und Henriette Samter, Treptow, Plesserstraße 10

Von ANJA SCHINDLER

Die Plesserstraße gehört nicht zu den ältesten Straßen der ehemaligen Gemeinde Treptow. Sie entsteht 1911 nach dem Bau der Wiener Brücke und dem damit neugeschaffenen Zugang zu Berlin. Sie ist bis heute in ihrem ursprünglichen Stil erhalten geblieben. Auch der Zweite Weltkrieg hat ihr keine größeren Schäden zugefügt. Wenn es eine Besonderheit in der Plesserstraße geben sollte, dann ist es sicherlich die in die Häuserreihe integrierte und daher nicht sofort wahrzunehmende »Bekenntniskirche«, erbaut im Jahre 1930. Einer, der den Bau dieser Kirche von Beginn an beobachtete, ist Professor Dr. Heinrich Samter. Er wohnt um diese Zeit mit seiner Familie schräg gegenüber, im Haus Nummer 10, im ersten Stock.

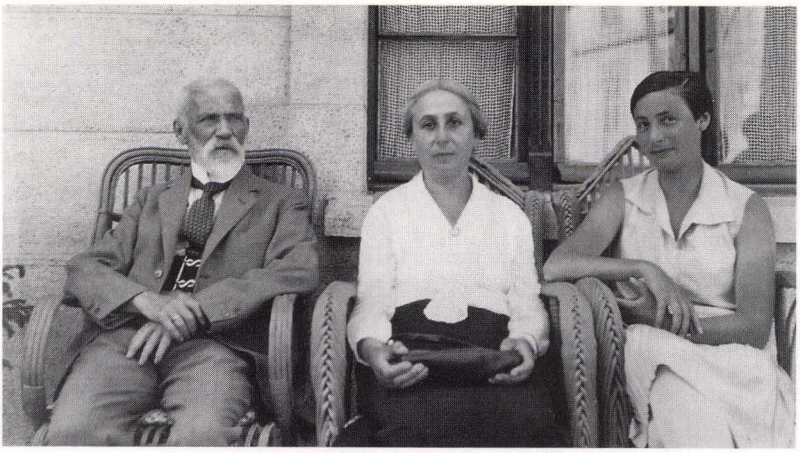
Ursprünglich stammt die Familie Samter aus dem Städtchen Pesern an der Warthe. Heinrich Samters Vater ist ein promovierter Philosoph und Rabbiner. Heinrich Samter wird im Jahre 1862 in Grünberg/Niederschlesien geboren.

Er studiert Mathematik, Physik, Chemie und Biologie. Zu Beginn seiner Laufbahn unterrichtet er an der Jüdischen Knabenschule in der Großen Hamburger Straße. Dann arbeitet er an der Friedrichwerderschen Oberrealschule in der Niederwallstraße und später in einer Schule in der Weinmeisterstraße. Im Verlaufe seines Lebens entfernt er sich immer mehr von jüdischer Tradition und Lebensart. Seine



Verlobung 1896, v. l.: Frau Rabbiner Samter, Henriette Dessau, Dr. Heinrich Samter, Clara Dessau, Rabbiner Dr. L. Samter

Alternative ist die Assimilation. Dem liberalen Judentum bzw. dem Reformjudentum steht er skeptisch gegenüber. »Das mag ja eine sehr schöne Religion sein: Judentum ist es nicht«, so zitiert ihn sein Neffe Martin Glass.[1]
Als Wissenschaftler hält er sich von der Politik fern. Diese ist verpönt in den Kreisen, in denen er verkehrt. Das sind in der Mehrzahl Vertreter der jüdischen Intelligenz.
Seine Frau Henriette Dessau, 1876 in Hamburg geboren, kommt aus einer jüdisch-orthodoxen Familie. Die Eltern sterben sehr früh, und so kommen Henriette Dessau und ihre zwei Schwestern, Clara und Bertha, zur Familie der verstorbenen Mutter nach Berlin. Der Onkel, der jetzt für die drei Waisen sorgt, ist ein angesehener Bankier und Mitglied des Vorstands der Jüdischen Gemeinde von Berlin. Hier in Berlin lernen sich Heinrich Samter und Jettchen, wie Henriette Dessau genannt wird, kennen und heiraten schließlich. Mit der Mitgift Jettchens kauft Heinrich eine große Villa in einem Vorort von Berlin. Dieser Kauf verursacht für viele Jahre hohe Kosten. Und der Verkauf während des Ersten Weltkriegs erweist sich dann angesichts der Inflation als ein weiterer Fehler. Man kann wohl davon ausgehen, daß Heinrich Samter kein großes kaufmännisches Geschick besitzt. Seine Sache ist die Wissenschaft, sind seine Bücher, seine Bibliothek, die teilweise sehr wertvolle Ausgaben in mehreren Sprachen enthält.
Das Ehepaar Samter mietet also eine Wohnung. Man zieht nach Treptow, auch noch ein Vorort von Berlin, in die recht luxuriöse Straße Am Treptower Park, in das Haus Nummer 21. Das ist im Jahre 1916 oder 1917. In dieser Wohnung gegenüber dem wunderschönen Park leben Jettchen und Heinrich Samter mit ihren zwei Söhnen und der Tochter: Bernhard, geboren 1898, Arthur, geboren 1900, und Elsbeth, 1905 geboren. Mit dem Zuzug nach Treptow, das dann 1920 Bestandteil der Hauptstadt Berlin wird, pflegen die drei Schwestern Jettchen, Clara und Bertha einen noch engeren Kontakt. Schwester Bertha, verheiratet mit Sanitätsrat Hermann Strauß, wohnt in Kreuzberg.[2] Ihr Neffe Martin Glass erinnert sich an ihren Spitznamen: »Die Königin von Skalitz«. Zwischen ihr und Jettchen Samter gibt es eine besonders enge Beziehung. Heinrich Samter, der in jeder Hinsicht ein recht exzentrischer Mann ist, weigert sich etliche Jahre, ein Telefon anzuschaffen, weil er durch die wahrscheinlich endlosen Gespräche von Bertha Strauss mit seiner Frau um seine Ruhe fürchtet. Die zweite Schwester, Clara, verheiratete Glass, wohnt ebenfalls in Berlin, im Bezirk Prenzlauer Berg. Auch ihre Familie pflegt enge Beziehungen zu den Familien Strauss und Samter.
Bernhard Samter legt mit 17 Jahren ein sogenanntes Notabitur ab und zieht dann in den Ersten Weltkrieg. Während dieses Krieges bekommt er zum ersten Mal Kontakt mit osteuropäischen Juden. Diese Begegnungen beeindrucken ihn, prägen seine Sicht auf jüdische Probleme, und er beschäftigt sich näher mit dem Zionismus. Zurückgekehrt aus dem Krieg, beginnt er ein Medizinstudium. 1922 oder 1923 beendete er es erfolgreich. Er spezialisierte sich auf das Gebiet der Frauenheilkunde. Er ist ein liebenswerter, aber auch kauziger Mensch. Alle, die mit ihm zu tun haben, erleben die tollsten Geschichten. Noch Jahrzehnte später, wenn Familienmitglieder Erinnerungen austauschen, sind es immer wieder Ereignisse mit und von Bernhard Samter, die für allgemeine Heiterkeit sorgen. Da er in sei-



Heinrich Samter mit Frau und Tochter

nem Wesen sehr viel Ähnlichkeit mit seinem Vaters hat, gestalten sich die Beziehungen von Vater und Sohn in manchen Lebensphasen recht schwierig. Da ist es immer wieder die Mutter, Jettchen Samter, die sich mit viel Güte bemüht, den Hausfrieden herzustellen.

Albert Samter, der zweite Sohn, stirbt bereits 1918 an einer Lungenentzündung. Im letzten Jahr des Ersten Weltkrieges wird er zum Wehrdienst einberufen. Noch vor der militärischen Ausbildung, während eines Appells auf dem Kasernenhof, erkältete er sich so stark, daß er innerhalb weniger Tage stirbt.

Elsbeth Samter, die Tochter, ist eine mit vielen Talenten und einem natürlichen Charme ausgestattete moderne Frau, die eine Ausbildung als Modegestalterin absolviert. Durch ihre berufliche Tätigkeit bekommt sie Kontakt zur Berliner Boheme. Das sind u. a. auch viele Künstler aus Osteuropa, die seit der russischen Revolution im Jahre 1917 in Berlin leben. So erfährt Elsbeth Samter einiges über den Kommunismus, und ohne selbst jemals Kommunistin zu werden, sympathisiert sie zumindest mit entsprechenden Ideen. Sie lernt einen russischen Emigranten kennen, dem sie, zum großen Kummer der Eltern, nach Paris folgt. Als sie in Frankreich keine Arbeitserlaubnis erhält und aus dem Land ausgewiesen wird, kehrt sie nach Berlin zurück. In Schlußfolgerung dieser unglückseligen Affäre sind Jettchen und Heinrich Samter davon überzeugt, daß Elsbeth »unter die Haube« muß. So arrangieren sie die Ehe mit Max Herzog, einem jüdischen Augenarzt. 1927 oder 1928 gibt Heinrich Samter seine vielfältigen Lehrverpflichtungen auf und geht in den wohlverdienten Ruhestand. Dieser bedeutet für Heinrich Samter: mehr Zeit für seine Bücher, mehr Zeit für seine privaten Forschungen, insbesondere auf dem Gebiet der Astronomie. Die große Wohnung am Treptower Park wird aufgegeben. Jettchen und Heinrich Samter ziehen in die Plesserstraße 10. Diese Wohnung ist bedeutend bescheidener, aber für das Wichtigste bietet auch sie noch genügend Platz: die Hausbibliothek. Währenddessen intensiviert Jettchen Samter ihr Studium der englischen Sprache, das sie bereits als junges Mädchen begonnen hat, und interessiert sich für die Frauenrechtsbewegung, ohne selbst aktiv in ihr tätig zu sein. Im Jahre 1932 heiratet Bernhard, der Sohn von Heinrich und Jettchen Samter, die Tochter eines jüdischen Arztes, Trude Pelte-

sohn. Sie ist das, was man einen Glücksfall nennt: wie geschaffen für Bernhard, den liebenswerten, aber exzentrischen Mann.
Mit dem Januar 1933 ändert sich auch für die Eheleute Samter, deren Kinder und Ehepartner, wie für alle deutschen Juden, das bisherige Leben. Schon im Jahre 1934 verlassen die Tochter Elsbeth und der Schwiegersohn Max Herzog Berlin und emigrieren nach Amerika. Dort läßt sich Max als Augenarzt nieder. Elsbeth arbeitet als Optikerin.
Bernhard Samter ist noch in Berlin und arbeitet, als anerkannter Teilnehmer am Ersten Weltkrieg, vorerst noch in seiner Arztpraxis. Im Jahre 1937 findet seine Ehe mit Trude ein vorzeitiges und tragisches Ende: sie steckt sich wahrscheinlich bei einem Patienten an und stirbt an Scharlach. Im selben Jahr beabsichtigt die Gestapo, Bernhard Samter aufgrund einer Denunziation zu verhaften. Ehemalige Patienten warnen ihn, und es gelingt ihm, illegal und ohne Paß die Grenze zur Tschechoslowakei zu überschreiten. Einige Monate hält er sich in Prag auf. Sein Schwager Max Herzog organisiert von Amerika aus seine Emigration in die USA. Am Ende des Jahres 1939 stirbt Heinrich Samter in Berlin. So bleiben ihm Deportationen und Ermordung erspart.
Jetzt aber ist Jettchen Samter allein im faschistischen Deutschland. Ihre Kinder in Amerika kämpfen um ihre Ausreise. Die USA sind noch neutral, und es ist beabsichtigt, daß Jettchen Samter Europa über die Niederlande oder Italien verlassen soll, die ebenfalls noch neutral sind. Das Ausreiseverfahren gestaltet sich sehr kompliziert und langwierig. Als endlich alles beisammen ist, hat die deutsche Wehrmacht fast ganz Europa besetzt. Italien ist Verbündeter von Nazi-Deutschland. So gibt es nur noch einen Weg: durch die Sowjetunion und Japan. Im Sommer 1940 ist Jettchen Samter auf dem Weg zu ihren Kindern: Sie durchquert den asiatischen Kontinent mit der Transsibirischen Eisenbahn, fährt durch die Mandschurei und erreicht unversehrt Chicago, wo ihre Tochter sie mit ihrer Familie erwartet. Jettchen Samter ist 64 Jahre alt. Sie hat die längste Reise ihres Lebens hinter sich, und vor sich hat sie noch viele, viele Jahre, in denen ihr u. a. auch ihre sehr guten Englisch-Kenntnisse dazu verhelfen, im neuen Land heimisch zu werden.
Der Schwiegersohn Dr. Max Herzog wird ab 1941 als Augenchirurg in die amerikanische Armee verpflichtet. Seine Familie, einschließlich Jettchen Samter, folgen ihm zu seinen verschiedenen Einsatzorten in den USA. So lernt Jettchen Samter das große Nordamerika kennen.
Ihr Sohn, Dr. Bernhard Samter, arbeitet in seinem Beruf als Arzt. Sein Leben endet so, wie er es gelebt hat, nämlich nicht alltäglich: Während einer Kreuzfahrt zu den Bahamas im Jahre 1970 ereilt ihn eine Herzattacke, er stirbt auf hoher See. Seine Schwester Elsbeth Herzog, geborene Samter, stirbt 1963.
Henriette Samter, genannt Jettchen, lebt bis zu ihrem Ende in Illinois/USA. Fast hundertjährig stirbt sie im Jahre 1975.

Anmerkungen

1 nach: The story of the Glass family from Martin Glass, Jerusalem 1990, unveröffentlichtes Manuskript, Kopie in Besitz d.V.
2 Bertha und Hermann Strauss adoptieren ihre Nichte Martha, die später den Lehrer Dr. Lewin heiratet. Siehe »Ein Patriot« in diesem Buch

Ein Patriot

Kurt Lewin, Baumschulenweg, Neue Krugallee 72

Von ANJA SCHINDLER

Dieser Bericht ist gewidmet dem Andenken an Kurt Lewin, der trotz Warnungen und verlockender Angebote aus dem Ausland Nazi-Deutschland nicht verläßt. Er glaubt, daß seine tiefe und uneingeschränkte Liebe zu seinem deutschen Vaterland ihn vor jeder Gefahr schützen wird.

Prof. Dr. Kurt Lewin, geboren am 5. August 1892 in Berlin, studiert in Heidelberg Mathematik, Physik und Biologie. Nach seinem Studium nach Berlin zurückgekehrt, arbeitet er als Lehrer, später Studienrat, an »höheren« Lehranstalten. Neben seinen beruflichen Verpflichtungen beschäftigt er sich leidenschaftlich mit wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiet der Botanik. Darüber veröffentlicht er mehrere Sachbücher und populärwissenschaftliche Schriften.

Seine Frau Martha, geboren am 4. Oktober 1895 in Rogasen, verliert schon sehr früh ihre Eltern und wird von einem Bruder ihrer Mutter, Sanitätsrat Dr. Hermann Strauss aus Berlin und dessen Ehefrau Bertha, geborene Dessau, adoptiert. Bertha Strauss ist eine Schwester von Henriette Samter und die Schwägerin von Prof. Dr. Samter, die ebenfalls in Treptow, in der Plesserstraße 10, wohnen.[1] Martha und Kurt Lewin haben zwei Kinder. Der Sohn Heinz Walter wird am 23. November 1920 geboren. Zu dieser Zeit lebt das Ehepaar Lewin noch in der



Prof. Dr. Kurt Lewin



Martha Lewin, geb. Strauss

Treptower Chaussee 4a. Die Tochter Ruth wird im Jahre 1925 geboren. Die Wohnung ist nun zu klein für die vierköpfige Familie und man bezieht eine größere in der Moosdorfstraße 12. Diese Straße befindet sich in einer sehr schönen Wohngegend. Moderne und komfortable Wohnungen stehen hier, und das alles in unmittelbarer Nähe des herrlichen Treptower Parks. Kurt Lewin ist ein typischer Vertreter des deutschen jüdischen Bildungsbürgertums: assimiliert, ohne seine jüdische Herkunft zu leugnen, sehr gebildet, kultiviert und vielseitig interessiert. Patriotismus, Disziplin, Fleiß, Treue und Zuverlässigkeit sind die Tugenden, auf die er baut. Und diese Tugenden, und nicht Religiosität, lassen ihn an seinen jüdischen Wurzeln festhalten. Er ist Mitglied des Lehrkörpers der Vorbereitungsanstalt für jüdische Lehrer und Lehrerinnen des preußischen Landesverbandes jüdischer Gemeinden[2] und später Mitglied der Repräsentantenversammlung der Jüdischen Gemeinde Berlin[3]. Das Ehepaar Lewin ist Mitglied der Reformgemeinde in der Johannisstraße, und zu den Hohen Feiertagen geht die Familie in den »Tempel«. Man tut das aus Tradition. Im Alltag der Familie spielen jüdische Gesetze und jüdischer Glaube keine Rolle. Sohn Heinz Walter glaubt sich erinnern zu können, daß sein Vater Mitglied der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands war.

Heinz Walter Lewin besucht das Real-Gymnasium in Treptow, das in der Nähe des Treptower Rathauses seinen Standort hat. Mit 13 Jahren wird er in der Reformgemeinde konfirmiert (Bar Mizwa). In dieser Zeit wohnt die Familie bereits in Baumschulenweg, in der Neuen Krugallee 72. Darüber schreibt die Tochter Ruth Lewin: »Ich erinnere mich undeutlich an das weiße Wohnhaus, in dem wir wohnten. Es hatte einen Vorgarten. Und ich erinnere mich daran, daß ich schwimmen ging ins Kaiserbad in Treptow...«[4]

Mit der Machtübergabe an die Nationalsozialisten im Januar 1933 ändert Kurt Lewin seine Meinung über Deutschland und die Deutschen keineswegs. Er sieht keine Notwendigkeit, als deutscher Staatsbürger das Vaterland wegen eines »ungebildeten Irren« zu verlassen. Schließlich ist er Kriegsteilnehmer, hat unter persönlichen Gefahren das Vaterland verteidigt, und das Vaterland hat es ihm mit dem »Eisernen Kreuz« gedankt. Hinzu kommt: Er ist Staatsbeamter und als solcher hat man »seine Pflicht« zu tun, wenn das Vaterland in Gefahr ist. Und daß dieser Hitler eine Gefahr für die Demokratie ist, erkennt er schon. Aber daß die Weimarer Republik für immer dahin ist, will er nicht glauben.

Er verfügt über einige Kontakte zu Freunden und Kollegen im Ausland, und er ist als wissenschaftliche Kapazität geschätzt. So kommen sehr schnell Lehrangebote, die der Familie nicht nur materielles Auskommen sichern, sondern auch Schutz vor dem zunehmenden Antisemitismus bedeuten. Kurt Lewin lehnt ab. Aber dann muß auch er erkennen, daß es sich um keinen vorübergehenden Spuk handelt. Man muß sich auf etwas »Längeres« einrichten. Er verliert seine Arbeit als Beamter. Es beginnen die Ausgrenzung und die Diskriminierungen. Seiner wissenschaftlichen Arbeit kann er nur noch begrenzt nachgehen, vieles ist für ihn als Jude in Deutschland nicht mehr zugängig, und niemand ist mehr interessiert an seinen Forschungsergebnissen. Seine ihm eigene Pflichteinstellung läßt ihn nicht tatenlos sein: Er engagiert sich im Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens.[5] Eines Tages im Jahre 1937 kommt es vor der Wohnung der Familie

Lewin zu massiven antisemitischen Zwischenfällen. Die Familie entschließt sich zu einem Wohnungsumzug. Man zieht in den Westteil der Stadt, dorthin, wo viele Juden wohnen. Kurt Lewins Parole heißt jetzt: Man muß *es* durchstehen! Im Bezirk Schöneberg, in der Wartburgstraße 26 am Bayerischen Platz, findet Familie Lewin eine 4-Zimmer-Wohnung. Von nun an geht Kurt Lewin in Begleitung seiner Tochter Ruth in die Synagoge in der Prinzregentenstraße. Ruth Lewin besucht inzwischen die »Jüdische Privatschule Dr. Leonore Goldschmidt«.[6]
Der Novemberpogrom macht auch den noch verbliebenen Juden in Deutschland klar, daß für sie in diesem Land kein Bleiben mehr ist. Nun möchte auch Kurt Lewin, daß seine Kinder Ruth und Heinz Walter das Land verlassen. Er kümmert sich intensiv um entsprechende Möglichkeiten.
Das englische Flüchtlingskomitee bietet Heinz Walter eine Ausreise, die er im März 1939 antritt. Sie führt ihn nach Glasgow. Nach einem einjährigen Aufenthalt dort, er ist inzwischen 20 Jahre alt, verläßt er Schottland und reist für immer nach Illinois/USA.
Ruth Lewin fährt im Juli 1939 mit einem Kindertransport nach England. Zuerst lebt sie in einem Internat in Ipswich. Während des Krieges werden die Kinder nach Leicester evakuiert. Dort lebt Ruth Lewin sechs Jahre, dann folgt sie ihrem Bruder in die USA.

Wie ergeht es Martha und Kurt Lewin nach der Ausreise ihrer Kinder? Ihre Wohnung in der Wartburgstraße wird nach dem Gesetz »über Mietverhältnisse mit Juden« von 1939 und der Verordnung über die Kennzeichnung von sogenannten »Judenwohnungen« im Jahre 1942 mit acht weiteren jüdischen Menschen belegt. Vorübergehend sind es auch mehr. Der Alltag der Juden wird bestimmt von Gesetzen und Verordnungen, die ihnen ein normales Leben nicht mehr gestatten. Was denkt Kurt Lewin angesichts dieser Zustände in seinem Vaterland? Bereut er, daß er nicht ausgereist ist? Sein Pflichtbewußtsein zwingt ihn, für seine Leidensgenossen tätig zu sein, ihnen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Aber am Ende des Jahres 1941 oder Anfang 1942 versagt sein Herz: noch keine fünfzig Jahre alt, stirbt er infolge eines Herzanfalls.
Martha Lewin ist nun allein. Bei einer Frau von Losch arbeitet sie in deren Wohnung in der Friedrich-Kaiser-Allee 135 als »Haushaltshilfe«. Währenddessen erreichen die Deportationen der Berliner Juden ihren Höhepunkt. Nach der sogenannten »Fabrik-Aktion« im Februar 1943[7] rollen die Todeszüge in Richtung Osten durch Berlin. Aus der Wohnung Lewin werden innerhalb weniger Tage zwei Ehepaare zum Abtransport befohlen, zwei weitere Mieter trifft der Befehl wenige Tage später.
Mit dem Zug am 12. März 1943, dem 36. »Osttransport«, wird Martha Lewin nach Auschwitz deportiert.[8]

»Ich bezweifle, daß meine Eltern die Gefahr, in Deutschland zu bleiben, real einschätzten. Mein Vater konnte einfach nicht glauben, daß Deutschland, das er so liebte, ihn töten könnte«, schreibt der Sohn Heinz Walter 1991 in einem seiner Briefe aus Amerika.[9]

Die Wohnung Lewin in der Wartburgstraße 26, eine Treppe rechts, wird im Frühjahr 1943 endgültig »leergezogen« und versiegelt. Der Staat, vertreten durch die Oberfinanzdirektion, muß noch zu seinem Recht kommen: Möglicherweise befindet sich noch etwas Verwertbares in der Wohnung. Aber es gibt so viele versiegelte Wohnungen in diesem Frühjahr 1943 in Berlin. So kommt der Gerichtsvollzieher erst am 12. August. Zu diesem Zeitpunkt sind wahrscheinlich die ehemaligen Bewohner der Wohnung längst ermordet. Wie in den meisten Fällen muß er auch diesmal feststellen, daß nichts zu holen ist. Zu gründlich ist die Enteignungspolitik der Jahre zuvor gegenüber den Juden. So bleibt ihm nur noch aufzulisten, was noch an wertlosen Möbelstücken geblieben ist. Diese wird man vielleicht unter den Hausbewohnern für ein paar Pfennige zugunsten des Reiches los. Es gibt immer Interessenten. Sie stoßen sich nicht an der Tatsache, daß es sich um Gegenstände von einstigen Nachbarn handelt, die sich nicht freiwillig davon trennen. Zum Schluß stellt der Gerichtsvollzieher eine Rechnung an die Oberfinanzdirektion für seine »Mühe« aus, und er geht zur nächsten versiegelten Wohnung.
Die Hausverwalterin, eine Frau G. M., hat noch eine Menge Ärger mit dieser »Judenwohnung« in der Wartburgstraße 26. Denn »durch die Abschiebung der Juden«, wie sie an die Oberfinanzdirektion schreibt, hat sie einen Verlust von 125 Mark und 44 Pfennig. Für diese Summe muß nun das Reich geradestehen. Monatelang kämpft Frau M. um das Geld. Auch nach den Bombenangriffen, bei dem am 22. November 1943 der Bayerische Platz stark getroffen und das Haus Nummer 26 fast restlos zerstört wird, gibt Frau M. nicht auf. Da die Oberfinanzdirektion eine korrekt arbeitende Behörde ist, kann davon ausgegangen werden, daß Frau M. das ihr zustehende Geld erhalten hat.[10] Die Akten der Oberfinanzdirektion geben u. a. Auskunft darüber, wie in unterschiedlicher Weise auch Hauseigentümer und Hausverwalter, Rechtsanwälte, Notare und Gerichtsvollzieher, ehemalige Bekannte und Nachbarn, von der »Judenpolitik« der Nazis profitieren.

Heinz Walter Lewis, wie er sich in Amerika nennt, und Ruth Brunell, geborene Lewin, sind schon seit langer Zeit amerikanische Staatsbürger. Auf eine entsprechende Frage schreibt H.W. Lewis 1992: »Nein, ich habe nie daran gedacht, nach Deutschland für immer zurückzukehren ... Meine Haltung zu Deutschland hat sich im Laufe der Jahre geändert. Für die ersten zwanzig Jahre, nachdem ich Deutschland verlassen hatte, tilgte ich alles Deutsche aus meinen Erinnerungen. Ich vergaß auch die Sprache. Dann aber kam ich zu der Auffassung, daß ein solches Verhältnis für mich nicht gut ist. Ich kam vielmehr zur Auffassung, daß es dort gute Menschen gibt, und nur einzelne schlechte.«[11] Ruth Brunell wird die Erinnerung, ausgesperrt, diskriminiert und verachtet zu sein, niemals mehr los. Noch schmerzlicher ist der Verlust der geliebten Eltern. 1991 schreibt sie: »Ich bin des öfteren wieder in Deutschland gewesen. Ich kann noch immer nicht mit Leuten über mich sprechen, die so alt oder älter sind als ich. Ich halte mich solange von ihnen fern, bis ich mir sicher bin, daß sie keine Nazis waren und etwas mit dem Geschehenen zu tun hatten. Meine Eltern stehen dahinter.«[12]

Im November 1991 kann man in einer Berliner Tageszeitung lesen, daß im Bezirk Schöneberg ein Künstlerwettbewerb eröffnet worden ist. Unter dem Motto »Mah-

nen und Gedenken im Bayerischen Viertel« soll an die mehr als sechstausend aus diesem Bezirk deportierten Juden erinnert werden. Inzwischen wird bereits an der Realisierung der von einer Jury empfohlenen Kunstwerke gearbeitet. »Es geht nicht nur um das Verbrechen und die Opfer, sondern auch um die Frage, was taten die Nachbarn«, wird der Bürgermeister von Schöneberg in diesem Artikel zitiert.[13]

Anmerkungen

1 siehe die Geschichte der Familie Samter, ebenfalls in diesem Buch
2 Jüdisches Jahrbuch 1928, Verlag Jüdisches Jahrbuch, Berlin 1928
3 Jüdisches Jahrbuch 1932, Verlag Jüdisches Jahrbuch, Berlin 1932
4 Original im Besitz d.V.
5 gegründet 1893 in Berlin zum Zweck der Durchsetzung staatsbürgerlicher Rechte und Bekämpfung des Antisemitismus. Nach 1933 gibt der C.V. Rechtsunterstützung und Ratschläge in ökonom. Fragen. 1935 muß er sich in »Central-Verein der Juden in Deutschland« und 1936 in »Jüdischen Centralverein« umbenennen. Am 10. 11. 1938 wird der C.V. verboten und in die Reichsvertretung der deutschen Juden übergeführt. Nach: Neues Lexikon des Judentums, Bertelsmann Lexikon Verlag, 1992
6 hat ihren Sitz in Grunewald, Hohenzollerndamm 110, ist eine »Deutsche« Oberschule und Grundschule mit Internat, mit deutscher und englischer Reifeprüfung
7 Am 27. 2. 1943 werden in Berlin die bis dahin von der Deportation verschont gebliebenen jüdischen Arbeiter in den kriegswichtigen Betrieben aus den Fabriken geholt, in Sammellager gebracht und von dortaus in die Vernichtungslager in den Osten deportiert.
8 Akte der Oberfinanzdirektion, Landesarchiv Berlin
9 Original im Besitz d.V.
10 Akte der Oberfinanzdirektion, Landesarchiv Berlin
11 Original im Besitz d.V.
12 ebenda
13 Der Tagesspiegel, Berlin, 15. November 1991

»Ich suchte meinen Mann und kam mitten in den Pogrom«

Erinnerungen an die »Reichskristallnacht« am 11. November 1938 in Berlin-Adlershof

Aufgeschrieben von MONIKA BECKER

Die Adlershofer Geschäftsstraße war von jeher die heutige Dörpfeldstraße. Eine Handelsstraße, an der sich 1754 die ersten acht Büdner niederließen. Die vermutlich ersten Juden kamen um 1889 nach Adlershof.
Zu der Zeit, von der hier berichtet wird, hieß die Dörpfeldstraße noch Bismarckstraße. Eine geschichtsträchtige Straße.
Zu den Menschen, die viel über die wechselvolle Geschichte dieser Straße, zudem aus eigenem Erleben, berichten können, gehört Hertha Schiller.

Frau Schiller berichtet :

Mein damaliger Mann, Kumerow, war 1938 Ortsgruppenführer der SS in Adlershof. Deren »Elitetruppe« war die Reiterstandarte, die in der »Villa Martha« in Adlershof, Bismarckstraße 1–3, untergebracht war.



Die Bismarckstraße

Diese Reiterstandarte zog an den Feiertagen der Nazis, aber auch, wenn sie getrunken hatte, hoch zu Roß durch den Ort, um ihre Macht zu demonstrieren.
An jenem für die damals nur noch wenigen jüdischen Geschäftsleute, aber auch für alle Deutschen verhängnisvollen Abend, verließ ich mit meinem Sohn die Wohnung, weil ich meinen Mann suchen wollte. Als ich aus der Volkswohlstraße in die Bismarckstraße bog, es war gegen 18.00 Uhr und schon dunkel, waren auch die Leute von der Reiterstandarte dort. Sie waren dabei, Geschäfte zu demolieren. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, aber ich sah, wie sie den kleinen freundlichen und rothaarigen Herrn Ehrlich aus seinem Kaufhaus Bismarck-, Ecke Friedenstraße zerrten. Er wehrte sich mit Händen und Füßen, schimpfte, konnte aber nichts gegen die Übermacht der SA- und SS-Leute und deren Sympathisanten tun. Ein Glück nur, daß die Familie von Herrn Ehrlich ein Jahr zuvor weggezogen war.[1]
Die Polizisten standen dabei und sperrten die Straße ab, damit der Mob freie Hand hatte. Sie riefen nur immer »Weitergehen«. Fensterscheiben splitterten, Waren wurden auf die Straße geworfen, Geschäfte geplündert. Und die Polizei griff nicht ein.
Im Schuhladen von Herrn Spießmann war schon alles vorbei. Der alte Mann war schwer mißhandelt auf die Straße geworfen worden. Keiner hat ihm geholfen. Die Leute waren gerade dabei, durch die zerschlagene Fensterscheibe des kleinen Ladens zu steigen und die dort ausgestellten Schuhe herauszuholen. Dabei hatten die Adlershofer dort immer gern eingekauft. Sogar aus Johannisthal waren sie gekommen, weil seine Schuhe so preiswert waren. Es war gespenstisch. Die Laternen brannten, das Glas der zerbrochenen Scheiben knirschte unter den Füßen der Plünderer. Und die Polizei tat nichts.
Die jüdischen Geschäftsleute hatten hier immer einen guten Namen gehabt. Sie hatten den Ruf, preiswerter zu sein als andere. Und sie betrogen nicht. Das konnten sie sich auch gar nicht leisten, sie waren Juden. Das hat allemal für Mißtrauen gereicht.

Soweit der Bericht von Frau Schiller. Wir wissen, daß von dem Boykott im April 1933 und auch in der Nacht des Pogroms noch mehr Geschäfte betroffen gewesen waren. Allein in der Bismarckstraße hat es vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten sieben jüdische Geschäfte gegeben. Die ersten haben nach dem Boykott im April 1933 ihre Geschäfte aufgegeben. So auch Wilhelm Baerwald, der seit der Jahrhundertwende bis 1934 in der Bismarckstraße 7 ein Geschäft für Kurz- und Weißwaren sowie Herrenartikel betrieb. Er war schon 1899 Mitglied der Cöpenicker Synagogengemeinde[2]. Am 14. September 1942 wurden Wilhelm Baerwald und seine Frau Margarethe nach Theresienstadt deportiert. Sie kehrten nicht zurück.
Im gleichen Jahr wie Wilhelm Baerwald gab auch Berthold Grünfeld sein Geschäft in der Friedenstraße 1 auf. In dieser Straße hatte die SA ihren Sitz.

Nur zwei Jahre, von 1933 bis 1935, betrieb Herr Albert Rhein in dem kleinen Laden in der Bismarckstraße 51 ein Ledergeschäft. Er hat dort Rohleder verarbeitet und vor allem an Geschäftsleute verkauft. Herr Rhein wurde am 6. Oktober 1942 in Theresienstadt ermordet.
Und nur ein Stück weiter, in der Bismarckstraße 60, hatte Rudolf Flatauer ein Geschäft für Wäsche und Bekleidung. Über seinem Geschäft stand »Flatauer aus Berlin«. Er ist »im Osten verschollen«.

Otto Thürmann hatte einen Kolonialwarenladen in der Abtstraße 1. Ein Eckgeschäft. Auch zu ihm kamen die Leute aus anderen Treptower Ortsteilen gern. Seine Werbung waren nicht nur die flotte und freundliche Bedienung, sondern auch Rabattmarken, die man für alles bekam, was man bei ihm kaufte. Für diese Marken konnte man sich dann, so man einige zusammen hatte, etwas aussuchen. Das konnte Seife sein, aber auch Geschirr. Herr Thürmann gab 1936 sein Geschäft in Adlershof auf.
Obwohl die Dörpfeldstraße nach 1945 wieder eine Geschäftsstraße wurde, ist die Erinnerung an ihre jüdischen Geschäftsleute scheinbar verwischt. Keine Tafel erinnert an die jüdischen Menschen, deren Geschäfte den Schrecken der Pogromnacht zum Opfer gefallen sind.

Die jüdischen Geschäftsleute in Adlershof[3] waren:

Alexander Stein	bis 1932	Bismarckstraße 1	»Herrenartikel«
Wilhelm Baerwald	bis 1934	Bismarckstraße 7	»Kurz- und Weißwaren, Herrenartikel«
Spießmann	bis 1938	Bismarckstraße 21	»Schuhwaren«
Adolf Ehrlich	bis 1938	Bismarckstraße 23	»Kaufhaus«
Otto Bernhardt	bis 1934	Bismarckstraße 25	»Chemische Produkte«
Wasservogel GmbH	bis 1933	Bismarckstraße 33	»Seifen«
»Meyer & Co«	bis 1933	Bismarckstraße 60	»Weine«
Hugo Arendt	bis 1936	Hoffmannstraße 9	»Lebensmittel«
Salomea Bromberger	bis 1936	Hackenbergstraße 3	»Konfektion«
Olga Meyer	bis 1933	Hackenbergstraße 7	»Lebensmittel«
Otto Thürmann	bis 1936	Abtstraße 1	»Kolonialwaren«
Bernhard Wolf	bis 1936	Freystadter Weg 66	»Gemischtwaren«

Anmerkungen:

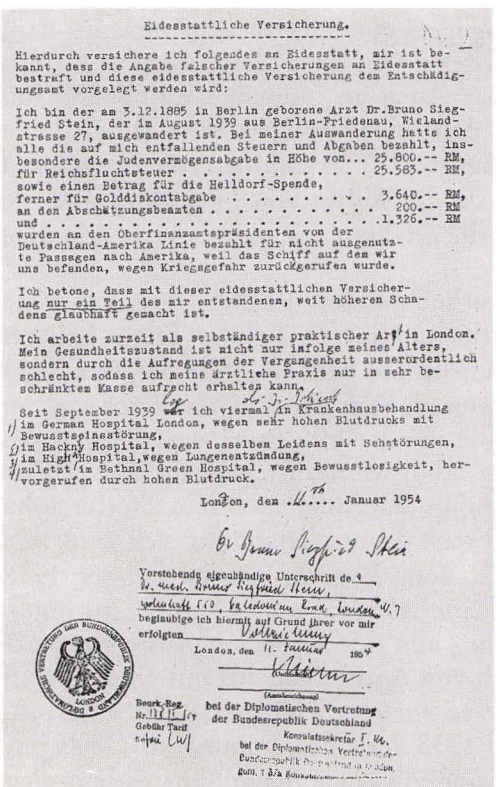
1 Familie Ehrlich war 1937 in die Brandenburger Straße 45 in Berlin-Kreuzberg gezogen. Das Kaufhaus wurde von der Familie weitergeführt.
2 Aus dem »Verzeichnis der wahlfähigen Mitglieder der Synagogengemeinde Cöpenick«.
3 Aus dem »Verzeichnis jüdischer Geschäfte, Ärzte und Rechtsanwälte innerhalb des Kreises X der NSDAP Bezirke Treptow und Neukölln.

Spuren IV

Von ANJA SCHINDLER

Dr. Bruno Stein, Niederschöneweide 31

Bruno Stein ist am 3. Dezember 1885 in Berlin geboren. Er erhält eine gute Schulbildung und beginnt ein Studium der Medizin in Berlin. Von 1914 bis 1919 nimmt er am Ersten Weltkrieg teil. Anfang der zwanziger Jahre eröffnet er eine Allgemeinmedizinische Praxis in Niederschöneweide. Zunächst befindet sie sich in der Brückenstraße 11, später im Haus Nummer 31. Im Jahre 1923 heiratet er Anna Latz, geboren am 12. März 1896 in Posen. Am 21. Dezember 1925 kommt die Tochter Else Ursula zur Welt. Die Arztpraxis hat einen großen Patientenkreis. Die finanzielle Lage der Familie ist sehr gut. Die Familie Stein ist Mitglied der jüdischen Reformgemeinde Berlin. Das hat eher etwas mit Tradition als mit Religiosität zu tun. Jüdische Gesetze spielen im Alltag keine Rolle.
Die Machterübernahme der Nationalsozialisten bereitet diesem normalen Leben ein Ende: Es beginnt mit diskriminierenden Maßnahmen und endet mit einem völligen Berufsverbot am 30. September 1938 für Dr. Bruno Stein. Die Familie



Eidesstattliche Versicherung.

Hierdurch versichere ich folgendes an Eidesstatt, mir ist bekannt, dass die Angabe falscher Versicherungen an Eidesstatt bestraft und diese eidesstattliche Versicherung dem Entschädigungsamt vorgelegt werden wird:

Ich bin der am 3.12.1885 in Berlin geborene Arzt Dr.Bruno Siegfried Stein, der im August 1939 aus Berlin-Friedenau, Wielandstrasse 27, ausgewandert ist. Bei meiner Auswanderung hatte ich alle die auf mich entfallenden Steuern und Abgaben bezahlt, insbesondere die Judenvermögensabgabe in Höhe von... 25.800.-- RM, für Reichsfluchtsteuer . . . . . 25.563.-- RM, sowie einen Betrag für die Helldorf-Spende, ferner für Golddiskontabgabe . . . . . 3.640.-- RM, an den Abschätzungsbeamten . . . . . 200.-- RM und . . . . . 1.326.-- RM wurden an den Oberfinanzamtspräsidenten von der Deutschland-Amerika Linie bezahlt für nicht ausgenutzte Passagen nach Amerika, weil das Schiff auf dem wir uns befanden, wegen Kriegsgefahr zurückgerufen wurde.

Ich betone, dass mit dieser eidesstattlichen Versicherung nur ein Teil des mir entstandenen, weit höheren Schadens glaubhaft gemacht ist.

Ich arbeite zurzeit als selbständiger praktischer Arzt in London. Mein Gesundheitszustand ist nicht nur infolge meines Alters, sondern durch die Aufregungen der Vergangenheit ausserordentlich schlecht, sodass ich meine ärztliche Praxis nur in sehr beschränktem Masse aufrecht erhalten kann.

Seit September 1939 war ich viermal in Krankenhausbehandlung
1) im German Hospital London, wegen sehr hohen Blutdrucks mit Bewusstseinsstörung,
2) im Hackny Hospital, wegen desselben Leidens mit Sehstörungen,
3) im High Hospital, wegen Lungenentzündung,
4) zuletzt im Bethnal Green Hospital, wegen Bewusstlosigkeit, hervorgerufen durch hohen Blutdruck.

London, den 26. Januar 1954

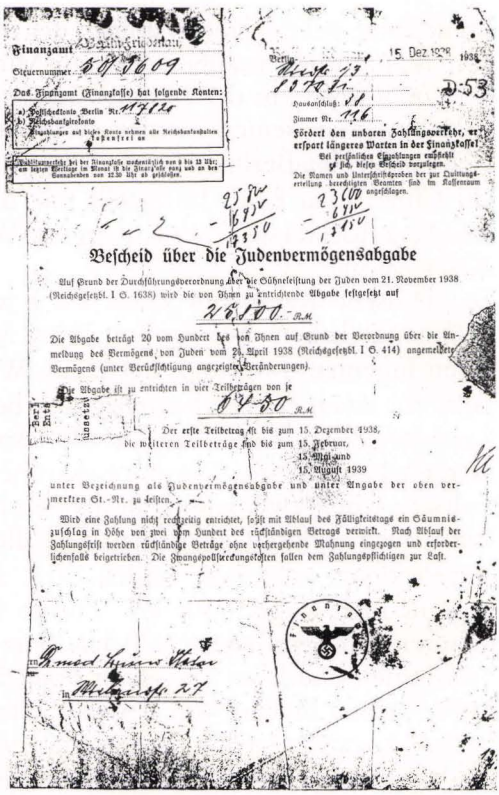
Dr. Bruno Siegfried Stein

Vorstehende eigenhändige Unterschrift des Herrn Dr. Bruno Siegfried Stein, geboren am 3.12.1885 in Berlin, wohnhaft 133, Hackney Road, London E.2 beglaubige ich hiermit auf Grund ihrer vor mir erfolgten Vollziehung.

London, den 11. Januar 1954

Beurk.-Reg. Nr. III/15/54
Gebühr Tarif Nr. [illegible]

bei der Diplomatischen Vertretung der Bundesrepublik Deutschland
Konsulatssekretär I. Kl.



Finanzamt Berlin-Friedenau

Steuernummer 68/3609

Das Finanzamt (Finanzkasse) hat folgende Konten:

a) Postscheckkonto Berlin Nr. 117125
b) Reichsbankgirokonto

Eingehungen auf dieses Konto nehmen alle Reichsbankanstalten [illegible]

Kassenstunden bei der Finanzkasse wochentäglich von 9 bis 13 Uhr; am letzten Werktage im Monat ist die Finanzkasse nur von 9 bis Sonnabends von 12.30 Uhr ab geschlossen.

15. Dez 1938

D-53

Hausanschluß: 18

Zimmer Nr. 116

Fördert den unbaren Zahlungsverkehr, er erspart längeres Warten in der Finanzkasse!

Bei persönlichen Einzahlungen empfiehlt es sich, dieses Merkblatt beizulegen.

Die Namen und Unterschriftsproben der zur Quittungserteilung berechtigten Beamten sind im Kassenraum angeschlagen.

Bescheid über die Judenvermögensabgabe

Auf Grund der Durchführungsverordnung über die Sühneleistung der Juden vom 21. November 1938 (Reichsgesetzbl. I S. 1638) wird die von Ihnen zu entrichtende Abgabe festgesetzt auf

26 800.- RM

Die Abgabe beträgt 20 vom Hundert des von Ihnen auf Grund der Verordnung über die Anmeldung des Vermögens von Juden vom 26. April 1938 (Reichsgesetzbl. I S. 414) angemeldeten Vermögens (unter Berücksichtigung angezeigter Veränderungen).

Die Abgabe ist zu entrichten in vier Teilbeträgen von je

6700 RM

Der erste Teilbetrag ist bis zum 15. Dezember 1938,
die weiteren Teilbeträge sind bis zum 15. Februar,
15. Mai und
15. August 1939

unter Bezeichnung als Judenvermögensabgabe und unter Angabe der oben vermerkten St.-Nr. zu leisten.

Wird eine Zahlung nicht rechtzeitig entrichtet, so ist mit Ablauf des Fälligkeitstags ein Säumniszuschlag in Höhe von zwei vom Hundert des rückständigen Betrags verwirkt. Nach Ablauf der Zahlungsfrist werden rückständige Beträge ohne vorhergehende Mahnung eingezogen und erforderlichenfalls beigetrieben. Die Zwangsvollstreckungskosten sollen dem Zahlungspflichtigen zur Last.

Dr. med. Bruno Stein
in Wielandstr. 27

beschließt, Deutschland zu verlassen. Am 27. August 1939 fahren Anna und Bruno Stein mit Tochter Else mit der »Hansa« von Hamburg aus in Richtung New York. Aber bereits nach einem Tag auf See kehrt das Schiff mit den Passagieren zurück. Bruno Stein schreibt später »wegen Kriegsgefahr«.[1]
So sind die Steins also wieder in Hamburg. Zurück nach Berlin können und wollen sie nicht mehr. Es gelingt ihnen, dank der bereits vorhandenen Ausreisepapiere, mit dem Zug nach Holland zu reisen und von dort aus den Weg nach England zu nehmen. Sie kommen nach London und finden in der Caledonian Road eine kleine Wohnung. Bruno Stein ist nicht nur finanziell ruiniert, er ist vor allen Dingen ein gebrochener und gesundheitlich geschädigter Mann. Da nur er die Familie mit Arbeit ernähren kann, richtet er sich in der Londoner Wohnung ein Behandlungszimmer ein und eröffnet eine kleine Praxis als praktischer Arzt. Immer wieder muß er seine berufliche Tätigkeit unterbrechen, um sich selbst längeren Behandlungen in Krankenhäusern zu unterziehen. Er stirbt am 16. Dezember 1957. Seine Frau Anna stirbt im Jahre 1971.[2] Die Tochter Elsie Tait schreibt 1992 aus London: »Die Flucht meiner Familie war beschwerlich und gefahrvoll, wie auch bei den anderen. Das hatte sehr schwere Auswirkungen auf mein weiteres Leben ... Mein Vater wurde krank, der materielle Verlust war enorm und wir verloren unsere Heimat ...«[3]

Familie Julius Burg, Niederschöneweide, Berliner Straße 119

Julius Burg gehört laut Wahlliste der Synagogengemeinde zu Köpenick aus dem Jahr 1896 zu den wahlberechtigten Mitgliedern. Um diese Zeit wohnt er in Niederschöneweide, in der Berliner Straße 22a.[4] Auch im Jüdischen Adreßbuch von 1931 liest man seinen Namen. Wie auch den seines Sohnes: Fritz Burg. Beide wohnen in der Berliner Straße 119. Im August 1992 bekommen wir einen Brief aus Chile: Frau Edith Burg teilt mit, daß sie die Witwe von Fritz Burg und die Schwiegertochter von Julius Burg ist. Von ihr erfahren wir einiges vom Schicksal dieser Familie.
Der jüdische Kaufmann Julius Burg ist verheiratet mit Regina Burg, geborene Brünn. Sie haben drei Kinder: Fritz, Martin und Teresa. Tochter Teresa heiratet einen Ingenieur für Flugzeugbau aus Wien. Mit ihm geht sie Ende der zwanziger Jahre für einen zeitlich begrenzten Arbeitseinsatz nach Moskau, als dieser von der Sowjetregierung ein entsprechendes Angebot erhält. Fritz Burg, der älteste Sohn, heiratet 1935 die aus Duisburg stammende Edith Munk. Da sind die Nationalsozialisten schon zwei Jahren an der Macht. Julius Burg und auch sein ältester Sohn Fritz Burg gehören zu denjenigen, die vorerst keine Gefahr für sich und ihre Angehörigen erkennen wollen. Erst nach dem Pogrom im November 1938 beginnt Fritz Burg ernsthafte Schritte für eine Ausreise seiner Familie zu unternehmen. Im September 1939 hat Fritz Burg alle erforderlichen Ausreisepapiere beisammen und kann mit seiner Frau Edith von Amsterdam aus mit einem Schiff nach Panama fliehen. Von dort aus führt eine weitere Schiffspassage das Ehepaar nach Valparaiso in Chile. Julius Burg wird 1938 verhaftet, kommt ins Gefängnis, von dort aus in das Konzentrationslager Sachsenhausen. Seine Spur verliert sich.

Ende 1939 oder Anfang 1940 bekommen Edith und Fritz Burg, bereits in Chile lebend, eine letzte postalische Nachricht von Regina Burg aus Berlin. Dann bricht jeglicher Kontakt ab. Regina Burg wird am 14. November 1941 nach Minsk deportiert und gilt als verschollen. Ihr Sohn Martin Burg, geboren am 9. Mai 1895, wird im Oktober oder November 1941 in das Ghetto Litzmannstadt (Lodz) deportiert und gilt ebenfalls als verschollen.[5]
Die Tochter Theresa emigriert mit ihrer Familie nach Australien.
Fritz Burg stirbt im Jahre 1981 in Chile.

Lina und Max Zenz, Altglienicke, Schirnerstraße 28

Im Verzeichnis der jüdischen Geschäfte, Ärzte und Rechtsanwälte, das die NSDAP für den Bezirk Treptow aufstellt[6], erscheint Max Zenz als Inhaber einer Gastwirtschaft in der Schirnerstraße 34. Zu seinem Namen gibt es eine Bemerkung: »Jüdin als Frau«. Nach den sogenannten »Rassengesetzen« der Nationalsozialisten, lebt Max Zenz mit seiner Frau in einer sogenannten Mischehe. Bei der Durchsicht der Deportationslisten[7] stößt man wider Erwarten auf den Namen dieses Gastwirts aus Altglienicke. Demnach wird er, obwohl er kein Jude ist, in ein Vernichtungslager im Osten deportiert. Bei der Rekonstruktion dieses Schicksals stehen keine Zeitzeugen zur Verfügung, so daß letztlich nur auf vorhandene Akten[8] zurückgegriffen werden kann.
Max Zenz ist am 19. März 1883 in Berlin geboren. Er ist evangelisch. In Altglienicke, in der Schirnerstraße 34, hat er eine Gastwirtschaft, die er mit seiner Frau betreibt. Lina Zenz, geborene Goetzer, stammt aus Schwedt an der Oder. Dort wird sie am 15. Juni 1876 in einer jüdischen Familie geboren. Seit 1929 haben Lina und Max Zenz diese Gastwirtschaft. 1938 dürfen sie die Gastwirtschaft nicht mehr betreiben. Sie werden gezwungen, diese zu verkaufen. Max Zenz gilt als »Geltungsjude«. Beide erhalten im Juni 1943 die Aufforderung, sich in der Großen Hamburger Straße »zwecks Evakuierung« einzufinden. Wenige Tage später, am 28. Juni 1943, fahren Lina und Max Zenz mit einem Güterzug in Richtung Osten. Im Gedenkbuch findet man den Namen von Max Zenz und seiner jüdischen Frau Lina: »verschollen in Auschwitz«.[9]

Anmerkungen

1 Entschädigungsakte Dr. Stein, Entschädigungsbehörde Berlin
2 ebenda
3 Originalschreiben im Besitz d.V.
4 Die Geschichte der Synagogengemeinde zu Coepenick, in diesem Buch
5 Gedenkbuch für Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945, a. a. O.
6 NSDAP, Gau Groß-Berlin, Kreis X, Amt für Kommunalpolitik, Berlin-Neukölln, Rathaus
7 Landesarchiv Berlin
8 Akte der Oberfinanzdirektion 57/35678, Landesarchiv Berlin
9 Gedenkbuch für die Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945, a. a. O.

»Die Menschen sind so, wie die Umstände sind«

Familie A.[1], Adlershof

Von MONIKA BECKER

Es gab in Treptow noch andere jüdische Familien, die die Nazizeit in diesem Bezirk überlebten, aber nur ein Überlebender hat sich bei uns gemeldet. Bei seiner Familie war es die »arische« Frau Charlotte, die ihrem Mann Kurt und den Söhnen Günter und Gerhard ein Überleben ermöglichte. Auch die Tatsache, daß sich die drei männlichen Mitglieder der Familie vom jüdischen Glauben losgesagt hatten und die Söhne noch 1940 die Taufe erhielten, mag dazu beigetragen haben.

Kurt A. stammte aus einer großen Berliner Familie. Er war eines von fünf Kindern deutsch-jüdischer Eltern, die zwar Mitglieder der jüdischen Gemeinde, aber völlig ungläubig waren: Gott kümmert sich herzlich wenig um die Welt, weshalb soll man sich also um ihn kümmern, war ihre Auffassung.
Als Kurt A. 1920 Charlotte heiratete, war für beide Familien unbedeutend, daß er ein Jude, sie eine Christin war. Es ist so normal zugegangen, wie bei anderen Leuten eben auch. Man hat sich geliebt und hat geheiratet.
Kurt A. betrieb mit seinem Partner zusammen einen Textilgroßhandel in der Kaiser-Wilhelm-Straße, der heutigen Karl-Liebknecht-Straße, im Zentrum Berlins, gegenüber der Marienkirche. Arbeit gab es viel, reich wurde man nicht, aber man hat gelebt. Es hat auch gereicht, als die beiden Söhne Günter A. und Gerhard A. geboren wurden und Charlotte A., die bis 1921 als kaufmännische Angestellte gearbeitet hatte, zu Hause blieb.
Kurt A. gehörte der SPD-Ortsgruppe in Adlershof an und hatte dort auch seine Freunde. Die Söhne wuchsen in Adlershof auf. Günter wurde 1928, Gerhard 1931 in die 2. Real- und Gemeindeschule in der Radickestraße 11 eingeschult. Auch sie hatten ihre Freunde, mit denen sie in der »Adlershofer Klosettbürste«, der Cöllnischen Heide, spielten. Die Familie A. fuhr auch in den Urlaub. Meist ins Riesengebirge, gelegentlich auch an die Ostsee.
Familie A. hatte ihren Platz in Deutschland.
Als 1933 die Nationalsozialisten die Macht an sich rissen, glaubte Kurt A., das ginge in acht Wochen vorbei, so etwas könne nicht von Bestand sein. Und als dann seine Partei im Juni 1933 verboten wurde, hoffte er noch, daß irgendwer »denen« Einhalt gebieten würde. Aber die Menschen identifizierten sich sehr schnell mit den neuen Parolen und Symbolen. Für die Familie A. begann, so wie für die vielen anderen jüdischen Menschen, eine schlimme Zeit.
Schon im April 1933, mit dem Boykott jüdischer Geschäfte, begann das Gestalt anzunehmen, was fünf Jahre später zur völligen wirtschaftlichen »Ausschaltung der Juden« führte. Kurt A. konnte das gar nicht fassen. Kurt A. war immer Deutscher gewesen. Warum wollte man ihm das streitig machen. Als dann ab 1935 überall die Schilder »Juden unerwünscht« angebracht wurden, fühlte er sich ausgegrenzt, abgestempelt und isoliert von seinem bisherigen Leben.

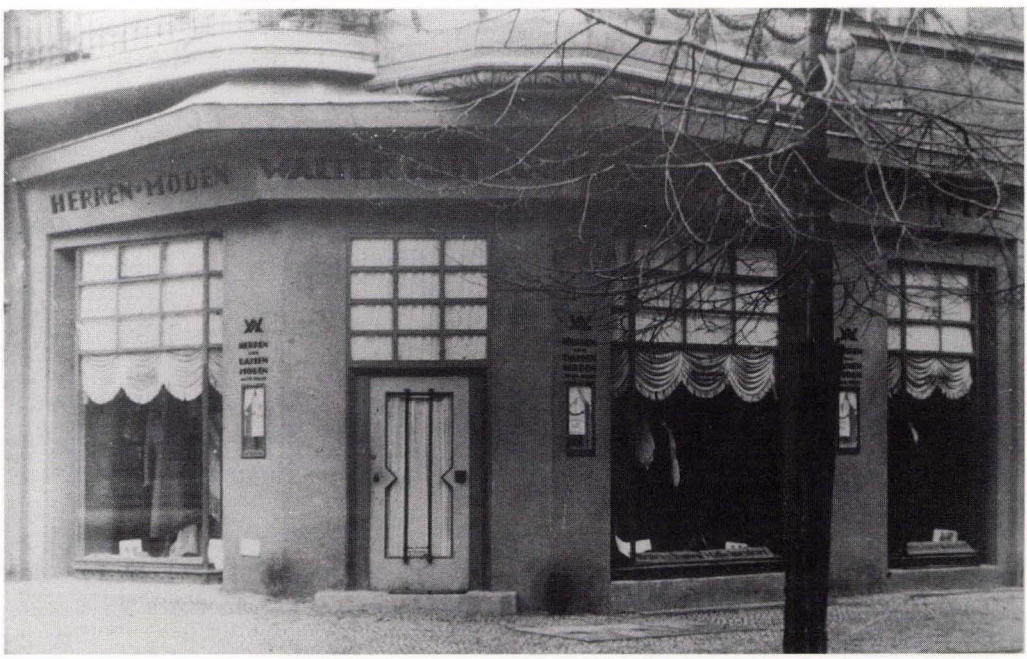
Viele Juden verließen jetzt Deutschland. So etwas kam für ihn überhaupt nicht in Frage. Als Deutscher hatte er doch wohl das Recht, in Deutschland zu leben. Und dann wurde ihm das Recht auf sein Deutschsein per Gesetz genommen.[2] Er durfte nicht einmal mehr wählen gehen, geschweige denn selbst gewählt werden. Er wurde ausgeschlossen von der deutschen Demokratie, an die er glaubte.

Charlotte A. entschied sich nach dem Erlaß der Nürnberger Gesetze zum Schutz ihrer Söhne, deren Übertritt vom Judentum zur Evangelischen Kirche in Angriff zu nehmen. Kurt A. hatte nichts dagegen einzuwenden. Auch er war nicht mehr Mitglied der Jüdischen Gemeinde. Am 22. August 1937 wurde Gerhard und Günter A. der Austritt aus der jüdischen Religionsgemeinschaft bestätigt.

Um aber in die Kirche aufgenommen werden zu können, bedurfte es noch



Kurt A., 1929



Das Geschäft in der Kaiser-Wilhelm-Straße

einer Bescheinigung des Amtsarztes von Treptow, daß die Beschneidung der beiden Jungen aus medizinischen Gründen vorgenommen worden war. Charlotte A. wandte all ihre Überredungskunst an und nahm auch diese Hürde. Überhaupt hatte sie jetzt die Wege zu den Ämtern übernommen. Sie war eine sehr couragierte Frau, die es sogar schaffte, ihrem Sohn Gerhard nach dessen unfreiwilligem Abgang von der Schule, ab 15. November 1938 wurde jüdischen Kindern der Besuch öffentlicher Schulen verwehrt, eine Lehrstelle zu besorgen. Charlotte knüpfte innerhalb der Bekennenden Kirche Kontakte, um ihre Jungen taufen zu lassen. In der Evangelischen Gemeinde Adlershof war das ab 1933 nicht mehr möglich. Also gingen die Jungen ab 1938 in eine Kirche im Prenzlauer Berg[3], wo sich eine Gruppe von »Mischlingen« regelmäßig traf, um sich auf die Taufe vorbereiten zu lassen. Es sollte noch volle vier Jahre dauern, bis dieser Akt vollzogen war. Viel genutzt hat es ihnen später dann allerdings nicht.

Das Jahr 1938 war für alle deutschen Juden einschneidend. Nicht alle Gesetze und Verordnungen betrafen die Familie A. persönlich. Aber jene, die die »Ausschaltung der Juden aus der Wirtschaft« vorbereiteten, trafen sie voll. Als erstes mußte Kurt A. auf Grund der »Verordnung zur Anmeldung des Vermögens der Juden« vom 26. April 1938 seine Vermögensverhältnisse aufdecken. Und kurz nach dem Pogrom am 9. November 1938 war ihm auch klar, weshalb. Die Juden mußten mit der »Verordnung über die Sühneleistung Juden deutscher Staatsangehörigkeit« vom 12. November 1938 eine Milliarde Reichsmark zahlen. Das mit dem Bezahlen war so neu nicht, Juden wurden schon immer für ihre Rechte zur Kasse gebeten. Diesmal war es wegen des Anschlages auf Botschaftsrat von Rath in Paris durch den Juden Herschel Grynszpan.

Was hatte die Familie A. damit zu tun? Wofür sollte sie »Sühne« leisten? Kurt A. war immer ein deutscher Patriot gewesen. Ein Sozialist und deutscher Patriot.

Jetzt trauten sich nicht einmal mehr seine ehemaligen Genossen, ihn zu grüßen, wenn sie ihm begegneten. Was war nur aus ihnen geworden.

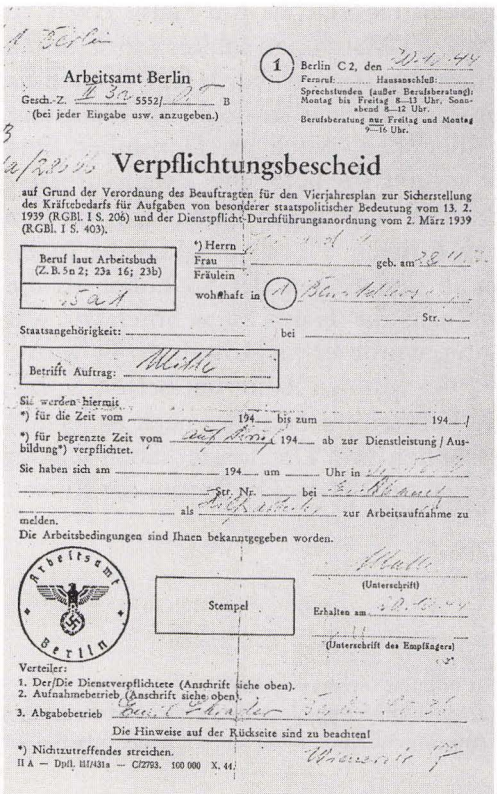
Das Konto der Familie wurde geleert. Am 1. Januar 1939 folgte die »Zwangsarisierung« des Geschäftes. Es war Juden nun verboten, Einzelhandelsverkaufsstellen, Versandgeschäfte oder Bestellkontore sowie selbständige Handwerksbetriebe zu betreiben. Seinen Führerschein und den für das Geschäft ehemals notwendigen Wagen mußte Kurt A. schon am 3. Dezember 1938 abliefern. Die einzige Rücklage, die ihnen geblieben war, Charlottes Schmuck, folgte im Februar 1939. Wenige Tage nach dem Überfall auf Polen, ab dem 21. September 1939, mußten sie auch das Radio abliefern.

Sie wurden immer stärker isoliert. Durften ab dem 6. Dezember 1938 weder Theater, Kino, Kabarett, öffentliche Konzerte, Lesehallen, Museen, Vergnügungsstätten, Ausstellungshallen, Sport- und Eislaufplätze noch öffentliche und private Badeanstalten besuchen.

Auch im Hause sprach niemand mit ihnen. Mit Charlotte A. vielleicht, denn sie war ja »arisch«. Aber Kurt A. und die beiden Jungen wurden geschnitten. Aber da war noch Petrich, der am Adlergestell einen kleinen Tabakladen hatte. Er steckte Kurt A. Zigaretten zu, wenn niemand im Laden war.

1940 war es Charlotte A. endlich gelungen, alle Papiere für die Ausreise nach Eng-

land zu bekommen. Aber Kurt A. wollte Deutschland nicht verlassen. Und weil er die Familie zusammenhalten wollte, mußten auch die Söhne bleiben. Trotz ihrer Taufe galten die beiden als Juden. Sie mußten den »Stern« tragen, sich mit Zweitnamen »Israel« nennen, waren gezeichnet. Das normale Leben junger Leute war ihnen verschlossen. Und sie wurden auch ab 25. Juli 1935 für wehrunwürdig erklärt, was sie allerdings nicht sonderlich erschütterte. Besonders Gerhard, den Jüngeren nicht, der jede Form von Zwang und Waffengewalt ablehnte.
Gegen den Angriff der SA in der Pogromnacht hatte Kurt A. sich mannhaft gewehrt. Gegen die Gewalt des Staates und die Gewalt der Angst der Menschen war er machtlos.
Kurt A. wurde ab 1939 zur Zwangsarbeit als Flugzeugwäscher auf dem Flughafen Tempelhof verpflichtet. Das, was er dort verdiente, reichte nicht zum Leben. Durch die Vermittlung eines ehemaligen Geschäftspartners aus dem Erzgebirge übernahm Charlotte A. ein kleines Textilgeschäft im Zentrum Berlins. Sie versorgte die eigene Familie und Familien ihrer ehemaligen Firmenvertreter. Nach den Einschränkungen der Lebensmittelmarken für Juden ab September 1942 wurde das immer schwieriger. Oft saßen mehr als nur die vier Mitglieder der Familie A. am Tisch in ihrer Wohnung. Der Tisch wurde leerer und die, welche als Gäste um ihn herum gesessen hatten, wurden deportiert. Trotzdem, das Leben ging weiter.



Arbeitsamt Berlin

Berlin C 2, den

Verpflichtungsbescheid

auf Grund der Verordnung des Beauftragten für den Vierjahresplan zur Sicherstellung des Kräftebedarfs für Aufgaben von besonderer staatspolitischer Bedeutung vom 13. 2. 1939 (RGBl. I S. 206) und der Dienstpflicht-Durchführungsanordnung vom 2. März 1939 (RGBl. I S. 403).

Beruf laut Arbeitsbuch (Z. B. 5 n 2; 23a 16; 23b)

*) Herrn / Frau / Fräulein ... geb. am ...

wohnhaft in ... Str. ...

Staatsangehörigkeit: ... bei ...

Betrifft Auftrag: ...

Sie werden hiermit
*) für die Zeit vom ... 194... bis zum ... 194...
) für begrenzte Zeit vom ... 194... ab zur Dienstleistung / Ausbildung) verpflichtet.

Sie haben sich am ... 194... um ... Uhr in ... Str. Nr. ... bei ... als ... zur Arbeitsaufnahme zu melden.

Die Arbeitsbedingungen sind Ihnen bekanntgegeben worden.

Stempel

(Unterschrift)

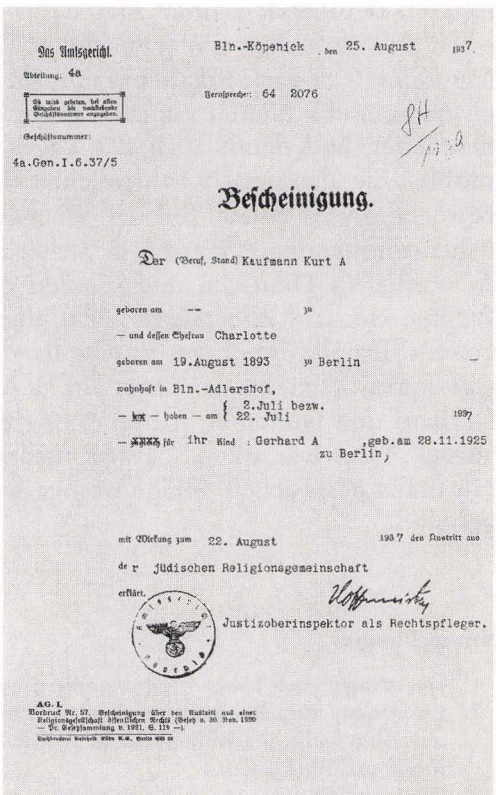
Erhalten am ...

(Unterschrift des Empfängers)

Verteiler:
1. Der/Die Dienstverpflichtete (Anschrift siehe oben).
2. Aufnahmebetrieb (Anschrift siehe oben).
3. Abgabebetrieb

Die Hinweise auf der Rückseite sind zu beachten!

*) Nichtzutreffendes streichen.



Das Amtsgericht. Bln.-Köpenick, den 25. August 1937

Abteilung: 4a

Fernsprecher: 64 2076

Geschäftsnummer:

4a.Gen.I.6.37/5

Bescheinigung.

Der (Beruf, Stand) Kaufmann Kurt A

geboren am -- 38

— und dessen Ehefrau Charlotte

geboren am 19.August 1893 38 Berlin

wohnhaft in Bln.-Adlershof,

— ~~ist~~ — haben — am { 2.Juli bezw. 22. Juli 1937

— ~~xxxx~~ für ihr Kind : Gerhard A, geb. am 28.11.1925 zu Berlin,

mit Wirkung vom 22. August 1937 den Austritt aus der jüdischen Religionsgemeinschaft erklärt.

Justizoberinspektor als Rechtspfleger.

AG. I

1944 waren Günter 21, Gerhard 17 Jahre alt. Der Krieg näherte sich seinem Ende. Bis hierher hatte die Familie es geschafft, war Anfeindungen ausgewichen, hatte versucht, nicht aufzufallen. Die Bombennächte verbrachten sie gemeinsam im Flur des Hauskellers. Keiner bat sie herein, denn laut einer Anordnung des Polizeipräsidenten vom 21. September 1940 war es Juden untersagt, sich mit »Ariern« im gleichen Luftschutzraum aufzuhalten.
Als am 20. Oktober 1944 die Verpflichtungsbescheide zur Zwangsarbeit für Günter und Gerhard A. kamen, schien das Maß des Ertragbaren voll. Sie hatten sich am nächsten Tag am Bahnhof Grunewald zum Transport an den künftigen Arbeitsort einzufinden. Der Bahnhof Grunewald, der Bahnhof von dem die Züge in Richtung »Osten« gingen. Keiner wußte, wo sie endeten, denn es kehrte niemand zurück, der es hätte erzählen können. Als die beiden jungen Männer dann vom Bahnhof wieder nach Hause geschickt wurden, um sich zwei Wochen später wieder dort einfinden zu müssen, wußten sie nicht, was sie tun sollten. Untertauchen für den Rest des Krieges? Aber wer wußte denn, wie lange der noch dauern konnte. Und was würde aus den Eltern werden? Es blieb kein Ausweg, sie mußten vierzehn Tage später wieder dort hin.
Gerhard und Günter A. wurden am 6. November 1944 nach Zerbst gebracht. Gehörten von nun an zur Einsatzgruppe »Kyffhäuser« der Organisation »Todt« und wurden zum Bau des ersten Flugplatzes düsengetriebener Jagdflugzeuge in Deutschland eingesetzt. Sie schliefen in den noch leeren Flugzeughallen auf dem nackten Betonboden, ohne Matratzen und ohne Decken. Es gab kaum etwas zu essen und die Arbeit war sehr schwer. Das, was an Maschinen fehlte, wurde durch Muskelkraft ersetzt. Erkältet waren sie immer, der Husten wurde zur Bronchitis, zu Asthma, die Nieren gingen kaputt. Aber dennoch war da noch die Hoffnung, den Krieg und damit auch das Lager zu überleben. Noch im Dezember 1944 mußten sie dann nach Hedersleben. Dort sollten sie belgische Zwangsarbeiter bewachen, weil es ein Teil der Wachmannschaft vorgezogen hatte, sich vor den näherkommenden Alliierten in Sicherheit zu bringen. Plötzlich galten die Juden A. wieder als Deutsche und standen damit in den Augen der SS höher als die Belgier. Gerhard A. weigerte sich, eine Waffe in die Hand zu nehmen. Er war Pazifist. Da alles im Lager durcheinander ging, wurde er nicht bestraft. Es wurde weiter gearbeitet, bis das Lager am 11. April 1945 von den Alliierten befreit wurde. Gerhard und Günter A. hatten überlebt und kehrten im Sommer nach Adlershof zurück. Dort war alles so, als ob nichts geschehen war. Die Leute haben wieder mit ihnen gesprochen. Einige wenige waren nicht mehr da. Die hatten die Russen geholt.

Anmerkungen

1 Der einzige noch Lebende der Familie bat, seinen Namen nicht zu nennen.
2 Verordnung zum Reichsbürgergesetz § 4 (1) vom 14. 11. 1935 »Ein Jude kann nicht Staatsbürger sein. Ihm steht ein Stimmrecht in politischen Angelegenheiten nicht zu, er kann öffentliche Ämter nicht bekleiden.«
3 Um welche Kirche es sich handelte, konnte nicht festgestellt werden.

Die »Fabrik-Aktion« bei der Schering A.G. Adlershof

Von ANJA SCHINDLER

Von der Verordnung über den Einsatz der deutschen Juden zur Zwangsarbeit im März 1941 profitieren auch die Treptower Betriebe, wie die AEG in der Hoffmannstraße, Ambi-Budd in Johannisthal, die Deutsche Messingwerke A.G. u. a. Besonders umfangreiches Material über das Schicksal der jüdischen Zwangsarbeiter ist von der Metallwarenfabrik Ehrich & Graetz A.G. in der Elsenstraße erhalten geblieben und liegt dokumentiert vor.[1]
Nicht so umfangreich, aber in der Aussage nicht weniger bedeutend, sind entsprechende Unterlagen über den Einsatz von jüdischen Zwangsarbeitern in der Schering A.G., Werk Adlershof.

Die hier ausgewählten Zeitdokumente sprechen für sich.[2] Zum Verständnis nur eine kurze Erläuterung des historischen Fakts.

Am 28. Februar 1943 dringen SS-Einheiten in alle Berliner Betriebe ein und verhaften die dort beschäftigten jüdischen Jugendlichen, Frauen und Männer. Das geschieht ohne vorherige Ankündigung, so daß sich nur wenige – rechtzeitig von dieser Aktion informiert – verstecken können. Vom Arbeitsplatz werden die Betroffenen auf Lastwagen durch Berlin transportiert und zu sogenannten Sammelquartieren gebracht. Von dort aus gehen die Massentransporte in das Vernichtungslager Auschwitz. Ziel dieser Aktion, die wahrscheinlich erst später den Namen »Fabrik-Aktion« bekommt, ist das Vorhaben der nationalsozialistischen Machthaber, ein »judenfreies« Berlin zu schaffen.
In Erinnerung an diese Aktion, die zehn- bis zwölftausend jüdische Menschen traf, sind insbesondere im Jahre 1993 vielfältige Publikationen erschienen, die sich eingehend mit diesem Thema befassen.[3]
In dem Kapitel dieses Buches »Überlebt in Nazi-Deutschland« wird berichtet, wie Bruno Gerson, ein Jude aus Niederschöneweide, diese Verhaftungswelle erlebt und überlebt.
Er gehört zu denjenigen, die durch ihre »Mischehe« bzw. durch ihren Status als »Mischling« nach einigen Tagen aus dem »Sammellager« in der Rosenstraße entlassen werden. Nicht zuletzt dank des öffentlichen Protestes ihrer Angehörigen. Für das Ehepaar Chana und Robert Emmerich[4] oder für die Geschwister Neuthal[5] bedeutet diese Aktion, wie für die überwiegende Mehrzahl der am 27. Februar 1943 verhafteten Berliner Juden, den Tod in Auschwitz.

Anmerkungen

1 u. a. einzusehen in der Jüdischen Abteilung des Berlin Museum.
2 alle Reproduktionen: Landesarchiv Berlin, LAB (STA), Rep. 229, Nr. 5143.
3 siehe auch Gernot Jochheim »Protest in der Rosenstraße«, Edition Hentrich, 1993
4 siehe »Mein geliebtes Treptow«, in diesem Buch
5 siehe »Es blieb nur eine Akte«, ebenda

127

Aufstellung über die in unserem Werk Adlershof beschäftigten jüdischen Arbeiter.

	Vor- und Zuname	Geburtsdatum u. Geburtsort	Wohnung (Untermieter)	verheiratet	Anz. der Kinder	Schicht
1	Bodlaender, Horst Israel	2. 9.1922	Bln.-Charlottenbg. Suarezstr.2 (Elt.)	led.	-	5^{30} - 14
2	Cohen, Philipp Israel	14. 5.1888 Jemgin	Berlin N 54, Fehrbellinerstr.33 b.Milinski	verh.	1	5^{30} - 14
3	Friedeberg, Hans-Joachim, Israel	11.10.1923 Berlin	Berlin W 50, Passauerstr.8/9 I (Eltern)	led.	-	f/fd
4	Gerson, Bruno Israel	1. 5.1893 Berlin	Bln.-Niederschöneweide, Moosstr.47 a	verh.	-	5^{30} - 14
5	Glogauer, Gotthelf, Israel	13. 8.1885 Lissa/Sa.	Berlin SW 61, Tempelherrenstr.21	verh.	-	13^{30} - 22
6	Graetzer, Ernst Israel	25.11.1896 Breslau	Bln.-Wilmersdorf Würtembergische-str.3 b.Maligson	led.	-	13^{30} - 22
7	Goldschmidt, Horst Israel	10.12.1878 Gnesen	Berlin NO 55 Greifswalderstr.50	verh.	-	
8	Grünbaum, Harry Israel	9.11.1884 Breslau	Berlin W 35, Bülowstr.105	verh.	-	13^{30} - 22
9	Heilborn, Ismar- Israel	26. 6.1891 Breslau	Berlin O 17, Langestr.103	verh.	-	5^{30} - 14
10	Heinemann, Rudolf Israel	23. 4.1922 Lippstadt/W.	Berlin, Kuglerstr.32	led.	-	
11	Hirschfeld, Herrn, Israel	2.10.1881 Berlin	Berlin C 2 Oranienburgerstr.87 v.III	verh.	-	13^{30} - 22
12	Hirschfeld, Martin, Israel	18. 3.1900 Berlin	Berlin, Rastenburgerstr.21	verh.	-	13^{30} - 22
13	Joachimsthal, Harry-Israel	3.10.1890 Berlin	Berlin N 58, Weissenburgerstr.80	verh.	1	7 - 16
14	Joelsohn, Hermann Israel	7.10.1878 Pausin/Kr. Arnswalde	Berlin N 34, Richthofenstr.12 & (Eltern)	led.	-	[illegible]
15	Josefson, Ernst Israel	13. 5.1909 Chemnitz	Berlin-Schöneberg Geisbergstr.27	led.	-	
16	Kaiser, Kaufmann- Israel	22. 4.1892 Wronki	Bln.-Charlottenbg. Philippstr.8	verh.	3	5^{30} - 14
17	Kaunitz, Alexander, Israel	12. 7.1880 Raad/Ungarn	Bln.-Charlottenbg. Kantstr.123	verh.	-	f/fd
18	Levita, Alfred Israel	30. 6.1903 Berlin	Berlin N 54, Veteranenstr.19	verh.	3	5^{30} - 14

Namentliches Verzeichnis der Judenkolonne hinsichtlich der Reihenfolge, wie sie aufgrund ihrer Arbeitsleistunger abtransportiert werden sollen.
Die mit x) Bezeichneten sind zuerst zur Entlassung zu bringen, falls vonseiten des Arbeitsamtes Massnahmen dazu ergriffen werden sollten.

Hofkolonne :		Meritol		
Heymann	x	Graetzer	x	
Löwenthal	x	Brühl	x	X
Rosenthal	x	Spiro	x	
Seemann	x	Weber		
Bielski	x	Brandes		
Joachimsthal		Friedeberg		
Levita		Scheritzki		
Kaiser		Gerson		
Cohen		Bodlaender		

den 7.1.42

x ehrbet. Braun
Bücher vorgelegt

Berge 6. Aug. 1953

SCHERING A.G.
ABTEILUNG CHEMIE
Schering
WERK ADLERSHOF
FERNSPRECHER: Nr. 63 80 21

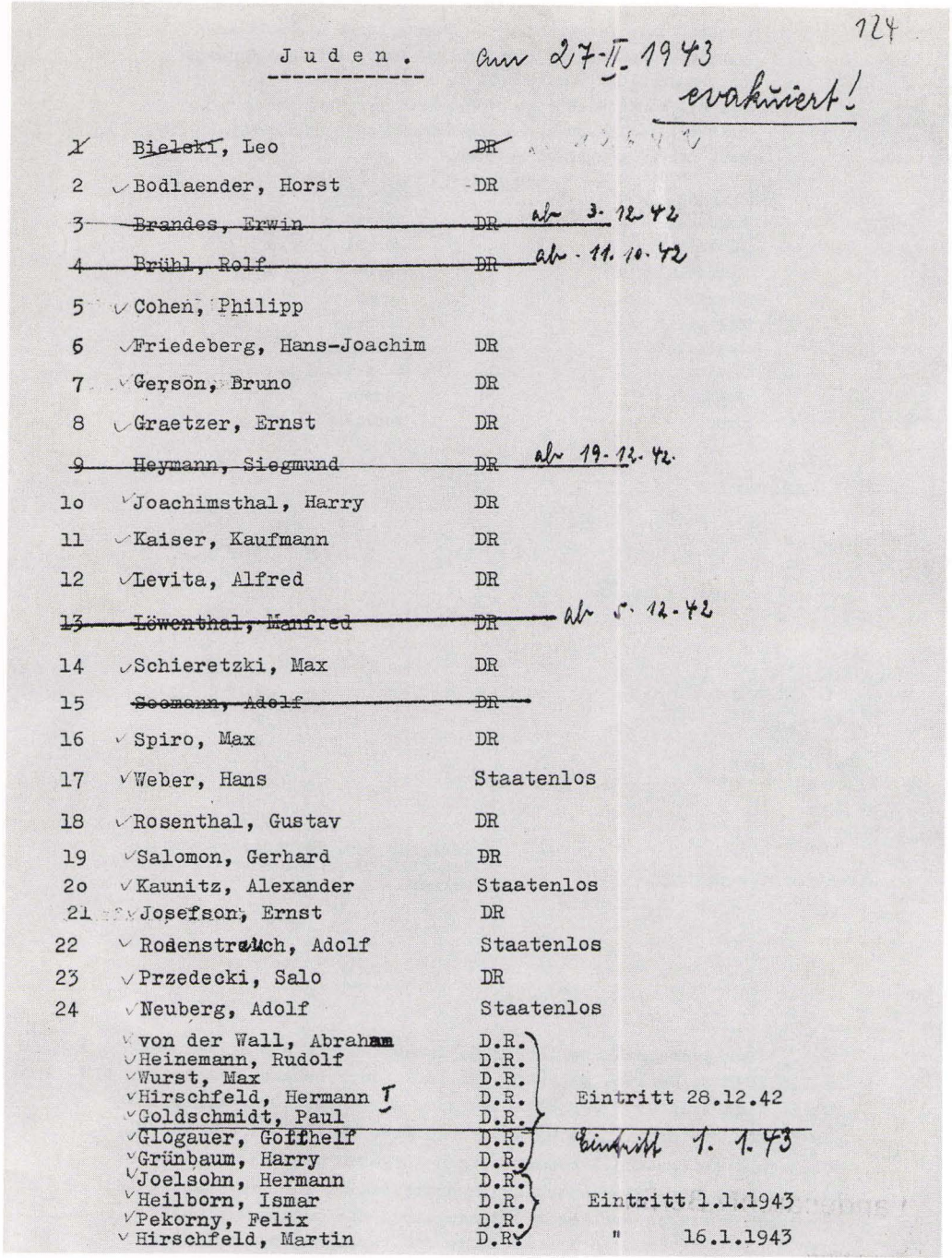
Arbeitsbescheinigung

Darf nur bei Abtransport vorgelegt und nicht von Gerson geöffnet werden.

Ihr Zeichen	Ihre Nachricht vom	Unsere Abteilung	Hausanschluß	BERLIN-ADLERSHOF Tag
		Dr.ST/Kn.		3. Oktober 42

Der jüdische Arbeiter Bruno Israel G e r s o n, geboren am 1.5.1893 zu Berlin, wohnhaft Berlin-Niederschöneweide Moosstr. 47 ist im Werk Adlershof der Schering A.G. als Chemiehilfswerker beschäftigt. Die Schering A.G. ist ein O.K.W. Spezialbetrieb und als solche mit kriegs-und-lebenswichtigen Aufgaben betraut. Gerson ist in der Abteilung Pflanzenschutzpräparate tätig, für die Mobaufgaben grösseren Umfanges vorliegen. Solange nicht die zugesagten, aber noch nicht zugewiesenen Ersatzkräfte zur Verfügung stehen, würde eine Wegnahme des Gerson die Erfüllung des Lieferprogramms, zu dem Schering verpflichtet ist, unmöglich machen beziehungsweise empfindlich stören und verzögern.

SCHERING A.G.
Werk Adlershof
i. V. Steiner,



124

Juden. am 27-II-1943

evakuiert!

1	~~Bielski~~, Leo	~~DR~~	
2	Bodlaender, Horst	DR	
3	~~Brandes, Erwin~~	~~DR~~	ab 3.12.42
4	~~Brühl, Rolf~~	~~DR~~	ab 11.10.42
5	Cohen, Philipp		
6	Friedeberg, Hans-Joachim	DR	
7	Gerson, Bruno	DR	
8	Graetzer, Ernst	DR	
9	~~Heymann, Siegmund~~	~~DR~~	ab 19.12.42
10	Joachimsthal, Harry	DR	
11	Kaiser, Kaufmann	DR	
12	Levita, Alfred	DR	
13	~~Löwenthal, Manfred~~	~~DR~~	ab 5.12.42
14	Schieretzki, Max	DR	
15	~~Soomann, Adolf~~	~~DR~~	
16	Spiro, Max	DR	
17	Weber, Hans	Staatenlos	
18	Rosenthal, Gustav	DR	
19	Salomon, Gerhard	DR	
20	Kaunitz, Alexander	Staatenlos	
21	Josefson, Ernst	DR	
22	Rodenstrauch, Adolf	Staatenlos	
23	Przedecki, Salo	DR	
24	Neuberg, Adolf	Staatenlos	
	von der Wall, Abraham	D.R.	
	Heinemann, Rudolf	D.R.	
	Wurst, Max	D.R.	
	Hirschfeld, Hermann I	D.R.	Eintritt 28.12.42
	Goldschmidt, Paul	D.R.	
	Glogauer, Goffhelf	D.R.	Eintritt 1.1.43
	Grünbaum, Harry	D.R.	
	Joelsohn, Hermann	D.R.	
	Heilborn, Ismar	D.R.	Eintritt 1.1.1943
	Pekorny, Felix	D.R.	
	Hirschfeld, Martin	D.R.	" 16.1.1943

Evakuiert war die »bürokratische« Bezeichnung für deportiert

SCHERING
Werk Adlershof

Restlöhne der am 27.2.43 evakuierten 29 jüdischen Arbeiter:

Bodländer	RM 26.36
Cohen	27.89

123

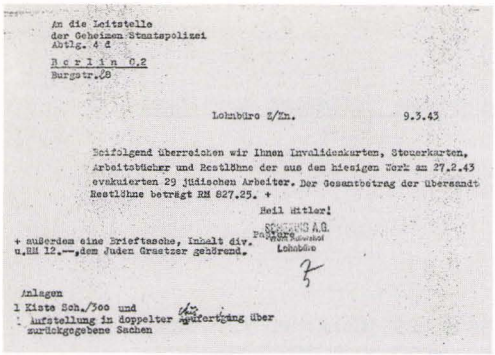
Restlöhne der am 27.2.43 evakuierten 29 jüdischen Arbeiter.

Bodländer	RM	26.36
Cohen	"	27.89
Friedeberg	"	28.27
"	"	3.17
Graetzer	"	27.89
Grünbaum	"	27.43
Gerson	"	27.89
Glogauer	"	28.45
Goldschmidt	"	23.17
Heilborn	"	28.45
Heinemann	"	20.96
Hirschfeld, Hermann	"	22.62
Hirschfeld, Martin	"	27.89
Joachimsthal	"	34.05
Joelsohn	"	25.63
Josefsohn	"	14.69
Kaiser	"	32.02
Kaunitz	"	18.15
Levita	"	32.02
Löwenthal	"	30.47
Neuberg	"	32.59
"	"	4.16
Pokorny	"	31.42
Przedecki	"	31.23
Rosenstrauch	"	31.37
Rosenthal	"	23.95
Salomon	"	28.63
Schieretzki	"	26.97
Spiro	"	26.97
von der Wall	"	27.89
Weber	"	28.63
Wurst	"	25.97
	RM	827.25

~~Obige Beträge sowie eine Kiste mit Sachen~~, ferner Arbeitsbücher, Steuerkarten und Invalidenkarten von ~~29~~ evakuierten Juden erhalten.

32 Lohntüten und eine alte Brieftasche mit 12 Pf Inhalt sind fort gefallen

Stapo V 21



An die Leitstelle
der Geheimen Staatspolizei
Abtlg. 4 J
Berlin C.2
Burgstr.28

Lohnbüro Z/Hn. 9.3.43

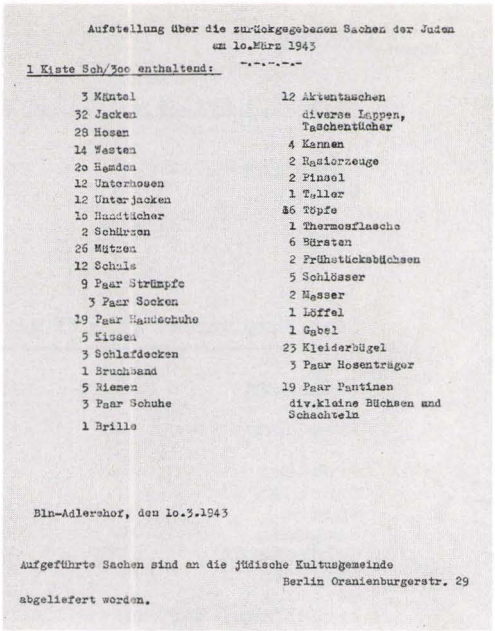
Beifolgend überreichen wir Ihnen Invalidenkarten, Steuerkarten, Arbeitsbücher und Restlöhne der aus dem hiesigen Werk am 27.2.43 evakuierten 29 jüdischen Arbeiter. Der Gesamtbetrag der übersandt Restlöhne beträgt RM 827.25. +

Heil Hitler!

SCHERING A.G.
Werk Adlershof
Lohnbüro

+ außerdem eine Brieftasche, Inhalt div. u.RM 12.--,dem Juden Graetzer gehörend.

Anlagen
1 Kiste Sch./3oo und
1 Aufstellung in doppelter Ausfertigung über zurückgegebene Sachen



Aufstellung über die zurückgegebenen Sachen der Juden
am 1o.März 1943

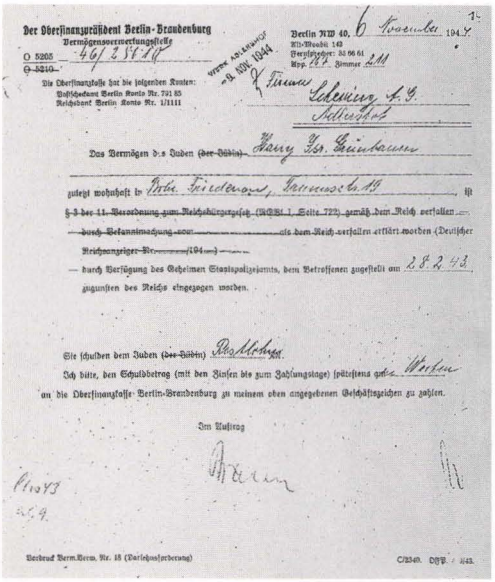
1 Kiste Sch/3oo enthaltend: -.-.-.-.-

3 Mäntel	12 Aktentaschen
32 Jacken	diverse Lappen, Taschentücher
28 Hosen	4 Kannen
14 Westen	2 Rasierzeuge
2o Hemden	2 Pinsel
12 Unterhosen	1 Teller
12 Unterjacken	36 Töpfe
1o Handtücher	1 Thermosflasche
2 Schürzen	6 Bürsten
26 Mützen	2 Frühstücksbüchsen
12 Schals	5 Schlösser
9 Paar Strümpfe	2 Messer
3 Paar Socken	1 Löffel
19 Paar Handschuhe	1 Gabel
5 Kissen	23 Kleiderbügel
3 Schlafdecken	3 Paar Hosenträger
1 Bruchband	19 Paar Pantinen
5 Riemen	div.kleine Büchsen und Schachteln
3 Paar Schuhe	
1 Brille	

Bln-Adlershof, den 1o.3.1943

Aufgeführte Sachen sind an die jüdische Kultusgemeinde
Berlin Oranienburgerstr. 29
abgeliefert worden.

Als diese Liste in einem Büro bei Schering Adlershof geschrieben wird, ist ein Teil der Besitzer dieser Gegenstände schon nicht mehr am Leben.



Der Oberfinanzpräsident Berlin-Brandenburg
Vermögensverwertungsstelle
O 5205 46/3810
O 3210

Berlin NW 40, 6 November 1943
Alt-Moabit 140
Fernsprecher: 22 06 61
App. 61, Zimmer 211

Die Oberfinanzkasse hat die folgenden Konten:
Postscheckamt Berlin Konto Nr. 701 85
Reichsbank Berlin Konto Nr. 1/1111

Wien 43, 4. Nov. 1943

Firma Schering A.G.
Adlershof

Das Vermögen des Juden (der Jüdin) Harry Isr. Grünbaum

zuletzt wohnhaft in Berlin Friedenau, Varenwaldstr. 19 ist

§ 3 der 11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz (RGBl. I Seite 722) gemäß dem Reich verfallen —

— durch Bekanntmachung vom ——— als dem Reich verfallen erklärt worden (Deutscher Reichsanzeiger Nr. ——— (194 —)

— durch Verfügung des Geheimen Staatspolizeiamts, dem Betroffenen zugestellt am 28.2.43

zugunsten des Reichs eingezogen worden.

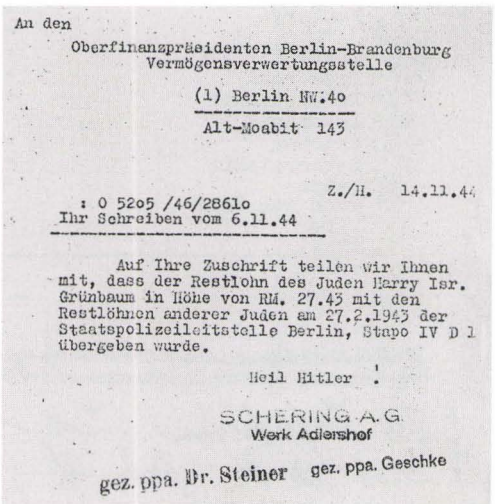
Sie schulden dem Juden (der Jüdin) RM

Ich bitte, den Schuldbetrag (mit den Zinsen bis zum Zahlungstage) spätestens am 8. Nov. 1943 an die Oberfinanzkasse Berlin-Brandenburg zu meinem oben angegebenen Geschäftszeichen zu zahlen.

Im Auftrag

Vordruck Verm.Verw. Nr. 18 (Darlehnsforderung) C/3340. Diff. / 1943.

Einen Tag nach seiner Verhaftung am 27. 2. 43, vor seinem Abtransport nach Auschwitz, bekommt Harry Grünbaum im Sammellager Große Hamburger Straße mitgeteilt, daß sein Vermögen einzogen ist. Im November 1944 fehlt der Oberfinanzdirektion die Summe von 27.43 RM, der endgültigen Rest vom »Vermögen«.



An den
Oberfinanzpräsidenten Berlin-Brandenburg
Vermögensverwertungsstelle
(1) Berlin NW.4o
Alt-Moabit 143

Z./H. 14.11.44

: O 52o5 /46/2861o
Ihr Schreiben vom 6.11.44

Auf Ihre Zuschrift teilen wir Ihnen mit, dass der Restlohn des Juden Harry Isr. Grünbaum in Höhe von RM. 27.43 mit den Restlöhnen anderer Juden am 27.2.1943 der Staatspolizeileitstelle Berlin, Stapo IV D 1 übergeben wurde.

Heil Hitler !

SCHERING A.G.
Werk Adlershof

gez. ppa. Dr. Steiner gez. ppa. Geschke

Die Geschichte einer Flucht

Joachim Marcuse, Treptow, Plesserstraße 10

Von MONIKA BECKER

Joachim Marcuse, geboren 1917, gelang die Flucht aus Deutschland nach Schweden am 31. Dezember 1942 gemeinsam mit seiner Frau, Gerda Marcuse, geb. Berlowitz, und seinem Freund Kurt Lewin.[1]
Sein Vater, der Textilkaufmann Ewald Marcuse, wurde zusammen mit seiner zweiten Frau, Jenny Marcuse, geb. Nettler, am 1. März 1943 aus ihrer damaligen Wohnung in der Xanterstraße 4 nach dem »Osten« deportiert. Beide gelten seither als verschollen.[2]

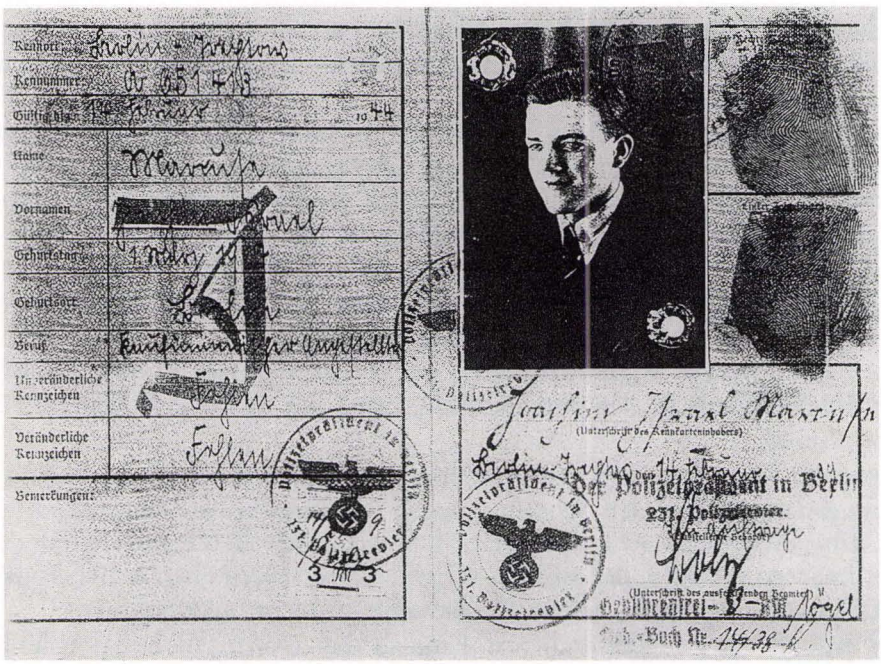
Leben in Treptow

Unter den Treptower Juden gab es so wie unter der ganzen deutschen Bevölkerung alle möglichen politischen und religiösen Strömungen. Ewald Marcuse gehörte zum Beispiel einer Freimaurerloge sowie gemeinsam mit seiner ersten Frau, Käthe Marcuse[3], dem Treptower »Verein für Schul- und Erziehungsfragen« an. Beide hatten eine sozialistisch-pazifistische Grundhaltung. Bei Ewald Marcuse hatte das Morden vor Verdun dafür den Ausschlag gegeben: mehrere Monate stand er dort unfreiwillig als Soldat im Feld.
Zwar war Ewald Marcuse Mitglied der Jüdischen Gemeinde, aber mehr aus Tradition denn aus Frömmigkeit. Käthe Marcuse war schon vor ihrer Bekanntschaft mit Ewald Marcuse aus der evangelischen Kirche ausgetreten. Sie hat sich auch keiner anderen Religion zugewandt.
Und so war es nur folgerichtig, daß sie ihrem Sohn keine Religion aufzwingen wollten. Er sollte sich, wenn er alt genug dafür war, selber informieren und dann entscheiden. Die Familie Marcuse zog 1917 in die Plesserstraße 10, Joachim ging als Knirps in den Montessori-Kindergarten in der Plesserstraße 2 oder 3, zu »Tante Böde«. Sie praktizierte eine moderne Erziehung der Kinder. Auch Joachim Marcuses Freund, Ernst Bry, der nur einen Monat nach ihm geboren war und mit seinen Eltern in der Plesserstraße 1 wohnte, ging dort hin.
Als die beiden Jungen 6 Jahre alt waren, wurden sie eingeschult. Joachim Marcuse in die 5. Volksschule in der Bouchéstraße, Ernst Bry in die 2. Volksschule in der Kiefholzstraße.
Für Joachim begannen nun die Probleme mit seiner Konfessionslosigkeit. Kein Lehrer verstand, daß in den Schulunterlagen »konfessionslos« eingetragen werden sollte. Und dieses Unverständnis setzte sich alljährlich fort. Immer wieder mußte er den Lehrern erklären, daß er kein »Dissident«, sondern eben konfessionslos sei. Am Religionsunterricht in der Schule brauchte er nicht teilzunehmen.
Als er etwa 11 oder 12 Jahre alt war, kam zu den Eltern ein Religionslehrer der Gemeindeschule in der Kiefholzstraße, um ihn zu werben. Man einigte sich darauf, daß der Junge hingehen sollte, um dann selber zu entscheiden, ob er sich nun

auf die Bar Mizwa vorbereiten wollte oder nicht. Joachim entschied sich nach ein oder zwei Besuchen für das Zweite. Nicht einmal die Tatsache, daß sein Freund Ernst Bry dort lernte, konnte ihn überzeugen.

»Wir dulden keine Politik in der Schule«

Joachim Marcuse und Ernst Bry waren inzwischen wieder vereint. Beide besuchten das Realgymnasium Treptow in der Neuen Krugallee 6.
So wie überall in Deutschland veränderte sich auch die Atmosphäre in der Schule. Sie waren drei »Nichtarier« in der Klasse. Joachim Marcuse, der nach wie vor als »konfessionslos« galt, sein Freund Ernst Bry, ein Jude, und Rudolf Friedländer, der einen jüdischen Großvater hatte und frommer Protestant war. Im Jahre 1932, also noch vor der Machtübergabe an die Nationalsozialisten, die Jungen waren 15 Jahre alt, wurde für einen Deutsch-Aufsatz das Thema »Museumsbesuch« gestellt. Joachim Marcuses sozialistisch-pazifistische Haltung veranlaßte ihn, über das »Antikriegsmuseum«[4] zu schreiben. Sein polemischer dritter Teil war Anlaß für eine Auseinandersetzung mit Dr. Mathäsius, dem Deutschlehrer. Joachim wurde vor die Klasse zitiert:
»Marcuse, Sie können von Glück sagen, daß Sie nicht relegiert werden, wie es das Kollegium vorschlug. Wir dulden keine Politik in der Schule! Sie werden innerhalb einer Woche einen neuen Aufsatz abgeben. Setzen!«
Etwa zur gleichen Zeit verteilte der Klassenkamerad und HJ-Führer Grassmann den »Angriff«, die Zeitung der Berliner NSDAP. Als sich daraufhin Ewald Mar-



Mit Joachim Marcuses Eintritt in die Jüdische Gemeinde wurde sein Ausweis mit dem »J« gekennzeichnet

cuse in einem Brief an Kultusminister Adolf Grimme beschwerte, gab es in der Aula der Schule eine lasche Rede des Direktors Sievken, in der er auf die Einhaltung von Verordnungen hinwies. Kein Hinweis auf Relegation oder sonstige Bestrafung des Täters. Nichts, was ihn von weiterer nationalsozialistischer, antijüdischer Propaganda abhielt. Joachim wollte nicht mehr in dieser Schule bleiben. Er versuchte, sich für das Schuljahr 1934 in der Karl-Marx-Schule in Neukölln anzumelden. Aber der Direktor Fritz Karsen riet ihm ab. Seine Tage an dieser Schule seien gezählt.[5] Joachim solle versuchen, so lange es möglich war, in Treptow zu lernen. Im Herbst 1933 mußte Joachim Marcuse das Realgymnasium aus der Obersecunda verlassen.

Im gleichen Jahr begann Joachim Marcuse eine kaufmännische Lehre bei der renommierten Edelhoz- und Furnierhandlung der Gebrüder Freudenheim in der Frankfurter Allee. 1937 bekam er noch ganz offiziell durch die Berliner Handelskammer seinen Abschluß als Handelsgehilfe. Von da an arbeitete er fest bei den Gebrüdern Freudenheim.

Nach dem Pogrom am 9. November 1938 wurde die Firma »arisiert«. Joachim Marcuse fand eine neue, wenn auch freie Anstellung auf Provisionsbasis bei Richard Häussler, der die Firma »übernommen« hatte. Inzwischen war Joachim ein Fachmann für die Berliner Möbelindustrie und Tischlereien geworden. Er kannte sich aus in den Furnierlagern, und das wußte nicht nur Richard Häussler. Auch Sigurd Larsen[6], ein dänischer Furnierhändler, den Joachim Marcuse schon als Lehrling bedienen durfte, wurde auf den versierten jungen Mann aufmerksam. Zwischen den beiden wurden Geschäftsverbindungen geknüpft, die zu einer freundschaftlichen Beziehung wurden. Diese Freundschaft rettete Joachim Macuse und anderen das Leben.

Auch für Joachim Marcuse tat sich mit dem Erlaß der Nürnberger Gesetze die Frage auf, welcher Religionsgemeinschaft er denn nun beitreten solle. Er mußte sich auf Grund einer Regelung in Groß-Berlin, die Konfessionslosigkeit nicht zuließ, entscheiden. So meldete er sich 1935 bei der Jüdischen Gemeinde an. Seinen, für Nichtjuden auch heute noch schwer zu verstehenden Schritt begründet Joachim Marcuse selbst: »Ich wollte unter keinen Umständen zu der ›Masse deutscher Volksgenossen‹ gehören, die bei jeder Gelegenheit bereit sein mußte, Hitler zu ›heilen‹. Auch wollte ich nicht ihm die Treue schwören und als Soldat für ihn und die anderen Nazigrößen im lange geplanten Krieg umgebracht werden. Wenn ich schon draufgehen sollte, dann in Solidarität mit den Verfolgten, mit denen, die ohne Grund immer die Prügelknaben spielen mußten. Meine Wahl hat mir nicht nur das Leben, sondern auch mein gutes Gewissen gerettet.«[7]

Die sozialen Aufgaben der jüdischen Gemeinde wuchsen ständig. Auch Joachim Marcuse hatte sich freiwillig für Sammelaktionen gemeldet. Er bekam eine Adressenliste mit den Namen jüdischer Familien, stand auch mit einer Sammelbüchse bei Konzert- und Theaterveranstaltungen des jüdischen Kulturbundes. Nach offiziellem Muster wurde durch die Jüdische Gemeinde eine »Winterhilfe« eingerichtet.

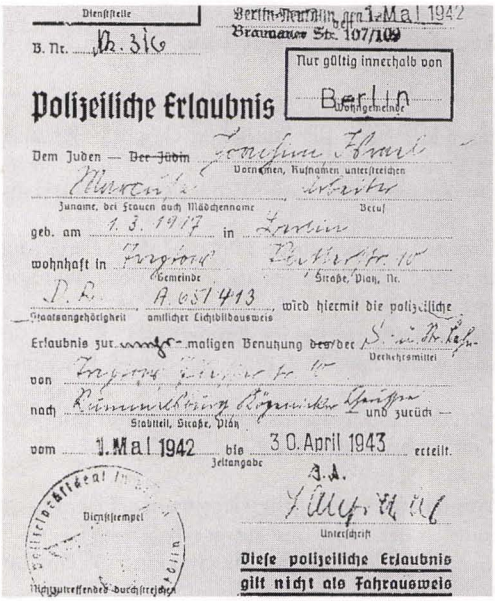
Nachdem im Jahre 1938 die Repressionen schier unerträglich geworden waren, die verschiedenen auf die Vetreibung der Juden aus Deutschland gerichteten

»Aktionen« Angst und Schrecken verbreiteten, wuchs die Unruhe. Viele der jüdischen Familien sahen ihre soziale und politische Ausgrenzung, keiner wollte aber Deutschland gern verlassen. Sie waren ja Deutsche.
Im Sommer 1939 wurde Joachim Marcuse zur Arbeit bei einer Eisenbahn- und Kleinbahnbaufirma in Falkensee zwangsverpflichtet. Keine leichte Arbeit, denn es mußten Schienen und Weichen getragen und befestigt werden. Gleich am dritten Tag seines Einsatzes wurden ihm durch eine heruntergefallene Schiene beide Füße gebrochen. Noch durfte er behandelt werden, und er bekam sogar einen ärztlich verordneten »Schuhschein« für orthopädische Schuhe, damit keine bleibenden Schäden entstünden. Er war ein junger Mann, der als Arbeitskraft billig war. Und noch gab es nicht die vielen Kriegsgefangenen aus Polen, die dann diese Arbeit verrichten würden.
Aber Joachim Marcuse hatte nicht vor, zu dieser Arbeit zurückzukehren. Durch die Intervention seines ehemaligen Chefs Häussler im Arbeitsamt für jüdische Zwangsarbeiter in der Fontanepromenade gelang der Absprung. Joachim Marcuse wurde zum Ende des Sommers 1940 als Vorarbeiter einer etwa 60 Mann starken jüdischen Gruppe und einer größeren Gruppe polnischer Kriegsgefangener in der Furnier- und Sperrholzfabrik David Francke eingesetzt. Mit dieser Arbeit und der Gewöhnung an die Ausgrenzung und all das Schreckliche, was dem jüdischen Teil der Berliner Bevölkerung angetan wurde, vergingen die Jahre 1940 und 1941.
Es kursierten Gerüchte von Ghettos in Riga, Warschau, Lodz und von dem, was dort geschah. Ehepaare berieten, wie es ihnen möglich sein würde, auch beim Transport an diese Orte zusammenzubleiben. Verlobte heirateten, damit sie als Ehepaare zusammenbleiben konnten. Joachim Marcuse hatte Gerda Berlowitz bei den Veranstaltungen des Jüdischen Kulturbundes kennengelernt. Sie verstanden sich gut, vor allem, weil beide sich der sozialistischen Bewegung zugehörig fühlten. Joachim Marcuse und Gerda Berlowitz meldeten beim Rathaus Treptow ihr Aufgebot an und heirateten dort am 2. Januar 1942.

Die Flucht aus Deutschland

Die soziale Lage der Familie Marcuse spitzte sich dramatisch zu. Das wenige, was verdient wurde, reichte nicht zum Leben. Gerdas Eltern wurden deportiert. Viele Bekannte und Freunde auch. Erst jetzt, wo es faktisch keinen Ausweg mehr gab, wollten Joachim und Gerda Marcuse fliehen, Deutschland verlassen. Doch wohin. Westeuropa war okkupiert. Außerdem kannten sie dort niemanden. Nur in Dänemark, in Kopenhagen, wo die Frau von Sigurd Larsen lebte. Joachim Marcuse verabredete sich mit ihm, um ihn um Hilfe zu bitten. Aber Larsen gefiel der Plan, illegal mit einer Furnierlieferung nach Dänemark zu emigrieren, nicht.
Als okkupiertes Land sei es für Flüchtlinge zu gefährlich, auch wolle er seine eigene Familie nicht gefährden. Aber er wolle sich Gedanken machen und sich wieder melden. Joachim Marcuse kannte Larsen als einen Menschen, der auch im Geschäftlichen nichts über das Knie brach und entschied sich, ihn nicht zu bedrängen. Er wußte, daß Larsen liberal dachte und dem Nationalsozialismus Abscheu entgegenbrachte. So wartete er ab.

Es kann Anfang des Sommers 1942 gewesen sein, als sich Larsen wieder meldete. Schweden sollte Ziel der Flucht sein. Es sei ein neutrales Land, das für seine großzügige Flüchtlingspolitik bekannt sei. Da er für schwedische Kunden jetzt eine größere Lieferung an Furnieren vorbereite, wäre es möglich, Joachim und Gerda Marcuse im Waggon versteckt, über die Grenze nach Schweden zu bringen. Er rechne mit der Lieferung um die Weihnachtszeit 1942.
Das war eine lange Zeit für die Marcuses. Fast ein halbes Jahr noch. Ringsum waren viele Berliner Juden deportiert worden. Wann mußten sie sich melden? Würden sie noch vorher fliehen können? Es eilte. Fieberhaft bereitete Joachim die Flucht vor. Es mußten Lebensmittel für etwa drei Wochen gesammelt werden, Decken, ein kleiner Kocher, Spiritus, ein Eimer, Zeitungspapier für die Abfälle, Kanister und Flaschen für Getränke. Und das alles in einer Zeit, in der für Juden sogar der Brotkanten wertvoll war. Und wie sollte das alles im Waggon verstaut werden, ohne daß es auffiel und trotzdem noch Platz für zwei Menschen blieb, die ja dort vielleicht drei Wochen überleben mußten.
Nebenbei mußte die eigentliche Flucht organisiert werden. Um einen Waggon zu füllen, waren zwei Pferdefuhrwerke mit Furnieren notwendig. Es mußte mit der Leitung der Firma Francke geklärt werden, daß Joachim Marcuse das Verladen überwachen und er seine Hilfskräfte selber auswählen konnte. Es mußte auch jemand gefunden werden, der sie bei ihrer Arbeitsstelle für die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr krank meldete. Das gelang. Eine Woche vor der Flucht weihte Joachim Marcuse seine »Hilfskraft« Kurt Lewin in den Plan ein. Ob er denn mitkommen wolle nach Schweden. Gefährlich sei es schon, denn es könne schief gehen. Kontrollen auf der Strecke oder an der Grenze, Fliegerangriffe, ein Umleiten der Fracht. Wer wußte denn, was alles passieren konnte. Trotzdem stimmte Kurt Lewin sofort zu. Besser so gefaßt zu werden, als das Warten auf die Deportation oder das illegale Leben.



Dienststelle Berlin-Neukölln, den 1. Mai 1942
B. Nr. Nk. 316 Braumanns Str. 107/109

Polizeiliche Erlaubnis

Nur gültig innerhalb von Berlin (Wohngemeinde)

Dem Juden — ~~Der Jüdin~~ Joachim Israel Marcuse, Arbeiter
Vornamen, Rufnamen unterstreichen — Familienname, bei Frauen auch Mädchenname — Beruf

geb. am 1. 3. 1917 in Lorup
wohnhaft in Fürstenau, Bahnhofstr. 10
Gemeinde — Straße, Platz, Nr.

P. P. A 051413, wird hiermit die polizeiliche
Staatsangehörigkeit — amtlicher Lichtbildausweis

Erlaubnis zur ~~wie~~-maligen Benutzung ~~der~~ der S. u. B. Bahn
Verkehrsmittel

von Fürstenau, Bahnhofstr. 10
nach Rönnskär, Bäckerei Hansson und zurück
Stadtteil, Straße, Platz

vom 1. Mai 1942 bis 30. April 1943 erteilt.
Zeitangabe

Dienststempel — A. A. — Unterschrift

Diese polizeiliche Erlaubnis gilt nicht als Fahrausweis

Nichtzutreffendes durchstreichen

Polizeiliche Erlaubnis zur Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel von der Wohnung bis zur Arbeitsstelle



Von rechts nach links: Joachim und Gerda Marcuse und Kurt Lewin nach ihrer Flucht im Flüchtlingslager in Alingsås

Es grenzte fast an ein Wunder, daß dann doch alles klappte. Am 22. Dezember 1942 verluden Joachim Marcuse und Kurt Lewin den Inhalt des ersten Fuhrwerks, am 24. Dezember dann den des zweiten. Den Kutscher schickten sie nach Hause. Schließlich sei Weihnachten und die Familie würde doch sicherlich warten. So konnten sie die etwa zwei mal zwei Meter große Lücke unter der Waggonluke unbeobachtet bauen. Ihr »Gepäck« transportierten am 23. Dezember 1942 die Tochter des Tabakhändlers in der Elsenstraße gemeinsam mit ihrem Verlobten. Sie hatten sich vom Kohlenhändler einen Handwagen geliehen und alles zum Güterbahnhof Treptow[8] gebracht. Gegen 17.00 Uhr kam Gerda Marcuse wie verabredet zum Güterbahnhof. Auch Sigurd Larsen mit der Exportgenehmigung, dem Frachtbrief und den Zollpapieren und um alles noch einmal zu prüfen. Als die drei Flüchtlinge sich von Larsen verabschiedet hatten, krochen sie in ihr Versteck. Sigurd Larsen verschloß den Waggon, rief ihnen ein »Viel Glück« und »Auf Wiedersehen« zu und ging. Wer wußte, ob man sich noch einmal wieder sah. Am 28. Dezember 1942, vier Tage des Wartens waren vorüber, wurde der Waggon von Berlin nach Saßnitz geleitet, am 31. Dezember 1942 gegen Mittag auf die Fähre geschoben, um 17.00 Uhr landeten sie in Trelleborg. Nach etwa zwei Stunden hielten sie es dann nicht mehr im Waggon aus. Bei -20 °C Außentemperatur wurde es zu kalt darin. Mit dem letzten Zug des Jahres fuhren sie nach Malmö und kamen dort an, als die Neujahrsglocken das Jahr 1943 einläuteten. In Malmö gingen sie zur Polizei und baten um politisches Asyl. Eine Woche später kamen sie dann in das Flüchtlingslager »Nolhagaslott« in Alingsås[9].
Alle drei haben überlebt. Joachim Marcuse arbeitete bis zu seinem sechsundsechszigsten Lebensjahr als Edelholz- und Furnierspezialist in Schweden, wo er eine neue Familie gründete und auch jetzt lebt; Kurt Lewin, der in Schweden ein bekannter Philharmoniker wurde, heiratete eine Schwedin und blieb dort; Gerda Marcuse ging nach ihrer Scheidung von Joachim Marcuse nach Israel, um dort als Dina Weil ihren Traum vom Nutzbarmachen brachliegenden Landes mit ihren Händen und in gemeinsamer Arbeit mit anderen zu verwirklichen.

Anmerkungen

1 Joachim Marcuse hatte 1935 Kurt Lewin im Jugendorchester der Jüdischen Gemeide kennen gelernt.
2 Gedenkbuch für die Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland von 1933–1945
3 Joachim Marcuses Mutter, Käthe Marcuse, geb. Ziethen, nahm sich im Mai 1937 das Leben. Aus Angst um die Zukunft und Sorge um ihren Mann und den Sohn sprang sie auf dem Bahnhof Wannsee vor den einfahrenden Zug. Sie war sofort tot.
4 Das »Antikriegsmuseum« befand sich in der Parochialstraße im Bezirk Tempelhof.
5 Fritz Karsen, der Direktor der Karl-Marx-Schule, wurde am 21.2.1933 aus dem Schuldienst entlassen
6 Sigurd Larsen half vielen seiner jüdischen Geschäftsfreunde in Deutschland, indem er ihr Geld ins Ausland schleuste und ihnen so dort einen Neubeginn ermöglichte.
7 Auszug aus einem Brief von Joachim Masrcuse vom 4.3.1993.
8 Gemeint ist der ehemalige Güterbahnhof Treptow, der nach 1961 stillgelegt wurde. Er befindet sich zwischen den Bezirken Treptow und Neukölln, in der Nähe des Mergenthalerrings.
9 Über die acht Tage der Flucht im Waggon nach Schweden hat Joachim Marcuse eine Geschichte geschrieben und mit ihr an einem Literaturwettbewerb in Schweden teilgenommen.

Spuren V

Von ANJA SCHINDLER

Gerd Cohn, Treptow, Plesserstraße

Auch in Treptow leben laut Jüdischem Adreßbuch aus dem Jahre 1931 viele Familien mit dem Namen »Cohn«. Eine davon ist die des Hans Cohn in der Plesserstraße. Die Hausnummer ist leider nicht mehr lesbar.
Vergeblich sind die Bemühungen, etwas Näheres über diese Familie in Erfahrung zu bringen: zu häufig ist dieser Name und viel zu gering die vorhandenen Informationen. Der Zufall bringt dann doch eine Spur. Helmut Kallmann aus Kanada schreibt im Mai 1992 »... auf der Oberschule der Jüdischen Gemeinde 1938 bis 39 hatte ich einen Mitschüler Gerd (Gerhard) Cohn. Wir hatten einmal einen Klassenabend in der Wohnung seiner Eltern in Treptow. Der Erinnerung nach war es in der Gegend zwischen Landwehrkanal und Elsenstraße ...«[1] Unsere gemeinsamen Recherchen ergeben dann folgendes: Der im o. g. Adreßbuch genannte Hans Cohn ist mit größter Wahrscheinlichkeit der Vater des ehemaligen Mitschülers Gerd. Dieser macht 1940 an der Oberschule der Jüdischen Gemeinde in Moabit sein Abitur. Später taucht er mit gefälschten Papieren unter. Er hat anscheinend Kontakte mit kriminellen Personen, die die Notlage der Berliner Juden schamlos ausnutzen und ihre »Geschäfte« machen. Eines Tages hat Gerd Cohn eine Verabredung mit solchen Leuten, und mit viel Geld und seinen gefälschten und sehr wertvollen Papieren begibt er sich zum vereinbarten Treffpunkt. Von diesem Treffen kommt er nicht zurück. Freunde vermuten, daß er – wahrscheinlich des Geldes wegen – getötet wurde. Selbstverständlich kann niemand von jenen, die ja selbst im Untergrund leben, eine Anzeige bei der Polizei aufgeben.

Rosa und Elise Beermann, Johannisthal, Trützschlerstraße 22

Seit Dezember 1939 wohnen die beiden unverheirateten Schwestern Rosa und Elise Beermann bei der Jüdin Sara Caspary zur Untermiete in Johannisthal, Trützschlerstraße 22. Diese Wohnung wird später zur sogenannten »Judenwohnung« erklärt. Sara Caspary gelingt es, nach England zu emigrieren[2], die Geschwister Beermann verbleiben in der Wohnung. Aus den Fragebögen, die sie für die Oberfinanzdirektion wenige Tage vor ihrer Deportation ausfüllen müssen,[3] erhalten wir einige Informationen über sie. Rosa Beermann ist am 5. Juli 1873 in Berlin geboren. Sie hat keinen Beruf, und sie ist nicht verheiratet. Elise Beermann ist am 7. April 1876 in Dresden geboren. Auch sie unverheiratet. Sie erlernt einen Beruf, sie wird Kontoristin. Am 13. Januar 1942 werden die Schwestern nach Riga deportiert und dort ermordet.[4]
Bekanntlich werden die sogenannten »Judenwohnungen« nach der Deportation ihrer einstigen Bewohner versiegelt, ein Gerichtsvollzieher oder eine andere beauftragte Person überprüft anschließend die Wohnungen nach »verwertbaren« Möbeln und anderen Gegenständen. Oftmals sind die Gerichtsvollzieher erfolglos.

Längst sind entsprechende Möbel, Schmuckstücke, Kunstgegenstände von den Juden unter materiellem Zwang verkauft worden. Aber in der Wohnung der Geschwister Beermann wird man »fündig«: Am 17. März 1942 schreibt der Bezirksbürgermeister des Verwaltungsbezirks Treptow der Reichshauptstadt Berlin an den Oberfinanzdirektor mit dem Betreff »Verwertung der in Judenwohnungen vorgefundenen Sachen«.[5] Er teilt mit, daß man eine »goldene Damenuhr« und eine »goldene Kneiferfassung« gefunden und diese Gegenstände »nachgewiesenermaßen« in die Städtische Pfandleihanstalt gebracht hat. Außerdem übergibt man mit diesem Schreiben einen goldenen Ring und eine Anstecknadel. Und selbstverständlich erbittet man sich von der Oberfinanzdirektion eine Empfangsbestätigung für diese Information bzw. die beigelegten Stücke.
Die Verfolgung, Enteignung und die Ermordung der deutschen Juden war auch eine höchst bürokratische Angelegenheit: Alles geschah auf Gesetzesgrundlage und mit der den Deutschen eigenen Gründlichkeit.

Der Bezirksbürgermeister

des Verwaltungsbezirks Treptow der Reichshauptstadt Berlin

Postanschrift des Absenders:
Bezirksbürgermeister des Verwaltungsbezirks Treptow
Berlin-Treptow, Neue Krugallee 2

Fernruf: 68 91 71, Stadtverm. 4341, Hausanruf 170
Zahlungen an die Stadtkasse Berlin-Treptow
Girokonto 60031 bei der Girokasse 6 der Berliner Stadtbank
Postscheckkonto: Berlin 9866

An D. F a c h !

den Herrn Oberfinanzpräsidenten
(Vermögensverwertung - Außendienststelle Münzstraße-)
in B e r l i n C 2,
Münzstraße 12.

Ihre Zeichen:	Ihre Nachricht vom:	Mein Zeichen:	Tag:
		Fin. 1.	17. März 1942.

Betrifft: Verwertung der in Judenwohnungen vorgefundenen Sachen.

In der Judenwohnung Rosi Sara und Elise Sara B e e r m a n n - Ob.-Fin.-Prüf.-Nr.5127/5128 - (Untermieterinnen bei Caspary) in Berlin-Johannisthal, Trützschlerstraße 22, sind u.a. vorgefunden worden:

eine goldene Damenuhr.
eine goldene Kneiferfassung.

(Die beiden Gegenstände sind nachgewiesen in dem der Städtischen Pfandleihanstalt - Abt.IV - eingereichten Inventarverzeichnis vom 5. März 1942 unter laufende Nr.27 und 34.)

Beifolgend übersende ich die Uhr und die Kneiferfassung.

Einen Durchschlag dieses Schreibens füge ich mit der Bitte um Empfangsbestätigung bei.

Im Auftrag.

Ferner lagen der Sendung bei:
1 goldener Ring
1 Anstecknadel.

Familie Anschel, Johannisthal, Trützschlerstraße 2

Max Anschel ist am 10. November 1888 in Rogasen geboren. Er ist Schuhmacher von Beruf. Ob er diese Arbeit in seiner Wohnung ausübt oder in einer Werkstatt, ist nicht bekannt. Seine Frau Hulda ist eine geborene Petrowski, geboren am 20. April 1893 in Wongrowitz. Der gemeinsame Sohn Werner ist am 12. September 1928 in Berlin geboren.[6] Sehr wahrscheinlich ist es, daß Max Anschel nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten seinen Beruf aufgeben muß, die Familie kaum über größere finanzielle Möglichkeiten verfügt, um Deutschland mit den erforderlichen Ausreisepapieren verlassen zu können. Max, Hulda und Werner Anschel müssen ihre Wohnung in der Trützschlerstraße verlassen und in eine sogenannte »Judenwohnung« ziehen. Diese befindet sich in der Landsberger Straße 120, parterre, 2. Hof. Hier, in dieser Wohnung, erhalten alle drei die Aufforderung, sich im Arbeitsamt für Juden in der Fontanepromenade zu melden und ihre Arbeitszuweisung abzuholen. Alle drei werden zur Arbeit in der Firma »W. Swiska-Theaterschuh-Manufaktur Berlin« verpflichtet. Im Zuge der sogenannten »Fabrik-Aktion«[7] werden Max, Hulda und Werner Anschel vom Arbeitsplatz am Tempelhofer Ufer weggeholt und in die Große Hamburger Straße gebracht. Am 3. März 1943 fahren Vater, Mutter und der Sohn mit dem 33. Transport in den Osten. Die Endstation ist Auschwitz – keiner überlebt.[8]
Max, Hulda und Werner Anschel sind nicht die einzigen jüdischen Zwangsarbeiter bei Herrn Striska. 38 jüdische Frauen und Männer arbeiten in seiner Firma – alte und junge. Am 17. August 1943 schickt Striska eine Aufstellung über die bei ihm beschäftigt gewesenen Juden und die »Restlöhne der evakuierten Juden« an den Oberfinanzpräsidenten.[9] Ordnungsgemäß rechnet er das Geld ab, das er per Postscheck an die »Vermögensverwertungsstelle« der Oberfinanzdirektion überweist. In der Namensliste von Striska ist ein weiterer jüdischer Zwangsarbeiter aus Treptow aufgeführt: Markowski, Jaques, geboren am 9. Dezember 1924 in Berlin, wohnhaft in Baumschulenweg, Rinkartstraße 27. Eine Akte im Landesarchiv Berlin mit diesem Namen existiert nicht. Aber im Gedenkbuch erscheint Jaques Markowski als »verschollen in Auschwitz«.[10]

Anmerkungen

1 Original im Besitz d.V.
2 Akte der Oberfinanzdirektion 1626/44, Landesarchiv Berlin
3 Akten der Oberfinanzdirektion VIII/5127 und VIII/5128, Landesarchiv Berlin
4 Gedenkbuch für die Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945, a. a. O.
5 siehe Anmerkung 3
6 Akte der Oberfinanzdirektion VIII/5127, a. a. O.
7 Akte der Oberfinanzdirektion 47/29067, a. a. O.
8 Am 27. 2. 1943 verhaftet die SS die in Berliner Betrieben beschäftigten jüdischen Zwangsarbeiter und deportiert die Mehrheit von ihnen in den darauffolgenden Tagen in die Todeslager im Osten.
9 Akte der Oberfinanzdirektion 47/29067, a. a. O.
10 Gedenkbuch für die Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945, a. a. O.

»Nicht das Schicksal anklagen, sondern kämpfen!«

Shlomo Drori (Günter Krebs), Treptow, Am Treptower Park 54[1]

Bearbeitet von RONALD FRIEDMANN

Ich wurde 9. Oktober 1920 in Berlin geboren. Als ich vier Jahre alt war, starb mein älterer Bruder. Er war erst zehn Jahre alt. Auch mein jüngerer Bruder, der 1926 geboren wurde, starb als Kind, im Alter von fünf Jahren. Ich selbst erkrankte als Zehnjähriger an Enzephalitis. Seither bin ich behindert. Noch heute schrecke ich vor dem Ausdruck »verkrüppelt« zurück. Meine Eltern waren in jener Zeit völlig erschlagen, unfähig, so viele Schicksalsschläge zu ertragen. So war ich völlig allein gelassen, außer Mitleid hatte ich nichts. Und Mitleid war das Letzte, was ich wollte. Ich hatte die Kontrolle über mein rechtes Bein verloren und ich war wegen des ständigen Zitterns unfähig, die rechte Hand zu benutzen, bei jeder Tätigkeit, die Genauigkeit verlangte. Meine Behinderung beherrschte also jeden Moment meines täglichen Lebens, alles, was ich tat: gehen, sitzen, liegen, essen, schreiben. Doch ich gab nicht auf, ich war entschlossen, ein mehr oder weniger normales Leben zu führen. Und ich kann sagen, daß mein Grundsatz war: Nicht das Schicksal anklagen, sondern kämpfen für ein lebenswertes Leben!

Doch zurück zu den trockenen Tatsachen: 1926 kam ich nach Treptow. Die ersten beiden Jahre der Volksschulpflicht verbrachte ich nicht in der Schule, sondern hatte Privatunterricht, zusammen mit einem Nachbarskind. (Mit diesem Jungen hatte ich sechs Jahre lang die engsten Beziehungen, bis das Naziregime uns trennte. Ich weiß, daß er noch lebt, doch ich möchte keinen Kontakt mit ihm haben.) Danach besuchte ich zwei Jahre die Volksschule in Treptow. 1931 wurde ich in das Treptower Realgymnasium eingeschrieben. Dort besuchte ich die Sexta und die Quinta. Im Frühjahr 1933 zogen wir nach Charlottenburg um und ich begann, in die jüdische Privatschule Kaliski im Grunewald zu gehen. Dort war ich drei Jahre, bis wir 1936 auswanderten. Bis zum Alter von 15 Jahren besuchte ich also Schulen in Deutschland. Ich war kein schlechter Schüler, trotz der enormen Schwierigkeiten beim Schreiben. Es ist sonderbar, aber ich persönlich spürte niemals Antisemitismus, obgleich ich die drei Eigenschaften besaß, die die Nazis am meisten haßten: ich war jüdisch, intelligent und verkrüppelt.

9 Jahre lang lebte ich in einer Kindergemeinschaft. Mit meinen Eltern hatte ich wenig Verbindung: Ich verbrachte alle Ferien in Internaten, und während meiner letzten vier Schuljahre war ich von morgens bis abends nicht zu Hause. Dies war kein leichtes Leben für mich, war ich doch behindert in Bezug auf so viele Dinge, die in der Kindheit im Mittelpunkt des Lebens stehen: Sport, Spiele, handwerkliche Betätigung, Zeichnen usw. Hinzu kam, daß die Behinderung und meine äußere Erscheinung auf viele abstoßend wirkten. Kinder können sehr grausam sein.

Glücklicherweise sorgte Gott während meiner Schuljahre für eine andere Art von Stütze: ich hatte – zu verschiedenen Zeiten – zwei Freunde, die mir mehr als Brüder waren, wir waren ein Herz und eine Seele. Einer war Deutscher und wurde später Nazi, der andere war Jude und wurde von den Nazis ermordet.

Es war 1936, als mein Leben, bisher so abgesondert von der Umgebung, in die Wirklichkeit hineingezogen wurde. Mein Vater, ein Zahnarzt, verlor seine Arbeitserlaubnis. Und so wurde die Emigration die einzige Lösung. Obgleich keine Zionisten, entschieden sich meine Eltern für Palästina als dem einzigen möglichen Ort, ein neues Leben zu beginnen.[2]

Bis zur Machtübernahme durch die Nazis war ich mir meines Jüdisch-Seins kaum bewußt, meine Eltern waren reichlich assimiliert und keineswegs religiös. Die einzigen Juden, die ich kannte, waren die Familienmitglieder. Das änderte sich erst, als ich in eine jüdische Schule geschickt wurde, jetzt war ich in einer völlig jüdischen Gemeinschaft. Das hätte eine enorme Veränderung bedeuten müssen, doch praktisch war wenig Unterschied. Wir waren assimiliert und weltlich erzogen. Äußere Umstände hatten uns zusammengebracht, kein Gefühl einer gemeinsamen Identität. Doch niemand – auch Kinder und Jugendliche nicht – kann in einem persönlichen und geistigen Vakuum leben: Wir waren nicht länger Deutsche, so mußten wir eine neue Identität finden. Und da wir alle nicht religiös erzogen waren, konnte die einzige Lösung nur der Zionismus sein. Das Ergebnis war, daß die meisten Schüler begeisterte Zionisten wurden, und ich selbstverständlich auch.

So war es ganz natürlich, daß ich begeistert war, in die neue alte Heimat zu kommen. Ich konnte in meiner Unwissenheit und Unerfahrenheit nicht ahnen, wie viele Probleme auf mich zukommen würden, deren Lösung von mir kaum zu beeinflussen war. Meine Eltern wollten, daß ich, ungeachtet der großen finanziellen Belastung, die das für sie bedeuten würde, die Schule fortsetze, denn sie hielten es für unmöglich, daß ich jemals körperlich arbeiten könnte. Zuerst stimmte ich zu. Doch da bis zum Schulbeginn noch einige Monate Zeit waren, begann ich, mich im Lande umzusehen. Und sehr bald wußte ich, was meine neue Heimat



Mit den Eltern im Urlaub, 1927



Als Bauer in Palästina, etwa 1939

am dringendsten brauchte. Arzt, Anwalt, Ingenieur, Lehrer, Händler, Geschäftsmann, das waren die Berufe der Juden in der Diaspora gewesen, das Land hatte jetzt mehr als genug von ihnen. Es gab Mangel in nur einem Beruf, dem unjüdischsten aller Berufe: dem des Bauern!

So erklärte ich meinen Eltern, daß ich mich entschlossen hätte, nicht mehr auf die Schule zu gehen, sondern Bauer zu werden und das Land meiner Vorväter zu bearbeiten, die Kette, die vor 2000 Jahren unterbrochen wurde, wieder zu erneuern. Es ist zu bemerken, daß ich zuvor in meinem Leben keinerlei körperliche Arbeit geleistet oder irgendwelche Beziehungen zur Landwirtschaft gehabt hatte. Ich war aufgewachsen als Stadtkind in einer Intellektuellen-Familie. Meine Eltern waren demzufolge sehr schockiert. Aber sie waren viel zu sehr mit ihren eigenen Problemen befaßt, als daß sie wirksamen Widerstand gegen meine Entscheidung hätten leisten können. So wurde ich Bauer: ein körperlich behinderter Junge von 16 Jahren, aufgewachsen in einer europäischen Metropole. Ich bearbeitete das Land 43 Jahre lang; zweimal mußte ich völlig von vorn anfangen, eine neue Farm in einem neuen Dorf aufbauen.

Ich hielt mich für glücklich. Ich war doch ein guter Zionist, ein Pionier und Verteidiger der Heimat. Doch tief in meinem Herzen fühlte ich anders: ich nutzte mich körperlich aus, aber ich war geistig leer und so schrecklich einsam. Ich hatte praktisch keinen gesellschaftlichen Verkehr, auf der Farm lebte ich allein mit meinen beiden Eltern. Und als mein Vater im Alter von 59 Jahren starb, nur noch mit meiner Mutter. Erst als ich 32 Jahre alt war, lernte ich eine Frau kennen, die bereit war, mich so zu nehmen, wie ich war – mit meiner Behinderung. Nach neunjähriger Ehe war klar, daß wir keine eigenen Kinder haben würden. So adoptierten wir ein einjähriges Mädchen. Ich war traurig, daß es keine Drori-Dynastie von Bauern geben würde, aber froh, daß wir nun ein Kind in der Familie hatten.

Die Jahren zogen vorüber, der tägliche Kampf überschattete alles. Der Staat Israel und sein Volk ähnelten mehr und mehr allen anderen Ländern und Völkern, die Träume und Ideale gehörten der Vergangenheit an. Die erträumte neue Gesellschaft entstand nicht, die Menschen wurden mehr und mehr egoistisch, politisch geleitet oder religiös fanatisch. Und mein persönliches Leben näherte sich einem Punkt, an dem ich eine Entscheidung treffen mußte: Sollte ich aufhören zu arbeiten und die Farm verkaufen oder sollte ich weitermachen und meine Kräfte bis zum Letzten verbrauchen?

Einige Jahre lang war ich nicht fähig, einen Entschluß zu fassen. Doch dann nahm mir mein Körper die Entscheidung ab: Ich konnte einfach nicht mehr. So verließ ich 1978 das Dorf und kam nach Haifa. Ich war 58 Jahre alt, körperlich verbraucht, aber geistig wach und hungrig. Finanziell hatte ich genug, um ein bescheidenes Leben zu führen. Doch die entscheidende Frage war, was ich mit den Jahren tun sollte, die noch vor mir lagen. Wie sollte ich nach 43 Jahren Arbeit plötzlich die tägliche Leere ausfüllen?

Als ich vor mehr als vierzig Jahren die Landwirtschaft als meinen Beruf wählte, war es mir völlig klar, daß dieser Schritt weit mehr war als die Entscheidung über ein Verdienstmittel oder eine Beschäftigung. Ich wollte etwas tun, das mehr war als ein Sorgen für meine persönlichen Bedürfnisse, ich wollte aktiv teilnehmen an

dem Traum vom Wiederaufbau der alten Heimat nach 2000 Jahren Abwesenheit. Und diese Arbeit wollte ich tun trotz meiner Behinderung. 2000 Jahre lang waren Juden keine Bauern gewesen, Boden und Natur wurden ihnen fremd, mit der Erde verwurzelt sein etwas Unverständliches. Doch in Israel war das anders: ein normales Volk lebte in seinem Land. So gab meine Arbeit als Bauer meinem Leben seinen Sinn. Die Arbeit war eine Entschädigung für alle Schwierigkeiten und Enttäuschungen, die ich erlebt hatte. Doch nun sollte mit all dem Schluß sein, die nackten Tatsachen sollten meine Träume vernichten, die einzige seelische Stütze, die ich besaß, sollte mir für immer genommen werden. So verschlimmerte sich mein seelischer Zustand schon bevor ich den entscheidenden Schritt getan hatte. Ich zerbrach mir den Kopf, ich mußte eine Antwort für meine Probleme finden.

Da ich zeitlebens nicht religiös gewesen war, war für mich die Philosophie der Weg, eine Antwort zu suchen. Und diesen Weg beschritt ich auch. Drei Jahre lang studierte ich hauptsächlich den Existentialismus, die Hauptrichtung moderner Philosophie. Mein wichtigster Lehrer war Jaspers, ich las auch Heidegger, Kierkegard, Pascal, Marcel usw. Doch je mehr ich las, je mehr ich über die zahllosen philosophischen Ideen nachdachte, desto mehr wurde ich verwirrt. Mehr und mehr gewann ich den Eindruck, daß all diese Gedanken rein theoretisch waren, vollkommen losgelöst von der Wirklichkeit, ein reines Produkt des menschlichen Verstandes, tatsächlich ein bloßes Spielen mit unbewiesenen Worten und Gedanken.

So verließ ich diese Beschäftigung. Doch ich hatte schon etwas früher eine andere Idee gehabt, wie ich meine Zeit ausnutzen konnte, nachdem mein Lebenstraum ausgeträumt war. Diese Idee war reichlich außergewöhnlich: Ich wollte Bücher schreiben. Das Absurde an diesem Entschluß war, daß ich nie zuvor irgend etwas geschrieben hatte. In der Schule hatte ich schwer arbeiten müssen, um einen Aufsatz von minimaler Länge zustande zu bringen. Dennoch schrieb ich zwei Romane, die sich mit historischen Themen befaßten: Zionismus, der Aufbau des Landes und der arabisch-jüdische Konflikt. Beide Werke waren um persönliche Schicksale aufgebaut, reichlich spannend und ziemlich umfangreich. Das erste Buch – »Giora« -hatte 650 Seiten, das zweite – »Die Vettern« – 450 Seiten. Ich sandte die Manuskripte an verschiedene Verleger, aber selbstverständlich war niemand bereit, das Werk eines Unbekannten herauszugeben. Die Antwort, die ich meistens erhielt, lautete: »Interessant, aber nicht zu verlegen.«

Dieser Mißerfolg, meine Werke zu veröffentlichen, stürzte mich in eine tiefe seelische Depression. Manchmal dachte ich sogar an Selbstmord, doch die Rücksicht auf meine Familie hielt mich von diesem Schritt ab. Aber jeder Gedanke an die Zukunft löste panische Sorge aus. Das war in meinem zweiten Jahr in Haifa: Ich lebte in einem schönen Heim auf dem Karmel, ohne finanzielle Sorgen. Ich hatte die Möglichkeit, meinem Körper die verdiente Ruhe zu geben. Ich hätte glücklich und zufrieden sein können, warum nur diese Leere und Depression?

Obgleich ich nie religiös gewesen bin, so waren mir doch die Grundlagen des Judentums bekannt, einschließlich der verschiedenen Strömungen. Ich kannte das Judentum gut, und das war der Grund, weshalb ich sogar in meiner verzweifelten Lage die Möglichkeit einer Annahme der offiziellen jüdischen Religion nicht ein-

mal in Betracht ziehen konnte. Dafür gab es zwei Gründe. Der eine hatte mit der Vergangenheit zu tun, der andere mit der Zukunft. Bis zum Beginn der Nazi-Herrschaft lebte ich genau wie jedes andere Kind in Deutschland. Mein Jüdisch-Sein machte mich nicht verschieden. Ich wußte, daß religiöse Juden ein völlig anderes Leben führten. Die Gebote, die sie einzuhalten hatten, zwangen sie zu einem ghettoartigen Lebensstil. Ich lehnte diese selbsterzwungene Absonderung ab, sah keine logischen Grund dafür. Dann kam die Nazi-Zeit. Jetzt wurden alle Juden als andersartig erklärt, als nicht-deutsch: religiöse und nichtreligiöse Juden, es wurde kein Unterschied gemacht. So wurde mir klar, daß Jüdisch-Sein mehr ist als nur eine Frage der Religion, es bedeutete eine Volkszugehörigkeit. Doch wie kann ein Volk ohne Land sein? Deshalb war der Zionismus der einzige logische Weg, die anomale Lage zu ändern: Die Juden müssen wieder in ihre alte Heimat zurückkehren, das Land aufbauen und einen eigenen Staat errichten. Sie mußten wieder eine Nation werden, genau wie alle anderen Völker. Und an dieser Aufgabe hatte der traditionelle Judaismus keinen Anteil, im Gegenteil. Es betonte den besonderen Status Israels. Dann, 45 Jahre später, stellte ich fest, daß der rabbinistische Judaismus die normalen Beziehungen innerhalb unseres Landes sogar erschwerte, also die Beziehungen zum Beispiel zwischen Atheisten, Reformierten, Konservativen und Orthodoxen, Sepharden und Aschkenasen, Juden und Arabern. Und auch für die friedliche Koexistenz mit den Nachbarn ist der Judaismus ein Hindernis, aus dem einfachen Grund, daß er so stark mit nationalistischen und sogar rassistischen Elementen verbunden ist. So konnte ich nichts finden, was mich zum Judaismus hinziehen konnte.

Ich hatte nie an Gott geglaubt, doch ich hatte meinen eigenen Götter: den Zionismus, den Aufbau des Landes, meine Farm, die Philosophie. Vor allem aber mich selbst, den Helden, der alle Schwierigkeiten überwinden konnte und der ein so wundervoller Bauer und Verteidiger seines Landes war. Doch jetzt mußte ich der Wahrheit ins Auge sehen: Ich war am Ende meiner Weisheit. Verzweifelt stand ich im Tunnel meiner letzten Lebensphase. Wo konnte ich Hilfe und Unterstützung finden, wenn nicht bei Gott!

Es war mir klar, daß ich keine Religion brauchte, sondern eine persönliche Beziehung zu Gott. Ich erinnerte mich an Jesus, den Juden, an den die Nichtjuden als ihren Erlöser glaubten. Zuerst fand ich die Idee verrückt: Ich, Shlomo Drori, der bewußte Jude, der in seiner Heimat Israel lebt, interessiere mich für den Gott der Nichtjuden. Doch allmählich erschien mir der Gedanke weniger absurd. Gerade weil ich ein Jude war, der in seiner Heimat lebte, in einer pluralistischen Gesellschaft. Warum sollte ich nicht den Glauben wählen können, der mich anzog?! Meine Staatsangehörigkeit war klar, ich war Israeli. Und daß das Jüdisch-Sein keine Religion war, sondern die Zugehörigkeit zum jüdischen Volk bedeutet, das war eine Tatsache, die das Schicksal der 6 Millionen im Holocaust ermordeten Juden unwiederlegbar gemacht hat: Die Ermordeten umfaßten alle Gruppen – Orthodoxe, Reformierte, Atheisten, Juden-Christen, sogar Mischlinge.

So entschloß ich mich, diesen besonderen Menschen näher kennenzulernen, diesen Jesus, der mich so unerklärlich anzog. Ich hielt meine Gedanken geheim, nicht einmal meine Familie erfuhr davon. Ich hatte keine Ahnung, wo ich das

Neue Testament hernehmen sollte. Schließlich, Gott wird mir verzeihen, stahl ich es von einem Freund. Ich weiß nicht, wie oft ich das Neue Testament las und wie lange es dauerte. Auf jeden Fall war das Ergebnis, daß ich schließlich keinen Zweifel mehr hatte: Ich war bereit, Jesus Christus als meinen Herrn und Erlöser anzunehmen.
Ich dachte, der einzige Jude im Lande mit so einer verrückt erscheinenden Idee zu sein. Deshalb sprach ich mit niemandem darüber, nicht einmal mit meiner Familie. Schließlich schrieb ich an die Lutherische Kirche in Jerusalem und bat um Rat. Die Antwort erstaunte mich: Ich könnte doch die Lutherische Gemeinde in Haifa befragen. Ich war froh über diese unerwartete Mitteilung, obgleich ich sicher war, daß die Gemeinde eine arabische sein müßte. Doch das störte mich nicht, ich wollte getauft werden.
Ich machte eine telefonische Verabredung mit dem Pastor. Als ich ihm dann persönlich gegenüberstand, war ich mehr als überrascht. Vor mir stand kein arabischer Pastor, sondern ein Norweger, der aussah wie ein Wikinger. Aber das war noch nicht das Ende der Überraschungen. Ich hörte, daß die ganze Gemeinde aus jüdischen Gläubigen bestand und daß diese Gemeinde nur eine von etwa einem Dutzend im ganzen Land war. Ich war also nicht der einzige »verrückte« Jude, es gab noch mehr von der Sorte!
All das geschah im Frühling 1980, im Herbst wurde ich getauft. Ich erzählte es hinterher meiner Frau, sie war überrascht, doch nicht feindlich.
Im Jahre 1986 wurde unsere Messianische Gemeinde selbständig und seitdem bin ich dort der leitende Presbyter. Ich war und bin auch heute noch zeitweise in verschiedenen Gremien der Messianischen Gemeinden im Lande tätig.
Das sind die trockenen Tatsachen.

Anmerkungen

1 Shlomo Drori (Günter Krebs), der heute in Haifa, Israel, lebt, schrieb diesen Bericht im Jahre 1985 unter dem Titel »Mein Zeugnis«. Sein Bericht wurde in einigen Passagen gestrafft. Einzelne Fakten, die Briefen von Shlomo Drori entnommen wurden, sind nachträglich eingefügt worden. Stil und Wortwahl wurden weitgehend beibehalten.
2 Die Geschichte des Vaters Dr. Leo Krebs wird in diesem Buch unter dem Titel »Eine andere Form der Vernichtung« erzählt.

Von Hitler verfolgt – von Stalin ermordet

Familie Wolf, Niederschöneweide, Berliner Straße 129

Von ANJA SCHINDLER

Die Namen von Dr. Martha Ruben-Wolf und Dr. Lothar Wolf findet man nicht im »Gedenkbuch für die Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945«[1]. Gedacht wird ihrer, wenn auch sehr spät, in einem anderen Buch: es erscheint 1991 unter dem Titel »In den Fängen des NKWD«[2]. Darin sind die Namen von mehr als 1.100 deutschen Emigranten verzeichnet, die während der dreißiger und vierziger Jahre Opfer des Stalinschen Terrors in der Sowjetunion wurden.

Das Ärzte-Ehepaar Wolf ist nicht nur jüdisch. Beide sind bekannte kommunistische Funktionäre im Bezirk Treptow.

Martha Ruben wird am 17. 6. 1887 in Löhne geboren. Nach ihrem Medizinstudium, das sie 1915 in Berlin beendet, eröffnet sie eine Allgemeinärztliche Praxis in Niederschöneweide, Spreestraße 1. Sie ist eine sehr engagierte Frauenrechtlerin. Ihr politisches und soziales Engagement gilt den Proletarierfrauen, die doppelt unterdrückt, rechtlos, ohne staatlichen Schutz und gesellschaftliche Fürsorge ihre Kinder zur Welt bringen und großziehen müssen. Als Ärztin und Frauenrechtlerin fühlt sie sich verantwortlich, diese Frauen über vorhandene Möglichkeiten der Verhütung aufzuklären, um eine umfassende soziale und medizinische Betreuung



Martha Ruben-Wolf, Walter, Sonja und Lothar Wolf



Die Not der Hebammen.

Von Dr. med. Martha Ruben-Wolf.

* Gegen den Abbau der Hebammen, der für die Gesundheit und die Sicherheit der proletarischen Mutter die verderblichste Wirkung ausüben muß, ist auch deshalb noch Protest zu erheben, weil er die Existenz einer großen Schicht werktätiger Frauen, der Hebammen, untergräbt. In folgendem Artikel ergreift eine Kollegin das Wort zum Schutz dieser Proletarierinnen, denen namentlich Kiefenbrunnstiftung so bisher vom Kampfe um ihre Rechte abgehalten hat.

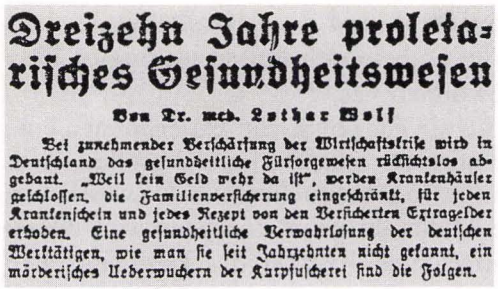
Die Redaktion

berücksichtigt wird die Bevölkerungsdichte und die in Proletariergegenden besonders häufigen Fehlgeburten.

Nach 1928 werden wir etwa nur die Hälfte, an manchen Stellen nur ein Drittel der heute niedergelassenen Hebammen finden.

Aber in diesem demokratischen Staat findet jede Unmoral

»Rote Fahne« vom 4. 8. 1925

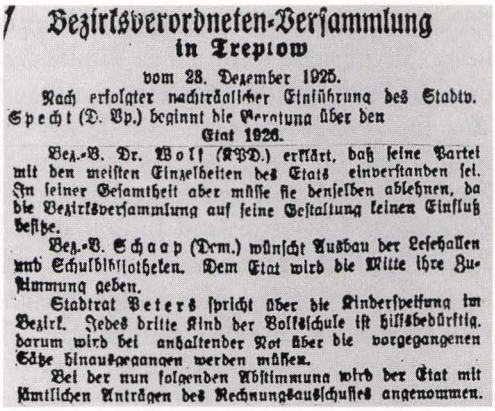


Dreizehn Jahre proletarisches Gesundheitswesen

Von Dr. med. Lothar Wolf

Bei zunehmender Verschärfung der Wirtschaftskrise wird in Deutschland das gesundheitliche Fürsorgewesen rücksichtslos abgebaut. „Weil kein Geld mehr da ist", werden Krankenhäuser geschlossen, die Familienversicherung eingeschränkt, für jeden Krankenschein und jedes Rezept von den Versicherten Extragelder erhoben. Eine gesundheitliche Verwahrlosung der deutschen Werktätigen, wie man sie seit Jahrzehnten nicht gekannt, ein mörderisches Ueberwuchern der Kurpfuscherei sind die Folgen.

»Rote Fahne« vom 7. 11. 1930



Bezirksverordneten-Versammlung in Treptow

vom 28. Dezember 1925.

Nach erfolgter nachträglicher Einführung des Stadtv. Specht (D. Vp.) beginnt die Beratung über den Etat 1926.

Bez.-V. Dr. Wolf (KPD.) erklärt, daß seine Partei mit den meisten Einzelheiten des Etats einverstanden sei. In seiner Gesamtheit aber müsse sie denselben ablehnen, da die Bezirksversammlung auf seine Gestaltung keinen Einfluß besitze.

Bez.-V. Schaap (Dem.) wünscht Ausbau der Lesehallen und Schulbibliotheken. Dem Etat wird die Mitte ihre Zustimmung geben.

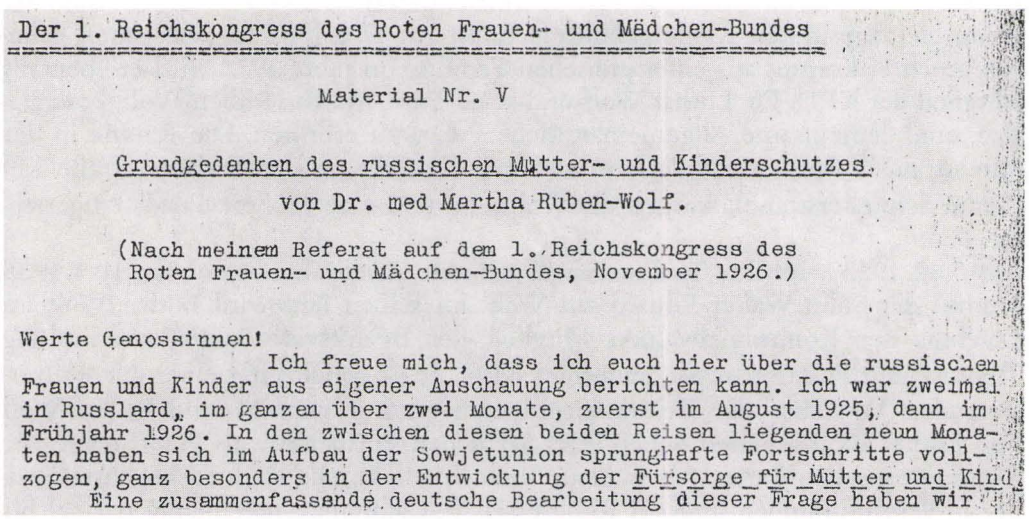
Stadtrat Peters spricht über die Kinderspeisung im Bezirk. Jedes dritte Kind der Volksschule ist hilfsbedürftig, darum wird bei anhaltender Not über die vorgegangenen Sätze hinausgegangen werden müssen.

Bei der nun folgenden Abstimmung wird der Etat mit sämtlichen Anträgen des Rechnungsausschusses angenommen.

schwangerer Frauen sowie für die Beseitigung des § 218 des BGB zu kämpfen. Sie beläßt es nicht nur bei öffentlichen Auftritten und Zeitungsartikeln, sondern sucht nach Möglichkeiten, ihre Vorstellungen von einer »neuen Frauenpolitik« umzusetzen. Sie arbeitet zum Beispiel als Bürgerdeputierte in der Wohlfahrtsdeputation und in der Kreishebammenstelle, wo sie sich für den Mütter- und Kinderschutz einsetzt. Darüber hinaus wirkt sie aktiv im Arbeiter-Samariterbund mit und ist Mitglied des Vereins Sozialistischer Ärzte. Sie ist Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands. In ihrem Ehemann, dem Arzt Dr. Lothar Wolf, findet sie einen gleichgesinnten Kampfgefährten. Er ist am 17. 6. 1882 in Wiesbaden geboren. Auch er kommt aus einer jüdischen Familie. Im Jahre 1922 wird er ebenfalls Mitglied der KPD. Dr. Lothar Wolf und seine Frau, Martha Ruben-Wolf, beschließen, eine gemeinsame Allgemeinärztliche Praxis zu eröffnen. Die Räume in der Spreestraße 1 werden aufgegeben, und um die Ecke, in der Berliner Straße 129 (heute Schnellerstraße), werden die Wohnung und eine größere Praxis eingerichtet.

Am 3. 12. 1923 wird ihre Tochter Sonja geboren. Zwei Jahre später, am 11. 4. 1925 kommt der Sohn Walter Eduard zur Welt. Im selben Jahr wird Lothar Wolf im Ergebnis der Kommunalwahlen Mitglied der Bezirksverordnetenversammlung Treptow und Fraktionsvorsitzender der KPD. Er ist gleichzeitig einer der stellvertretenden Vorsteher der Bezirksverordnetenversammlung. Martha Ruben-Wolf und Lothar Wolf arbeiten neben ihrer ärztlichen Praxis aktiv als Funktionäre der Kommunistischen Partei. Als radikale linke Intellektuelle sind sie begehrte Redner in Versammlungen und auf Kongressen. Sie schreiben regelmäßig Artikel für

die »Rote Fahne«, die sich vorrangig mit Fragen der Gesundheitspolitik befassen. Lothar Wolf ist ein gefragter Propagandist der KPD. Sein Wissen über die Theorie des Marxismus und seine praktischen Erfahrungen als Abgeordneter sind ein Gewinn für die Arbeit der Partei. Martha Ruben-Wolf ist eine sehr temperamentvolle, leidenschaftliche und konsequente Agitatorin für die Rechte der Frauen und Mütter. 1925 findet in Berlin die Gründungskonferenz des Roten-Frauen-und-Mädchen-Bundes (RFMB) statt.[3] Von Anfang an ist Martha Ruben-Wolf ein aktives Mitglied. Auf dem 1. Reichskongreß des RFMB, im November 1926, spricht sie zu Fragen der Fürsorge von Mutter und Kind und der Abtreibungsgesetzgebung. Sie berichtet von ihren Eindrücken, die sie bei ihren Reisen im August 1925 und im Frühjahr 1926 in Sowjetrußland gewonnen hat.[4]
Wie für viele linke Intellektuelle hat auch für sie das »russische Experiment«, eine neue politische und gesellschaftliche Ordnung zu schaffen, einen großen Reiz. Zahlreiche Fahrten von Parteifunktionären und Intellektuellen aus der westlichen Welt nach Sowjetrußland finden statt. Die Mehrzahl kehrt begeistert von diesen Reisen zurück. Denn in diesem Land sehen viele Kritiker des kapitalistischen Systems die einzige Alternative. So auch Martha Ruben-Wolf und Lothar Wolf. Die Erlebnisse und Erfahrungen bei ihren Reisen bestärken sie in ihrer Auffassung. Und das ist nicht weiter verwunderlich: Die zwanziger Jahre in Rußland sind bestimmt von einem großen ökonomischen Aufschwung und einem massenhaften Enthusiasmus im ganzen Land. Im Ural, im Kusnezkbecken und an der Wolga entstehen neue Industriezentren, völlig neue Städte werden aus dem Boden gestampft, in rückständige Regionen wie dem Kaukasus und nach Kasachstan wird neue Technik gebracht. Menschen lernen lesen und schreiben, Proletarier »erobern« die Kultur und Wissenschaft. Und das alles zu einer Zeit, in der die Wirtschaft des Westens in einer Depression steckt, das Leben der arbeitenden Menschen zunehmend von der Arbeitslosigkeit bestimmt ist. Daß die großen Erfolge der Industrialisierung und der Kollektivierung der Landwirtschaft verbun-



Der 1. Reichskongress des Roten Frauen- und Mädchen-Bundes

Material Nr. V

Grundgedanken des russischen Mutter- und Kinderschutzes.

von Dr. med Martha Ruben-Wolf.

(Nach meinem Referat auf dem 1. Reichskongress des Roten Frauen- und Mädchen-Bundes, November 1926.)

Werte Genossinnen!

Ich freue mich, dass ich euch hier über die russischen Frauen und Kinder aus eigener Anschauung berichten kann. Ich war zweimal in Russland, im ganzen über zwei Monate, zuerst im August 1925, dann im Frühjahr 1926. In den zwischen diesen beiden Reisen liegenden neun Monaten haben sich im Aufbau der Sowjetunion sprunghafte Fortschritte vollzogen, ganz besonders in der Entwicklung der Fürsorge für Mutter und Kind. Eine zusammenfassende deutsche Bearbeitung dieser Frage haben wir

den sind mit großen Anstrengungen und Entbehrungen, mit Gewalt und Zwang – können oder wollen die Besucher Sowjetrußlands nicht sehen. Die Veröffentlichungen, Reiseberichte u. a. von Martha Ruben-Wolf und Lothar Wolf sind Zeitdokumente, die die Atmosphäre des Aufbaus in Sowjetrußland bzw. der Sowjetunion sowie ihre tiefe Sympathie für dieses Land widerspiegeln.[5]
Für beide – wie für viele andere Kommunisten auch – ist die jüdische Herkunft bedeutungslos. Es lassen sich kaum Hinweise finden, die Antwort darauf geben könnten, wann und in welchem Umfang Martha und Lothar eine Beziehung zum Judentum haben. Nur in einem einzigen Kapitel eines Reiseberichts äußert sich Lothar Wolf zu seiner jüdischen Herkunft. Diesem sehr aufschlußreichen und interessanten Text gibt er die Überschrift »Gespräche mit Sowjetjuden«. Er schildert darin eine Begegnung mit einem Juden in der Kaukasischen Republik. Nachdem sich jener Jude ihm als solcher zu erkennen ergibt, schreibt Lothar Wolf: »... das freut mich aber sehr, ... ich stamme ja auch von Juden ab ...« Und an anderer Stelle: »Und schließlich wurde ich selbst von dem Gedanken angekränkelt, ob mein eigenes Bekenntnis zu dem längst abgelegten Judentum nicht besser unterblieben wäre. Denn wir konnten uns nun fast nicht mehr auf der Straße zeigen, ohne daß er uns andere Stiefelputzer und Straßenhändler vorstellte ...«[6]
In diesem Kapitel äußert Lothar Wolf auch seine Gedanken zum Zionismus, den er konsequent ablehnt. Damit befindet er sich in völliger Übereinstimmung mit der bestimmenden Auffassung der kommunistischen Bewegung, die in der Errichtung einer sozialistischen und kommunistischen Gesellschaft die alleinige Möglichkeit der sozialen und politischen Befreiung der Juden sieht. Judentum wird auch von Lothar Wolf lediglich als eine Form von Religiosität gewertet, die er als überzeugter Marxist ablehnt.
1928 kandidiert Martha Ruben-Wolf für den Preußischen Landtag, erhält aber nicht den erforderlichen Stimmenanteil. Im selben Jahr wird sie aus dem Verein Sozialistischer Ärzte (V.S.Ä) ausgeschlossen. Hintergrund dafür ist die zunehmende ideologische Auseinandersetzung der Kommunisten und Sozialdemokraten. Mit der Vorherrschaft Stalins bzw. der Durchsetzung seiner ideologischen Positionen in der Komintern bahnt sich die verheerende Spaltung der Arbeiterbewegung an. Im Juli 1929 benennt das Zehnte Plenum des Exekutivkomitees der Komintern die Sozialdemokratie als den Erbfeind des revolutionären Proletariats, den »Sozial-Faschismus« als eine besondere Form des Faschismus und verschärft dadurch die bereits bestehende Feindschaft zwischen den Arbeiterparteien. Alle Vereine und Organisationen, in denen Kommunisten und Sozialdemokraten gemeinsam arbeiten, führen diesen verhängnisvollen Spaltungskampf. Martha Ruben-Wolf wirft dem V.S.Ä. »Plaudersinn, Verwaschenheit und chronische Kampfunlust« vor.[7]
Im Jahre 1929 beschlagnahmt das Amtsgericht Düsseldorf ihre Aufklärungsschrift *»Abtreibung oder Verhütung«*, »... weil auf Seite 12 ff. Gegenstände angepriesen werden, die lediglich der Verhütung der Empfängnis dienten ...« Das stellt einen Verstoß gegen den § 184, Ziffer 3 des Strafgesetzbuches dar: Verbot von »Mitteln, die zu unzüchtigem Gebrauch bestimmt sind«. Das Verfahren wird nach zwei Jahren wegen Geringfügigkeit eingestellt.[8]



Bei den Reichstagswahlen 1930 und 1933 kandidiert Martha Ruben-Wolf für die KPD, ohne in den Reichstag gewählt zu werden. Lothar Wolf ist weiterhin Mitglied der Fraktion der KPD in der Bezirksverordnetenversammlung Berlin-Treptow.

Mit der Machtübernahme Hitlers im Januar 1933 ist das Leben dieser bekannten KPD-Funktionäre und ihrer Kinder existentiell bedroht. Ab April 1933 dürfen »nichtarische« Ärzte keine Krankenkassen-Patienten mehr behandeln. Aber genau jene bilden die überwiegende Mehrheit der Patienten der Arztpraxis von Martha und Lothar Wolf. Es gibt unterschiedliche Aussagen darüber, in welchem Jahr sie Deutschland in Richtung Paris verlassen.[9] Die Tochter schreibt nach dem Krieg, daß sie 1933 emigrieren.[10]

Von Paris aus fährt die Familie noch im selben Jahr nach Moskau. Martha Ruben-Wolf arbeitet als Frauenärztin in einer Poliklinik in Moskau. Ihre Patientinnen sind vor allem Emigrantinnen aus Nazi-Deutschland. Lothar Wolf arbeitet im Volkskommissariat (Ministerium) für Gesundheitswesen. Darüber hinaus sind sie beide aktiv in der Deutschen Ärztegruppe der KPD. Die Kinder Sonja und Walter besuchen in Moskau die Schule, eignen sich sehr schnell die russische Sprache an und lernen die Sowjetunion als ihre neue Heimat kennen. Die dreißiger Jahre in der Sowjetunion sind nicht mehr die zwanziger. Viele Dinge geschehen im Innern des Landes, die sehr widersprüchlich, und auch für politisch gebildete Menschen nicht ohne weiteres zu durchschauen sind. Dazu kommen die internationalen Veränderungen, die im wesentlichen bestimmt sind vom Faschismus in vielen Ländern Europas und einem drohenden Krieg. Die nahezu chronische Angst Stalins vor der »doppelten Bedrohung«: durch den Klassenfeind im Innern und den imperialistischen Feind im Ausland wird zum bestimmenden Aspekt seiner Politik. Während die Antifaschisten in der Welt auf die Sowjetunion als dem einzigen Bollwerk gegen den Faschismus setzen, führen Stalin und seine Helfer einen mörderischen Kampf gegen die eigenen Genossen. Ein gewaltiges Netz von Lagern für Millionen von Gefangenen, die zur Zwangsarbeit verurteilt sind, überzieht das riesige Land. In die Fänge des NKWD kann jeder geraten. Jahre der Angst, des Mißtrauens, der Denunziationen sind herangebrochen. Das Jahr 1937 ist auch für die Familie Wolf das Schicksalsjahr: Es trennt die Eltern und die Kinder für immer. Über die Verhaftung Lothar Wolfs findet man unterschiedli-

che Angaben.[11] Sie müßte aber nach dem 8. Oktober 1937 geschehen sein, denn im Zentralen Parteiarchiv des Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung in Berlin befindet sich in den Akten der Komintern ein Brief von Lothar Wolf, den er mit dem o. g. Datum datiert. Lothar Wolf setzt sich darin mit der Intellektuellenpropaganda der KPD auseinander.[12] Der Grund für seine Verhaftung dürfte – wie in solchen Fällen üblich – »terroristische Spionage laut § 58-6, § 58-11 des Strafgesetzbuches der RSFSR zugunsten Deutschlands« oder/und »Angehöriger einer Diversions- und terroristischen Spionageorganisation« sein. Über das Schicksal von Lothar Wolf nach der Verhaftung ist so gut wie nichts bekannt. Seine Tochter Sonja Wolf-Friedmann schreibt 1958, daß ihr Vater 1937 gestorben ist. Diese Aussage muß den politischen Umständen der damaligen Zeit geschuldet sein. Bekanntlich vergehen noch viele Jahre, bis die Öffentlichkeit die Wahrheit über die Opfer des Stalinschen Terrors erfährt. Die Autoren der in der Anlage genannten Bücher verweisen darauf, daß Lothar Wolf wahrscheinlich 1940 in einem Arbeitslager umgekommen ist.[13]

Das Verhaftungsjahr von Martha Ruben-Wolf ist ebenfalls nicht verbürgt. Sicher ist wohl, daß sie sich im August 1939 das Leben nahm.[14]

In den am 30. Mai 1939 veröffentlichten Ausbürgerungslisten der Deutschen Reichsregierung findet man die Namen von Lothar Wolf, Martha Ruben-Wolf, Sonja Wolf und Walter Wolf.[15]

In der sogenannten »Sonderfahndungsliste UdSSR« die die faschistischen Einsatzgruppen beim Überfall auf die Sowjetunion im Jahre 1941 mit sich führen und die die Namen von 5.256 Personen enthält, die zu verfolgen und »auszuschalten« sind, stößt man u. a. auf die Namen von Martha und Lothar Wolf. Die Gestapo ist darüber informiert, daß sie beide in Haft genommen sind. Nur weiß man nicht, daß sie bereits nicht mehr am Leben sind.[16]

Sonja Wolf überlebt als einziges Familienmitglied die Jahre des Terrors und des Krieges. In der Verbannung im fernen Kasachstan lernt sie einen jüdischen Ingenieur, Israel Friedmann aus Lettland, kennen und heiratete ihn. 1944 wird ihre Tochter Esther geboren. Ihr Bruder, Walter Wolf, fällt 1943 als achtzehnjähriger Soldat der Roten Armee an der Front. So schreibt es Sonja Wolf 1958.[17]

In jenem Jahr kommt sie mit Mann und Tochter in die DDR. Sie kommt zurück nach Berlin, das sie als zehnjähriges Mädchen an der Seite ihrer Eltern und ihres Bruders verlassen mußte.

Die DDR wird ihr keine Heimat und Berlin kein Zuhause. Sehr wahrscheinlich haben die Erlebnisse in der Sowjetunion unauslöschliche Spuren hinterlassen. Sie kann den ungerechtfertigten Verlust von Mutter und Vater und den tragischen Tod des Bruders nicht verwinden. Vielleicht aber sind es auch andere Motive für ihr Fremdsein in Berlin. Vielleicht hat Sonja Wolf-Friedmann zurückgefunden zu ihren jüdischen Wurzeln, und sie will als Jüdin im Land der Juden leben. Sie verläßt Ostberlin und macht sich auf den Weg nach Israel. Im Ergebnis meiner Bemühungen, Sonja Wolf-Friedmann in Israel zu finden, erfahre ich, daß sie 1986 in Tel Aviv verstorben ist.

Mit Hilfe des Generalkonsuls des Staates Israel, Herrn Mordechay Lewy, findet sich dann doch noch eine Spur zur Familie Wolf.

Am 17. Januar 1993 schreibt mir Frau Esther Noter aus Tel Aviv: »Yes, I am Martha's and Lothar's granddaughter, Sonja's daughter. I was born in Kasachstan in 1944...«[18]

Anmerkungen

1 Gedenkbuch für die Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945, a. a. O.
2 In den Fängen des NKWD – Deutsche Opfer des stalinistischen Terrors in der UdSSR, herausgegeben vom Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung, Dietz Verlag Berlin GmbH i.G., 1991
3 Roter Frauen-und-Mädchen-Bund, gegründet am 29. 11. 1925 in Berlin, entsteht als Partnerbund zum Roten Frontkämpferbund (RFB), Quelle: Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung Berlin
4 Grundgedanken des russischen Mutter- und Kinderschutzes, Rede von Dr. M. Ruben-Wolf auf dem 1. Reichskongreß des RFMB, 1926, Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung Berlin
5 Martha Ruben-Wolf und Lothar Wolf: Im freien Asien – Reiseskizzen zweier Ärzte, Internationaler Arbeiter-Verlag, Berlin C 2, Kleine Alexanderstraße 28; Russische Skizzen zweier Ärzte, zweite Rußlandreise, Frühjahr 1926, Vereinigung internationaler Verlagsanstalten GmbH Berlin 1927; Durch Kaukasien – Reiseskizzen deutscher Ärzte, Internationaler Arbeiter-Verlag GmbH, Berlin C 2, Kleine Alexanderstraße 28; Standort: Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung Berlin
6 aus: Durch Kaukasien – Reiseskizzen deutscher Ärzte. a. a. O.
7 aus: Der sozialistische Arzt, Fünfter Jahrgang, Berlin, September 1929, Nr. 3
8 aus: Vorwort zu Dr. med. Martha Ruben-Wolf Abtreibung oder Verhütung, Verlag und Erscheinungsjahr nicht erkennbar, Standort: Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung Berlin
9 In den Fängen des NKWD – Deutsche Opfer des stalinistischen Terrors in der UdSSR, a. a. O. und Hermann Weber »Weiße Flecken« in der Geschichte – Die KPD-Opfer der Stalinschen Säuberungen und ihre Rehabilitierung, LinksDruck Verlag, Berlin 1990
10 aus: VdN-Akte Sonja Wolf-Friedmann, Landesverwaltungsamt, Entschädigungsbehörde, Berlin
11 Lt. Autoren des Buches In den Fängen des NKWD, wird Lothar Wolf am 27. 2. 1937 verhaftet, Hermann Weber gibt in seinem Buch »Weiße Flecken« in der Geschichte die Verhaftung im Jahr 1938 an
12 Lothar Wolf Zur Intellektuellenpropaganda der K.P.D., Brief an die Genossen Wilhelm Pieck und Philipp Dengel, 8. Oktober 1937, Standort: Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin
13 In den Fängen des NKWD – Deutsche Opfer des stalinistischen Terrors in der UdSSR, a. a. O. und Hermann Weber »Weiße Flecke« in der Geschichte – Die KPD-Opfer der Stalinschen Säuberungen und ihre Rehabilitierung, a. a. O.
14 ebenda
15 aus: Ausbürgerungslisten der Deutschen Reichsregierung vom 30. Mai 1939, Liste 15, Nr. 130 ff., Standort: Senatsbibliothek, Berlin
16 Diese Namenliste von Personen, die »in den Orten festzunehmen« sind, wurde vom Reichssicherheitshauptamt (RSHA), Abt. Gegnerforschung und -bekämpfung, Leitung SS-Brigadeführer Heinrich Müller, ausgearbeitet und enthielt neben deutschen Kommunisten und Juden, auch Namen sowjetischer und anderer Funktionäre kommunistischer Parteien. Die 316 Seiten starke Liste befindet sich im National Archives Washington D.C. (USA)
17 aus: VdN-Akte Sonja Wolf-Friedmann, Landesverwaltungsamt, Entschädigungsbehörde, Berlin
18 Original im Besitz d.V.

Ein Krebsforscher von internationalem Rang

Paul Talalay, Treptow, Leiblstraße 4

Von RONALD FRIEDMANN

»Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer Hartnäckigkeit bei dem Bemühen, mich ausfindig zu machen. Sie haben in mir tatsächlich den Paul Talalay gefunden, den Sie gesucht haben«, schrieb Paul Talalay aus Baltimore im US-Bundesstaat Maryland. Und zum Abschluß: »Bitte lassen Sie es mich wissen, wenn ich Ihnen weiterhin behilflich sein kann. Ich wünsche Ihnen alles Gute für Ihr interessantes Projekt.« Doch leider blieb dies der einzige Brief von Paul Talalay, knapp fünfzehn Zeilen lang. Über die Gründe, warum er nicht mehr schrieb, kann man nur spekulieren. Doch das ist wohl müßig.

Der Vater von Paul Talalay, Josef Anton Talalay, stammte aus Litauen und hatte wahrscheinlich auch die Staatsbürgerschaft dieses Landes. Er wurde am 28. Dezember 1881 in Wilno geboren. In der Akte der Oberfinanzdirektion Berlin[1], vermutlich noch im Jahre 1943 angelegt, ist ein Doktor-Titel verzeichnet. Im »Jüdischen Adress-Buch« von 1931[2] erscheint Josef Talalay als Diplomingenieur. Mehr ist über seine berufliche Tätigkeit nicht bekannt. Er war verheiratet mit Sophie, geborene Brostermann, und hatte vier Söhne: Naum, Anselm, Leo und eben Paul.
Paul Talalay wurde am 31. März 1923 in Berlin geboren, die Geburtsdaten der drei Brüder sind unbekannt. Zwei von ihnen leben noch in den USA, der dritte ist vor einigen Jahren verstorben.
1928 oder 1929 zog die Familie Talalay nach Treptow in die Leiblstraße 4, eine Gegend, die man zum vornehmen Teil des Bezirks Treptow rechnen mußte. Offensichtlich lebte die Familie unter guten finanziellen Bedingungen, bereits 1931 wurde eine neue, größere Wohnung in Friedenau in der Rheingaustraße 15 bezogen.
Weder in Treptow noch später in Friedenau hatte die Familie Kontakt zur Jüdischen Gemeinde.[3]

Am 1. April 1933 verließ Josef Talalay mit seiner Familie Deutschland. Er gehörte damit zu den ersten Emigranten nach dem Machtantritt Hitlers. So ist zu vermuten, daß die Entscheidung über die Auswanderung schon vor jenem verhängnisvollen 30. Januar 1933 gefallen war und die dazu notwendigen Vorbereitungen schon frühzeitig begonnen worden waren. Dennoch muß es Probleme gegeben haben, denn erst 1940 erreichte die Familie Talalay die USA, das Land, das zur neuen Heimat wurde.[4]

Im Jahre 1944 begann Paul Talalay, inzwischen 19 Jahre alt, ein Studium der Medizin an der Universität von Chicago, nachdem er zuvor am College des heute weltberühmten Massachusetts Institute of Technology in Cambridge/Boston die

Hochschulreife erworben hatte. 1946 erhielt er die US-Staatsbürgerschaft. Im selben Jahr wechselte er an die renommierte Yale University, an der er 1948 das Studium auch abschloß.
Es folgten Jahre als Assistenzarzt in verschiedenen Kliniken und Krankenhäusern in Boston und Chicago. In dieser Zeit arbeitete Paul Talalay vorwiegend als Chirurg.

Am 11. Januar 1953 heiratete er Pamela Judith Samuels, mit der er vier Kinder hat: Anthony Benjamin Charles, Susan Julie, Rachel Tanya und Sarah.

Mitte der 1950er Jahre hatte Paul Talalay schließlich das Arbeitsgebiet gefunden, auf dem er es zu großen Erfolgen und internationalem Ansehen bringen sollte: biochemisch-pharmakologische Aspekte der Krebstherapie. Sein weiterer Weg als Arzt und Wissenschaftler führte ihn ab 1955 über mehrere Stationen, u. a. dem Gesundheitsministerium der Vereinigten Staaten und einer Gastprofessur in der britischen Hauptstadt London, schließlich an die Medizinische Fakultät der Johns Hopkins University in Baltimore, an der er bis zum heutigen Tag lehrt und forscht. Bereits 1957 war er zum Professor berufen worden.
Viele Jahre war Paul Talalay Herausgeber verschiedener Fachzeitschriften zum Thema Biochemie und Krebstherapie sowie zum Thema Molekulare Pharmakologie.
Paul Talalay ist Mitglied der US-amerikanischen Akademie der Wissenschaften und zahlreicher anderer Gelehrtengesellschaften von internationalem Rang.

Anmerkungen

1 Akte der Oberfinanzdirektion Berlin, Aktenzeichen 7468/43, Landesarchiv Berlin
2 Jüdisches Adress-Buch für Gross-Berlin, Ausgabe 1931 – Gültig bis Mitte 1932, Goedega Verlags-Gesellschaft m.b.H. Berlin
3 Diese und weitere Angaben zur Familie sind dem erwähnten Brief von Paul Talalay vom 7. Februar 1992 entnommen.
4 Diese und die nachfolgenden Informationen stützen sich auf den Artikel über Paul Talalay in: Who's Who in America. 45th edition 1988–1989, volume 2; sowie den Artikel in: »International Biographical Dictionary of Central European Emigrés 1933–1945«, München – New York – London – Paris 1983

Es blieb nur eine Akte

Familie Neuthal, Baumschulenweg, Scheiblerstraße 19

Von ANJA SCHINDLER

Adolf Neuthal entstammt einer jüdischen Familie aus Riesenburg in Westpreußen. Er erlernt den Beruf eines Kaufmanns. Mitte des 19. Jahrhunderts heiratet er das jüdische Mädchen Sophie Herzberg. Sechs Kinder werden dem Ehepaar Neuthal geboren: Dora, Erna, Bruno, Margarete, Hans und Betty.

Die Kinder wachsen in einer seinerzeit modernen, aufgeklärten Atmosphäre auf. Die Familienangehörigen werden im damaligen Sprachgebrauch als »Dissidenten« bezeichnet. Die Jungen wie die Mädchen der Familie Neuthal erlernen einen Beruf. Es ist nicht überliefert, wann die Familie Riesenburg verläßt. Vermutlich geschieht das kurz nach der Jahrhundertwende. Ihre Spuren finden sich in Treptow wieder.

In den zwanziger Jahren kann man Sophie Neuthal im Berliner Adreßbuch als »Kaufmannswitwe« finden. Sie wohnt mit ihren Töchtern Erna, Margarete und Betty sowie ihrem Sohn Hans in der Scheiblerstraße 19, im heutigen Ortsteil Baumschulenweg.

Tochter Dora ist verheiratet und führt einen eigenen Haushalt.

Bruno Neuthal, der älteste Sohn, betreibt mit seinem Geschäftspartner, Herrn Frank, seit 1912 eine Filzwarenfabrik im Südwesten Berlins.



Anna und Bruno Neuthal

Im Jahre 1914 folgt auch er dem Ruf zur »Rettung des Vaterlandes« und wird Soldat. Für seinen Einsatz an der Front wird ihm das »Eiserne Kreuz« verliehen.
Im Jahre 1919 heiratet er Anna Hirschfeld. Auch sie kommt aus einer jüdischen Familie aus Riesenburg. Während des Ersten Weltkriegs ist sie als Krankenschwester des Roten Kreuz an der Front eingesetzt und wird mehrfach ausgezeichnet.
Anna und Bruno Neuthal bewohnen ein kleines Häuschen in Johannisthal, Am Grünen Anger 36.
Am 9. Oktober 1921 wird der Sohn Wolfgang geboren. Die Tochter Leonore kommt am 8. Mai 1924 in diesem Haus zur Welt. Zur damaligen Zeit verdient diese Straße ihren Namen: Bis auf einige wenige Ein-Familien-Häuser gibt es nur Forst, Wiese und Feld. Für die Kinder ist diese Wohngegend ein Paradies. »Ich lernte auf diesem Feld- und Wiesenweg das Fahrrad-Fahren. Und wenn ich Schwierigkeiten mit dem Absteigen hatte, ließ ich mich einfach in das Gras fallen,« erinnert sich die Tochter Leonore.
Wolfgang Neuthal und seine Schwester besuchen die Volksschule in Niederschöneweide, später ein Gymnasium bzw. Lyzeum.
Im Jahre 1931 verlassen Anna und Bruno Neuthal mit den beiden Kindern Johannisthal. Die Familie bezieht eine Wohnung in Tempelhof, in der Manfred-von-Richthofen-Straße 30. Ihr weiteres Schicksal ist im »Gedenkbuch für die Opfer des Nationalsozialismus aus dem Bezirk Tempelhof« aufgeschrieben worden.[1]
Nur so viel ist hier zu sagen: Wolfgang Neuthal besucht ab 1935 die Theodor-Herzl-Schule des Jüdischen Schulvereins in Charlottenburg. Im August 1938 verläßt er – ausgestattet mit einem Zertifikat für Palästina – seine Heimatstadt Berlin und beginnt in Haifa eine berufliche Ausbildung an einer Fachschule.
Auch seine Schwester Leonore Neuthal muß das Lyzeum »aus rassischen Gründen« verlassen und besucht ab 1935 die Theodor-Herzl-Schule. Hier lernt sie u. a. den gleichaltrigen Jungen Walter Emmerich aus Treptow kennen und ist mit ihm befreundet.[2]
In dieser Schule meldet sich Leonore Neuthal für die Jugend- und Kinderalija nach Palästina an. Obwohl sie mit ihren 14 Jahren noch nicht das erforderliche Reisealter hat, erhält sie nach einem entsprechenden Vorbereitungskurs auf der Hachschara-Farm[3] in Rüdnitz die notwendige Reisebestätigung.
Im März 1939 verläßt sie Deutschland in Richtung Palästina. Ein großes Abenteuer scheint ihr diese Reise zu sein, und sie ahnt nicht, daß sie ihre Eltern nie wiedersehen wird.
Drei letzte Fotos bekommen Wolfgang und Leonore Neuthal von ihren Eltern aus Berlin nach Palästina geschickt.
Anna und Bruno Neuthal, werden am 3. Oktober 1942 nach Reval deportiert und dort ermordet.

In dieser Zeit, im Oktober 1942, wohnen die Geschwister Margarete, Hans und Betty Neuthal schon fast zehn Jahre in Treptow, Am Treptower Park 38.
Die Schwester Erna und die Mutter Sophie Neuthal sind inzwischen verstorben. Auch die verheiratete Schwester Dora Kussel, geborene Neuthal, ist nicht mehr am Leben.

Das Leben der drei Geschwister ist von den diskriminierenden Maßnahmen und Verordnungen der Nationalsozialisten gegenüber der jüdischen Bevölkerung gezeichnet: Margarete und Betty Neuthal verlieren ihre Arbeit, Hans Neuthal sein Tabakgeschäft. Sie bekommen eine »Jüdische Kennkarte«, müssen die Namen Sara bzw Israel annehmen. Im März 1941 werden auch Margarete, Betty und Hans Neuthal zur Zwangsarbeit in der Berliner Rüstungsproduktion verpflichtet.
Am Morgen des 27. Februars 1943 verlassen Betty und Hans Neuthal wie immer die Wohnung, um ihre Arbeitsstellen aufzusuchen. Es ist ein gewöhnlicher Sonnabend. Sie wissen nicht, daß an diesem Tag die sogenannte »Fabrik-Aktion« durchgeführt wird, die Berlin »judenfrei« machen soll. Alle in den Berliner Betrieben beschäftigten jüdischen Arbeiterinnen und Arbeiter werden vom Arbeitsplatz weg verhaftet und in Sammelunterkünfte geschafft. Betty und Hans Neuthal kommen in die Große Hamburger Straße. Einen Tag später, am 28. Februar, müssen sie einen Fragebogen für die Oberfinanzdirektion ausfüllen. Sowohl Betty als auch Hans Neuthal ahnen wohl, daß die angekündigte »Evakuierung« eine Fahrt ohne Wiederkehr ist. Der Fragebogen wird von beiden sehr flüchtig, nur mit einigen wenigen Angaben ausgefüllt. Zwei Tage später werden Schwester und Bruder für immer getrennt: Hans Neuthal wird am 2. März 1943 nach Auschwitz deportiert und dort ermordet. Er ist 51 Jahre alt.
Seine Schwester Betty Neuthal, 44 Jahre alt, folgt ihm mit dem Transport am 3. März 1943. Auch sie wird in Auschwitz ermordet.
Margarete Neuthal entgeht aus nicht bekannten Gründen der Verhaftungswelle am 27. Februar 1943. Sie verbleibt allein in der Wohnung am Treptower Park, ohne etwas über das Schicksal von Schwester und Bruder in Erfahrung bringen zu können. Am 9. Juni 1943 hat auch sie sich in der Großen Hamburger Straße »zwecks Evakuierung« einzufinden. Auch sie füllt den Fragebogen der Oberfinanzdirektion aus. Auf die Frage, wer von den Familienmitgliedern schon »abgewandert« ist, schreibt Margarete Neuthal: *»Bruder Hans und Schwester Betty, Ziel unbekannt, die Wohnung wurde von ihnen am 27. 2. 43 verlassen und ihre Zimmer versiegelt.«*
Margarete Neuthal wird – wie ihre Schwester Betty und ihr Bruder Hans – in Auschwitz ermordet. Sie ist 56 Jahre alt.
Nachdem die »Judenwohnung leergezogen« (wie es im damaligen Amtsdeutsch heißt) ist, wird das Wenige – was den Geschwistern bis zu ihrem Ende geblieben ist – zugunsten des Deutschen Reiches eingezogen: ein paar Möbelstücke, Lampen, Decken, Gardinen ...[4]
Geblieben sind drei Fragebögen: vergilbtes Papier mit ein paar handschriftlichen Informationen, zusammengeheftet in einem Aktendeckel.

Anmerkungen

1 Kurt Schilde: Gedenkbuch für die Opfer des Nationalsozialismus aus dem Bezirk Tempelhof, herausg. vom Bezirksamt Tempelhof von Berlin, 3. erw. Auflage Dezember 1989
2 siehe »Mein geliebtes Treptow« in diesem Buch
3 Hachschara-Farmen (Ausbildungslager) dienten der Vorbereitung einer beruflichen Ausbildung jüdischer Menschen für ein Arbeitsleben in Palästina
4 Akte der Oberfinanzdirektion, XXXa/34735, a. a. O.

Spuren VI

Von ANJA SCHINDLER

Siegbert Arendt, Adlershof, Hoffmannstraße 9

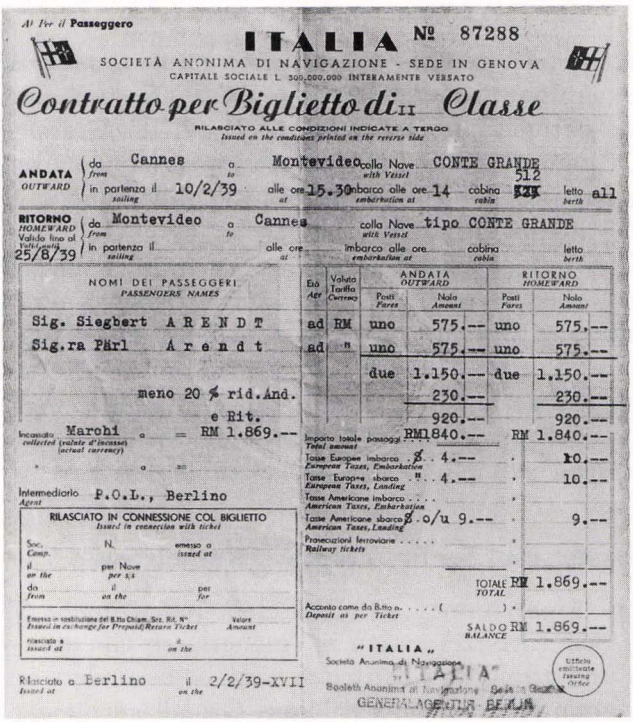
Durch seine Heirat mit Perle (Paula) Wainstock im Jahre 1934 wird Siegbert Arendt, geboren am 2. April 1906 in Kulm, Mitbesitzer eines Weißwarengeschäfts. Bei der Berliner Handelskammer ist dieses Geschäft unter der Bezeichnung »Manufactur- und Textilgeschäft mit Fabrikation« seit 1908 eingetragen. Seinen Sitz hat es in der Köpenicker Schloßstraße 15.



Siegbert Arendt und Max Wainstock

Die Familie Wainstock, in die Siegbert Arendt einheiratet, kommt ursprünglich aus Odessa. Seit 1904 lebt Mordko Wainstock mit seiner Frau Feige und seinen beiden Kindern in Berlin. Die ostjüdischen Namen tauschen sie im Laufe der Zeit gegen deutsche Namen ein. So wird aus Mordko Max Wainstock, aus dem Sohn Gedalje wird Günter und aus der Tochter Perle wird Paula.
In die Ehe mit Paula Wainstock bringt Siegbert Arendt seine Ausbildung und seine Erfahrungen als Kaufmann ein. Dafür wird er Teilhaber am Geschäft mit einer 30%igen Gewinnbeteiligung. Mit großem Engagement führt er das traditionelle Familiengeschäft weiter. Aber die Zeiten sind schlecht: Die Nationalsozialisten sind an der Macht. Das bekommt auch Siegbert Arendt zu spüren. Das einst so gewinnträchtige Geschäft leidet unter den zunehmenden massiven Behinderungen durch die SA, die Kunden fotografiert und anpöbelt.

»Im Juni 1938 wurde mein Geschäft viermal von SA-Leuten und dem nachdrängenden Pöbel geplündert. Bei der letzten Plünderung wurden die Schaufensterscheiben eingeschlagen und die Sicherheitsgitter verbogen. Das Polizeiamt Schönelinderstraße (verlangte) von mir die Stellung eines Strafantrags und eine genaue Aufstellung der abhanden gekommenen Waren. Drei Tage später mußte ich bestätigen, daß mir nichts abhanden gekommen sei, gleichzeitig wurde mir aufgegeben, die Scheiben ersetzen zu lassen und das Geschäft wieder zu eröffnen...«[1] Siegbert Arendt eröffnet also das Geschäft wieder, nach dem er alle aus den Überfällen anfallenden Kosten selbst aufgebracht hat. Aber er kann das Geschäft nicht mehr betreiben, es findet kein Verkauf mehr statt: Vor der Tür stehen SA-Leute und verwehren jedem Kunden den Eintritt. Einem entsprechenden Antrag auf Verkauf des Geschäftes verweigert die Handelskammer die Zustimmung. Ein Ausverkauf wird ebenfalls verboten. So überlassen die Eigentümer schließlich das Geschäft und das Warenlager für eine lächerliche Summe einem gewissen Menzel, Inhaber eines Herrenartikelgeschäfts in der Schloßstraße 18. Nach 30 Jahren erfolgreicher Handelstätigkeit muß das Familiengeschäft Wainstock & Arendt aufgegeben werden. Siegbert und Paula Arendt leben von ihren Ersparnissen. Das durch den Verkauf ihrer Schmuck- und Wertgegenstände erworbene Geld wird in eine Ausreise aus Deutschland investiert. Durch einen »Vermittler« erwerben sie Anfang 1939 ein gemeinschaftliches Einreisevisum nach Uruguay.
Die Ausreise soll in Cannes erfolgen. So begeben sich Paula und Siegbert Arendt im März 1939 auf dem Landwege über Belgien nach Paris und von dort aus nach Südfrankreich. Nach drei Tagen Ungewißheit in Cannes können sie endlich die



Al Per il Passeggero

ITALIA № 87288

SOCIETÀ ANONIMA DI NAVIGAZIONE - SEDE IN GENOVA
CAPITALE SOCIALE L. 300.000.000 INTERAMENTE VERSATO

Contratto per Biglietto di II Classe

RILASCIATO ALLE CONDIZIONI INDICATE A TERGO
Issued on the conditions printed on the reverse side

ANDATA OUTWARD: da from Cannes a to Montevideo colla Nave with Vessel CONTE GRANDE 512
in partenza il sailing 10/2/39 alle ore at 15.30 imbarco alle ore embarkation at 14 cabina cabin 524 letto berth all

RITORNO HOMEWARD: da from Montevideo a to Cannes colla Nave with Vessel tipo CONTE GRANDE
Valido fino al Date limit 25/8/39 in partenza il sailing alle ore at imbarco alle ore embarkation at cabina cabin letto berth

NOMI DEI PASSEGGERI PASSENGERS NAMES	Età Age	Valuta Tariffa Currency	ANDATA OUTWARD Posti Fares	ANDATA OUTWARD Nolo Amount	RITORNO HOMEWARD Posti Fares	RITORNO HOMEWARD Nolo Amount
Sig. Siegbert ARENDT	ad	RM	uno	575.--	uno	575.--
Sig.ra Pärl Arendt	ad	"	uno	575.--	uno	575.--
			due	1.150.--	due	1.150.--
meno 20 % rid.And.				230.--		230.--
e Rit.				920.--		920.--

Incassato collected (valuta d'incasso) (actual currency) Marchi = RM 1.869.--

Importo totale passaggi Total amount RM 1.840.-- RM 1.840.--
Tasse Europee imbarco European Taxes, Embarkation ℳ 4.-- 10.--
Tasse Europee sbarco European Taxes, Landing " 4.-- 10.--
Tasse Americane imbarco American Taxes, Embarkation
Tasse Americane sbarco American Taxes, Landing ℳ o/u 9.-- 9.--
Prestazioni ferroviarie Railway tickets
TOTALE TOTAL RM 1.869.--
Acconto come da Bollo n. Deposit as per Ticket
SALDO BALANCE RM 1.869.--

Intermediario Agent P.O.L., Berlino

RILASCIATO IN CONNESSIONE COL BIGLIETTO
Issued in connection with ticket
Soc. Comp. N. emesso a issued at
il on the per Nave per s/s
da from il on the per for
Emesso in sostituzione del B.to Chiam. Srs. RR. N° Issued in exchange for Prepaid/Return Ticket Valore Amount
rilasciato a issued at il on the

"ITALIA" Società Anonima di Navigazione
Società Anonima di Navigazione
GENERALAGENTUR BERLIN

Rilasciato a Berlino Issued at il 2/2/39-XVII on the

Schiffsreise nach Montevideo antreten. In Uruguay werden sie nicht an Land gelassen, weil ihr Visum (angeblich) gefälscht sei. Zwölf Tage sitzen sie beide im Hafen fest und warten auf eine Einreisegenehmigung für Chile. Die finanziellen Kosten steigen ins Unermeßliche. Alles kostet Geld, viel Geld, und so manch einer will an der Not der Juden verdienen. In Chile angekommen, gilt es, eine neue Existenz aufzubauen. Aber erst im Jahre 1942 gelingt es Siegbert Arendt, eine eigene Tischlerei zu errichten. In den folgenden Jahren entwickelt sie sich zu einem mittelständischen Betrieb.
Siegbert Arendt stirbt in den sechziger Jahren in Chile.

Leo Fichtmann, Adlershof, Kolonie An den Wiesen 237

Die Akte der Oberfinanzdirektion für den Treptower Juden Leo Fichtmann[2] unterscheidet sich scheinbar nicht von allen anderen. Nur ein handschriftlicher Vermerk »Sonderaktion vom 27. 5. 42« läßt aufmerken. Das Nachschlagen im Gedenkbuch[3] ergibt, daß Leo Fichtmann als eines der wenigen Opfer in diesem Buch ein exaktes Todesdatum, nämlich den 28. Mai 1942, hat. Er wird in keinem Vernichtungslager im Osten, sondern im Konzentrationslager Sachsenhausen ermordet.
Leo Fichtmann wird am 16. August 1873 in Elbing geboren. Von Beruf ist er Steinmetz. Als er am 27. Mai 1942 den Fragebogen für die Oberfinanzdirektion ausfüllt, gibt er an, daß er Invalide ist. Er ist verheiratet mit Clara Fichtmann, geborene Fuchs. Sie ist am 6. April 1877 geboren. Seit November 1928 leben beide in Adlershof, in einer Laubenkolonie, in einer eigenen Laube. Wie Leo Fichtmann schreibt, hat er sie selbst erbaut.
Am 18. Mai 1942 verübt die Widerstandsgruppe um den jüdischen Kommunisten Herbert Baum einen Bombenanschlag auf eine antisowjetische Propagandaausstellung der Nazis im Berliner Lustgarten. Die Mehrzahl der Gruppenmitglieder wird verhaftet. Die Gestapo übt Vergeltung für diese öffentliche Aktion: Am 27. Mai nimmt sie für jeden gefaßten jüdischen Widerstandskämpfer je 100 jüdische Geiseln. Insgesamt werden ca. 500 Juden von der Straße weg verhaftet. Auf dem Hof der SS-Kaserne Berlin-Lichterfelde werden 250 von ihnen am selben Tag erschossen. Die übrigen Geiseln werden auf Lastwagen getrieben und in das Konzentrationslager Sachsenhausen verschleppt. Dort werden sie am selben Tag erschossen.[4]
Einer von den dort Erschossenen ist Leo Fichtmann aus Adlershof. Seine Frau Clara bekommt ein paar Tage später eine kurze Mitteilung, daß ihr Mann »verstorben« ist. Sie selbst wird Anfang 1943 mit einem Transport in den Osten deportiert. Clara Fichtmann, geborene Fuchs, ist verschollen in Auschwitz.[5]

Die Familien Lustig und Seelig, Treptow, Rethelstraße 6 a

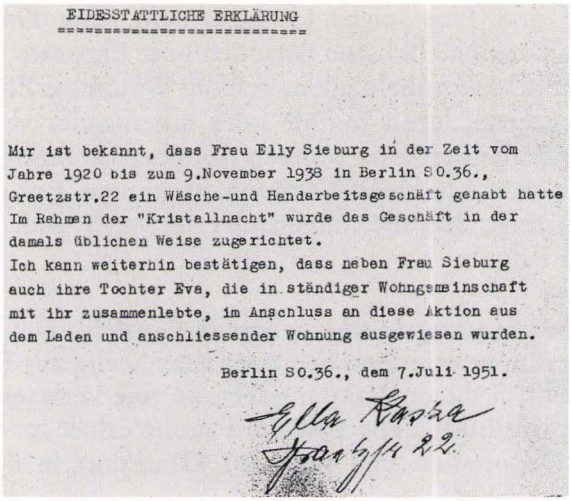
Die planmäßigen Deportationen der deutschen Juden in die Vernichtungslager werden u. a. mit deren Konzentration in »mauerlosen Ghettos« vorbereitet. Daß das systematisch und erfolgreich betrieben wird, ist besonders ersichtlich aus den sogenannten Wohnungslisten[6], die wiederum Grundlage für die Aufstellung der

Deportationslisten[7] sind. Eine solche Liste aus dem Jahre 1943 für den Bezirk Treptow weist 53 erwachsene jüdische Personen bzw. Ehepaare mit 17 Wohnadressen aus. Keine Familie wohnt mehr allein in einer Wohnung. Zusammengepfercht auf wenige Quadratmeter, leben fremde oder miteinander verwandte Familien beisammen. In der Rethelstraße 6a wohnen das Ehepaar Lustig und das Ehepaar Seelig sowie Frau Gottfeld in einer Wohnung zusammen. Erst das Lesen der entsprechenden Akten zeigt, daß alle miteinander verwandt sind. Leo Lustig ist das »Oberhaupt« dieser Familie.

Er ist verheiratet mit Hedwig Lustig, geborene Gottfeld. Die Tochter Ingeborg, geboren 1924 in Berlin, heiratet den Schlosser Max Seelig aus Berlin. Frau Selma Gottfeld, die ebenfalls in dieser Wohnung lebt, ist eine Verwandte, vielleicht eine Schwester, von Hedwig Lustig. Die gesamte Familie erhält im Frühjahr 1943 die Aufforderung zur Deportation und muß auf »Transport in den Osten« gehen. Keiner von ihnen überlebt.[8]

Elly Sieburg, Treptow, Grätzstraße 22

Elly Sieburg ist am 9. April 1887 als Elly Cerf in Halle a. S. geboren. Sie heiratet wahrscheinlich im Jahre 1910 in Hannover. Im Jahre 1911 wird ihre Tochter Eva geboren. Die Eheleute trennen sich, und Elly Sieburg verläßt Hannover und begibt sich nach Berlin. Ihre Tochter bleibt vorerst in einem Kinderheim in Hannover. In Berlin bemüht sich Elly Sieburg, von Beruf Directrice, für sich und ihre Tochter eine Existenz aufzubauen. Im Jahre 1920 ist sie wirtschaftlich in der Lage, ein Wäsche- und Handarbeitsgeschäft in Treptow, in der Grätzstraße 22, zu eröffnen. Es erweist sich als ein erfolgreiches »Unternehmen«. Sie kann ihre Tochter nach Berlin holen. Die an das Geschäft angrenzende Wohnung bewohnen Mutter und Tochter gemeinsam. Die sogenannten »Rassengesetze«, die am 15. 9. 1935 während des Reichsparteitages der NSDAP in Nürnberg verabschiedet werden, bestimmen Elly Sieburg zur Jüdin und der »deutschen Rasse« nicht zugehörig. Die Tochter, deren Vater nach diesem Gesetz »arisch« ist, wird so zur »Halbjüdin«. Eva Sieburg nimmt Kontakt mit ihrem Vater auf, von dem sie sich Schutz und Unterstützung für sich und ihre Mutter verspricht. Die Hoffnung erfüllt sich nicht. Der Vater ist freundlich, aber er fühlt keine Verpflichtung gegenüber den beiden Frauen. Mutter und Tochter planen die Auswanderung aus Deutschland. Aber am 9. November 1938 sind sie noch in Deutschland und müssen die sogenannte »Kristallnacht« erleben. Im Verlauf des Überfalls und der Zerstörung ihres Geschäfts sowie ihrer Wohnung, verliert Elly Sieburg nicht nur einen großen Teil ihrer Warenbestände aus dem Geschäft, randalierende Nazis und Nachbarn dringen auch in die Wohnung ein und »bedienen« sich schamlos. Elly Sieburg wird gezwungen, das Geschäft aufzugeben. Die Wohnung müssen Mutter und Tochter ebenfalls räumen. Sie beziehen eine Wohnung in der Wadzeckstraße 1. Elly Sieburg wird zur Zwangsarbeit verpflichtet, in einer Textilfabrik näht sie Blusen am Band. Sie muß den Gelben Stern tragen und erleidet auch alle anderen diskriminierenden Maßnahmen, denen die Juden ausgesetzt sind.



EIDESSTATTLICHE ERKLÄRUNG

Mir ist bekannt, dass Frau Elly Sieburg in der Zeit vom Jahre 1920 bis zum 9.November 1938 in Berlin SO.36., Graetzstr.22 ein Wäsche-und Handarbeitsgeschäft genabt hatte Im Rahmen der "Kristallnacht" wurde das Geschäft in der damals üblichen Weise zugerichtet.
Ich kann weiterhin bestätigen, dass neben Frau Sieburg auch ihre Tochter Eva, die in ständiger Wohngsmeinschaft mit ihr zusammenlebte, im Anschluss an diese Aktion aus dem Laden und anschliessender Wohnung ausgewiesen wurden.

Berlin SO.36., dem 7.Juli 1951.

Elly Sara
Graetzstr. 22.

Am 27. Februar 1943 fällt sie der »Fabrik-Aktion« zum Opfer.[9] Sie wird vom Arbeitsplatz weg in die Große Hamburger Straße gebracht und dort festgehalten. Der Tochter gelingt es, die Mutter von dort wieder herauszuholen: Am 3. März 1943 wird Elly Sieburg entlassen.[10]
Ein Jahr später kann auch die Tochter für ihre Mutter nichts mehr tun. Am 11. Januar 1944 trifft Elly Sieburg im Konzentrationslager Theresienstadt ein. Im Rahmen der Möglichkeiten halten Tochter und Mutter Kontakt. Eva Sieburg schickt Päckchen nach Theresienstadt. Als der Krieg zu Ende ist, die Allierten den Sieg über die deutsche Wehrmacht errungen haben, ist auch für Elly Sieburg die Befreiung, die Zeit der Freiheit gekommen. Aber sie ist nicht in der Lage, diese Stunden des Glücks zu genießen. Die Jahre der Verfolgung und die Monate der Haft in Theresienstadt haben sie gesundheitlich völlig geschwächt. Im August 1945 wird sie mit einem Krankentransport von Theresienstadt nach Berlin gefahren und in das Martin-Luther-Krankenhaus gebracht. Am 28. Februar 1946 stirbt Elly Sieburg im Krankenhaus.

Anmerkung

1 Entschädigungsakte, Entschädigungsbehörde Berlin
2 Akte der Oberfinanzdirektion SXIV/8821, Landesarchiv Berlin
3 Gedenkbuch für die Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945, a. a. O.
4 aus: Neues Lexikon des Judentums, herausgegeben von J. H. Schoeps, a. a. O.
5 Gedenkbuch für die Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945, a. a. O.
6 Landesarchiv Berlin
7 ebenda
8 Gedenkbuch für die Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945, a. a. O.
9 Entschädigungsakte, Entschädigungsbehörde Berlin
10 ebenda

Freitod statt Deportation

Käte Mugdan, Baumschulenweg, Güldenhofer Ufer 10

Eingeleitet von RONALD FRIEDMANN

Rund achttausend Berliner Juden wählten in den Jahren der Nazi-Diktatur den Freitod, um so der Deportation in ein Vernichtungslager zu entgehen. Einige Fälle sind auch aus Berlin-Treptow bekannt.
Dennoch einzigartig ist die Geschichte von Käte Mugdan aus Berlin-Baumschulenweg, denn ihr Enkel Heinrich Mugdan dokumentierte in zutiefst bewegender Weise in einem Tagebuch, das jetzt im Archiv des Leo Baeck Instituts in New York aufbewahrt wird, die letzten Tage und Stunden des Lebens seiner Großmutter.[1]
Käte Mugdan, geborene Rosenthal, wurde am 13. Januar 1859 in Magdeburg geboren. 1880 heiratete sie, doch schon 1893 starb ihr Mann, ein Weißwarenhändler aus Breslau. Sie hatte fünf Kinder. Ihre drei Söhne starben noch vor Beginn der nationalsozialistischen Judenverfolgung, ihren beiden Töchtern und deren Familien gelang 1938 bzw. 1939 die Emigration.
Heinrich Mugdan, geboren 1916, war ein Sohn ihres Sohnes Franz Mugdan. Durch seine nichtjüdische Mutter war Heinrich Mugdan relativ geschützt und konnte sogar in Baden und Heidelberg Chemie studieren und 1944 promovieren. Bis zu ihrem Tod am 29. Juni 1942 wohnte auch Phillipine Rosenthal, eine unverheiratete Schwester von Käte Mugdan, in der Wohnung in Berlin-Baumschulenweg, Güldenhofer Ufer 10. Eine weitere unverheiratete Schwester von Käte Mugdan, deren Vornamen nicht bekannt ist, lebte in Florenz, Italien.

Im August 1942 wurde deutlich, daß die Deportation von Käte Mugdan nach Theresienstadt unmittelbar bevorstand. Heinrich Mugdan kam nach Berlin, um seiner Großmutter beizustehen. Es wurden verschiedene Fluchtpläne diskutiert, die aber alle von Käte Mugdan, die bereits 83 Jahre alt war, abgelehnt wurden. Sie hatte sich für den Freitod entschieden; ihr Enkel Heinrich sollte ihr dabei helfen.

Aus dem Tagebuch:
Mittwoch, 26 August: Der Tag beginnt bald mit großer Unruhe. Die Bernheim packt verzweifelt und muß sich wohl wundern, daß wir nichts dergleichen tun, ist aber völlig in ihren eigenen Sorgen absorbiert. – Als erster kommt ein junger Mann, um das Gepäck abzuholen, anständig, ruhig, obschon arisch. Er tut das ständig. Läßt Frau Bernheim[2] ruhig zu Ende kramen und bringt dann ihr Gepäck weg – hätte sie auch gleich mitgenommen, wenn sie gewollt hätte. Gegen elf Uhr kommt Edith[3]. Ich lasse die beiden allein, besorge Essigessenz. (...) Bald nach meiner Rückkehr kamen zwei Leute, beide sehr anständig, der eine von der Gemeinde, ein anderer, um für die Gemeinde das Bereitgestellte abzuholen. Wir hatten nichts bereit. Da aber die Leute klar sagten, daß das, was sie nicht holten, der Gestapo verfiele, so war doch auch Großmama bereit, ihnen zu geben. So

war's eine große Unordnung in der Wohnung. Edith half tüchtig mit, unter anderem etwas Geschirr aus der Küche zu verpacken. Endlich war auch das vorbei. Großmama hatte sich sehr aufgeregt und konnte nichts recht anfangen. Zu kochen brauchte sie zum Glück nicht viel, da vom Vorabend noch etwas aufzuwärmen war. Nachmittags war sie auch lange nicht zu ruhigem Sitzen zu bewegen. Erst später konnte ich ihr dann ein wenig vorlesen. Wir hatten unter den alten Sachen das kleine Stückchen gefunden, das Tante Berta zu Großmamas 70. Geburtstag verfaßt, Stenzels und ihre Freunde aufgeführt hatten: von der rastlosen Tätigkeit der überall benötigten Großmutter, vom Treuenfelsschen Radio, das über Paschkis an den Trunkenbold K. geriet usw. Großmama konnte sich richtig herzlich darüber freuen und hatte viel Einzelheiten zu erklären und zu erzählen. Ich wollte die gute Gelegenheit ausnutzen, uns weiter in unsere »Chronik« zu vertiefen, die uns gestern nach Ernsts Weggang noch ein Stündchen in die schönere Vergangenheit geführt hatte. – Da kam Ernst. Großmama wurde gleich wieder unruhig. Ich kümmerte mich inzwischen um das Abendessen, das Frau Garten[4] bereiten wollte. Sie kochte uns auch wirklich ein vortreffliches Gericht: Bratkartoffeln und Gemüse und Schnitzel dazu – für die letzten Marken. Und zum Nachtisch gab's noch Kirschen aus der Neckargemünder Büchse. – Nach dem Essen spülte ich noch mit Ernst Geschirr ab. Inzwischen traf Großmama Vorbereitungen für ihr Lieblingsgericht: geschlagene Eier. Frau Remer hatte ihr zwei Eier gebracht, und die half ich ihr nun schlagen; das Gelbe für sich mit Zucker, und das Weiße als Schnee dazu. Das eine Ei war goldgelb, das andere blaß, und wir verteilten beide über drei Tassen, nach Menge und Farbe gleichmäßig. »So, nun habt ihr noch mein Lieblingsgericht gegessen. Das habe ich mir oft als Abendessen gemacht mit Butterbrot dazu, das schmeckt prächtig: aber ich weiß ja nicht, ob ihr's mögt. Das wollte ich euch doch noch als Speise machen. – Meine Henkersmahlzeit.« – Es schmeckte wirklich wunderbar. Während ich noch aufräumte, las Großmama Ernst aus der Bibel vor: »Alles ist eitel...« (Prediger). Dann setzten wir uns zu dritt um den gewohnten Tisch zur stillen Lampe. Ich holte uns Lektüre. Und dann las ich noch einmal Tante Bertas Stück vor, das Großmama so sehr erheitert hatte und auch jetzt seine Wirkung nicht verfehlte. Inzwischen war es elf Uhr geworden und Zeit für Ernst Abschied zu nehmen. Ich machte mich derweil in der Küche zu schaffen.

Als er gegangen war, und ich mit Verbrechergefühlen wieder zu ihr eintrat, stand sie erschöpft da. Doch faßte sie sich bald: »Der Ernst ist zu weich. Wir wollen stark sein bis zum Ende.« Unvergeßlich die Gebärde, mit der sie das sprach: ganz antike Würde und Kraft. – Wir saßen dann noch eine gute Stunde, sie erzählte von früher, von ihrer glücklichen Kindheit, ihrer liebreizenden Mutter; dann sprach sie von ihren eigenen Kinderchen, dem unbändigen und doch nach des Vaters Tod so gut lenkbaren Franz, der klugen Berta, den reizenden Zwillingen, ihren Lieblingen. Und dann wieder fragte sie nach mir. Es war ihr tröstlich zu hören, daß ich irgendwie auch hoffe. »Das ist recht, daß du nicht so hoffnungslos bist wie Ernst.« – Einmal fiel ihr der Theklamonolog ein, und wir suchten uns die Stelle im Wallenstein, d. h. sie suchte sie: erstaunlich wie sie diese Dinge im Gedächtnis bewahrt hat. Den Wallenstein hatte sie noch kürzlich wieder gelesen.

»100 Schiller-Gedichte habe ich auswendig gewußt und kann sie noch so ziemlich.« Auch hierin bewundernswert.
Dann, gegen 1 Uhr, wollte sie zu Bett gehen. Da fielen ihr zwei Pfirsiche in der Obstschale auf. »Ach die wundervollen Pfirsiche. Die wollen wir noch essen.« Während wir uns am runden Tisch dazu bereitmachen, bläst die Sirene Alarm. Gartens bewegen sich draußen, und ich muß Großmama, die nichts gehört hat, es schließlich sagen. Erst wird sie unruhig. Dann aber setzen wir uns und verspeisen unseren Pfirsich, haben das Lämpchen ins Zimmer zurückgestellt. – Nun rüstet sich Großmama für die Nacht. Dabei fällt ihr wieder und wieder etwas aus dem Besitz ein: »Aber du weißt das ja sehr gut, was und für wen. Was du tust, ist wohlgetan.« – Du Liebe, Gute. – Es ging auf zwei Uhr. Großmama wollte eben ins Bad, da kam schon die Entwarnung. Und dann wusch sie sich aufs gründlichste, während Gartens draußen wieder heraufkamen und dann verschwanden. Sie zog ihr vorbestimmtes Sterbehemd an, flocht ihr Haar, nahm die Zähne heraus und legte sich zu Bett. Vorher aber hatte sie noch mit erhobenen Händen um die Kraft zu diesem Letzten gerungen. »Gott war mir immer gnädig. Ich habe immer beten können. Und auch jetzt kann ich's.« – Und sie betete lange und hörbar, während ich mit schlechtem Gewissen am Fenster stand, die Verdunkelung hochzog und den vollen Mond ins Zimmer scheinen ließ. »Es ist so schön draußen. Der Mond ist noch zu sehen.« – »Dann muß ich ihn mir noch einmal anschauen.« Und sie kam und trank noch einmal in vollen Zügen die reine Luft, nahm die Schönheit mit ihren Augen auf. »Füllst wieder Busch und Tal ¼ kann man da wirklich sagen.« ... »Oh sähst du, voller Mondenschein zum letzten Mal auf meine Pein«, hatte sie gestern zitiert. Dann geleitete ich sie zum Bett zurück, sie nahm eine starke Dosis Schlafmittel und konnte doch nicht einschlafen, wie sie so bereit lag zum Letzten. »Ich bin noch ganz wach.« – »Quälst du dich denn?« – »Nein, ich bin ganz ruhig, ich bete für euch alle. Ich bin ganz sicher, daß es wirkt. Es wird euch einmal besser gehen.« – »Ich schlafe gar nicht.« – »Aber wir haben doch noch so viel Zeit, die Nacht ist noch so lang. Und ich möchte, daß du friedlich einschläfst.« – »Warum willst du mir's denn so leicht machen? Dafür muß ich dir noch einen Kuß geben.« Endlich legte sie sich, wie gewohnt, zur Seite und schlief ein. Welche Gefühle.
Donnerstag, 27. August: Der vergebliche Versuch mit dem Einatmen (von mit Hilfe des Essigs erzeugtem Blausäuregas). Um vier Uhr muß ich sie wecken, trinken lassen. Die schrecklichen Minuten bis 4.13 Uhr. Die letzten Dienste. Die Stunden bis zum Morgen, wo ich noch bei ihr sein darf, sie umarmen. Die Kerze, die, fast aufgezehrt, noch immer flackert all die Zeit. Endlich, wie ich die Augen aufschlage, tagt es schon. Drüben regt es sich. Kurz vor sieben verlasse ich die Liebe, rufe den Arzt an und Ernst. Dann packt es mich. Droben Frau Garten. »Großmutter lebt nicht mehr.« – »Das geht nicht mit rechten Dingen zu.« Und dann die Verrichtungen dieses trostlosen Morgens, der mit so heller Sonne ins Zimmer drang. Aufräumen. Packen. Ernst. Um zehn Uhr Dr. Sonntag. Ernsts unvorsichtiges Wort vom »Freitod«, das den gewissenhaften Mann nichts anderes schreiben läßt. – Die Komplikationen auf der Polizei. Der Kriminalbeamte. – Die Koffer. Die »Abholer«, denen ich auf der Treppe begegne. Schon vorher hat man *sie geholt, während*

ich drunten war. – Frau Bernheims Abgang. – Nach kurzem weiterem Aufräumen erschöpft. Frau Garten macht mir Kaffee, ich esse ein paar Brote, fühle mich etwas stärker. Wir gehen. Da überkommt's mich mit Macht. Im Freien. Am hellen Tageslicht. »Daheim« ins Bett. Schlafen – Abends Liesl nur kurz, allein. Klavier: Bach.
Freitag, 28. August: Draußen (in Großmamas Wohnung) aufgeräumt.
Samstag, 29. August: Besuch bei Frau Heuss: »Keine Skrupel – nie.«

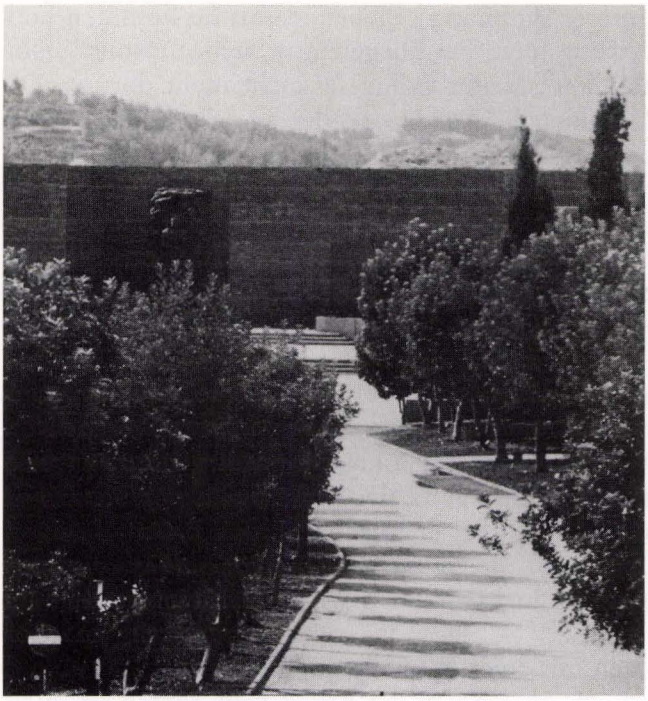
Anmerkungen

1 Heinrich Mugdan, Aus meinem Tagebuch, Ms. September 1942, 8 Seiten
Der Autor übergab 1959 eine mit Erklärungen versehene Kopie dem Leo Baeck Institute New York.
Das gesamte Tagebuch wurde veröffentlicht in: Bürger auf Widerruf. Lebenszeugnisse deutscher Juden 1780–1945, herausgegeben von Monika Richarz, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1989, Seite 533 bis 540
Die auszugsweise Veröffentlichung an dieser Stelle erfolgt mit freundlicher Genehmigung der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München.
2 Rosalie Bernheim, geborene Katzenstein, geboren am 15. Juli 1872 in Gladbach, wurde nach Minsk deportiert und dort ermordet.
3 Edith war die Verlobte von Ernst Mugdan, dem Bruder von Heinrich Mugdan.
4 Frau Garten und die später erwähnte Frau Remer waren Nachbarn, die ebenfalls im Haus Güldenhofer Ufer 10 wohnten.

Die »Gerechten« von Treptow

Von MONIKA BECKER

An dieser Stelle sollen jene Menschen geehrt werden, die sich in einer Zeit, in der Mitgefühl zur Mangelware geworden war, ihre Menschlichkeit bewahrten. Oft waren es nur Gesten, die den Mut zum Leben stärken sollten.
Nur sehr wenigen Verfolgten ist es gelungen, illegal zu überleben. Illegalität hieß, immer auf die Hilfe anderer angewiesen zu sein, andererseits ständig Bekannten auszuweichen, sich unauffällig zu verhalten. Immer in der Angst zu leben, verraten zu werden oder andere zu gefährden. Illegal zu leben hieß aber auch, oft hungern zu müssen, immer auf der Suche nach einem Schlafplatz zu sein, der dann meist bei der nächsten Razzia aufflog.
In Yad Vashem in Jerusalem führt der Weg zum Museum durch die »Allee der Gerechten«. Sie ist Nichtjuden gewidmet, die unter Einsatz ihres Lebens Juden gerettet haben. Ihnen verlieh Israel den Ehrentitel »Gerechter unter den Völkern«. Sie erhielten das Recht hier einen mit ihrem Namen versehenen Johannisbrot-



Die »Allee der Gerechten« in Jerusalem

baum zu pflanzen. Diese Allee umfaßt bisher mehr als achttausend Bäumen. Aber das sind nur die bekannt gewordenen. Viele Helfer blieben unbekannt. Die Beweise ihrer Menschlichkeit geschahen in aller Stille.

Auch in Treptow gab es Menschen, die es wagten, Menschenleben zu retten. Ein Mensch war in Not und brauchte Hilfe. Welche Probleme damit verbunden waren, berichten zwei Frauen, die jüdische Bekannte versteckt hielten.

»Angst hatte ich nicht«

Elisabeth Kopp,[1]
Baumschulenweg, Heidekampweg 19

Mit Politik hatte ich damals nicht viel im Sinn. Mein Interesse galt eigentlich nur dem Sport. Von Beruf bin ich Konfektionsstickerin.

Mitte Mai 1944 bat mich meine Freundin Alice Pollmer aus Berlin-Neukölln, sie wohnte damals in der Anzengruberstraße 2, eine Bekannte ihrer Mutter bei uns unterzubringen. Meine Mutter wohnte im Sommer immer in unserer Laube in Melchow, ich war an den Wochenenden meist mit dem Ruderclub unterwegs. Wir hatten also Platz in unserer Wohnung. Doch die Frau, die ich aufnehmen sollte, war ein »U-Boot«. So nannte man im Volksmund jene Juden, die im Untergrund, also illegal, zu überleben versuchten. Seit einem halben Jahr, so erklärte Alice, sei diese Frau in der U-Bahn zu Hause und brauche jetzt einfach einen Ort, wo sie sich auch einmal lang ausstrecken könne. Gewiß war das gefährlich, aber ich war nie ein ängstlicher Mensch. Also zögerte ich nicht lange und sagte zu.

Und so kam Grete Jäger zu mir. Gewußt haben von ihr nur mein jetziger Mann Erich, meine Schwester und deren Mann. Grete Jäger war damals 52 Jahre alt, recht klein, schlank und hatte dunkles Haar. Sie sah ziemlich jüdisch aus. Sie an die Gestapo auszuliefern, mich als »gute Deutsche« auszuzeichnen, kam mir nicht einen Augenblick in den Sinn.

Ich habe ihr die Schlüssel zu unserer Wohnung gegeben, damit sie kommen und gehen konnte, wann sie es für richtig hielt. Bei Fliegeralarm lief sie immer allein in den öffentlichen Luftschutzbunker[2]. Später wollte sie nicht mehr dorthin. Da habe ich ihr vorgeschlagen, zusammen in den Hauskeller zu gehen. Das haben wir dann auch getan, aber immer erst, wenn die anderen Hausbewohner schon unten waren. Und wir haben uns immer abseits, im Kellergang, aufgehalten, um nicht in Gespräche verwickelt zu werden. Die Nachbarn hätten uns sonst möglicherweise unangenehme Fragen gestellt.
Grete hat von uns die Lebensmittelmarken meiner Mutter bekommen, denn die konnte sich in unserem Garten ja selbst versorgen. So war auch dieses Problem gelöst.
Seit Grete bei uns wohnte, war ich viel mißtrauischer geworden. Ich achtete sehr darauf, daß niemand bemerkte, was sich an unserem Leben verändert hatte. Und ich witterte überall Gefahr, wo möglicherweise gar keine bestand. So erschrak ich sehr wegen eines Nachbarn aus der Nummer 17, der mich eines Abends, als ich spät nach Hause kam, im Hausflur erwartete. Er habe mich für seine Frau gehalten, behauptete er schließlich. Obwohl die blond war und ich schwarze Haare hatte und obwohl ich einen großen Stickrahmen trug, den seine Frau niemals angefaßt hätte.
Schlimmer noch war ein Gespräch mit einer Frau aus unserem Haus. Das war an einem Montag, Mitte Oktober 1944. Als ich von der Arbeit kam, sprach sie mich an: »Am Sonnabend war ja Licht bei Ihnen, Sie waren doch gar nicht zu Hause.« Gut beobachtet, dachte ich. Gesagt habe ich dann, daß bei mir eine Frau gewesen war, die eigentlich bei meiner Freundin wohnte. Weil die aber Besuch hätte, sei die Frau bei mir zum Schlafen gewesen. Das war ja sogar fast die Wahrheit.
Unter anderen Verhältnissen wären das zwei völlig belanglose Begebenheiten gewesen, wie sie zwischen Nachbarn alltäglich sind. Aber die Verhältnisse waren nicht normal. Es war Krieg, und für die Nachbarn war es selbstverständlich, daß aufgepaßt wurde, wer im Hause ein- und ausging. Schließlich warnte die Nazi-Propaganda immer wieder vor »Volksschädlingen«, denen »das Handwerk gelegt werden« müsse.
Die Leute im Haus waren also aufmerksam geworden. Bei uns wurde es für Grete Jäger zu gefährlich. Sie mußte erst einmal weg, zumindest für ein paar Wochen. Als Grete dann am Abend kam, habe ich sie gefragt, ob sie für eine gewisse Zeit irgendwo anders hin könne. »Ja«, sagte sie, »nach Wilmersdorf zu einer Bekannten.« Noch am gleichen Abend habe ich sie nach Wilmersdorf begleitet.
Durch einen Fliegeralarm wurde es nach 21.30 Uhr, als wir dort ankamen. Grete Jäger trug, wie alle Untergetauchten, keinen Judenstern. Trotzdem war es ohne gültige Papiere gefährlich, spät abends oder nachts auf die Straße zu gehen. Es hätte ja nur eine Kontrolle kommen müssen.
Wir dachten, ein bis zwei Monate in Wilmersdorf, dann könnte sie zu uns nach Baumschulenweg zurückkommen. Doch daraus wurde nichts mehr. Grete Jäger ist am Mittwoch nach ihrem »Umzug« nach Wilmersdorf mit ihrer Bekannten in den »Franciscaner« gegangen. Der »Franciscaner« war eine Kneipe unter dem Bahnhof Friedrichstraße. Dort konnte man auch ohne Lebensmittelmarken etwas

zu essen bekommen. Vor allem aber war er ein Treffpunkt der illegal lebenden Juden, die dort Informationen austauschten. Es gab zwei Eingänge, und das war wegen der Fluchtmöglichkeiten wichtig.
An dem Mittwoch aber, als Grete Jäger dort hinging, hatte die Gestapo vor ihrer Razzia beide Ausgänge abgeriegelt. Alle Besucher der Kneipe, auch Grete Jäger und ihre Bekannte, wurden festgenommen und stundenlang verhört. Schließlich ließ man sie doch laufen, aber nur zum Schein. Grete Jäger und ihre Bekannte fuhren zurück nach Wilmersdorf, von der Gestapo heimlich beobachtet. Und so hatte die Gestapo alle, die sich noch in der Wilmersdorfer Wohnung versteckt hielten. Nicht nur Grete Jäger und ihre Bekannte, sondern noch eine weiter Frau und deren zwei Söhne. Wie ich später von Alice Pollmer erfuhr, sind die fünf in ein Krankenhaus im Wedding gebracht und von dort ein paar Tage später weggeholt worden. Wohin sie gekommen sind, haben wir nicht erfahren können.
Angst hatte ich nicht. Doch als ich von der Aktion im »Franciscaner« erfuhr und mir vorstellte, Grete Jäger wäre an jenem Abend nicht nach Wilmersdorf gefahren, sondern zu mir gekommen, wurde mir schlecht vor Schreck. Aber Angst, nein, Angst hatte ich nicht.
Soweit Frau Elisabeth Kopp. Das weitere Schicksal von Grete Jäger ist unbekannt. Vermutlich wurde sie in das Jüdische Krankenhaus in der Iranischen Straße gebracht, das von der Gestapo als Sammellager für die Deportationen nach Theresienstadt mißbraucht wurde. Hier endet ihre Spur. Im Gedenkbuch für die Opfer der Verfolgung der Juden unter der Nationalsozialistischen Gewaltherrschaft 1933–1945, Koblenz 1986, ist ihr Name nicht aufgeführt.

»Tante Irma und Omi«

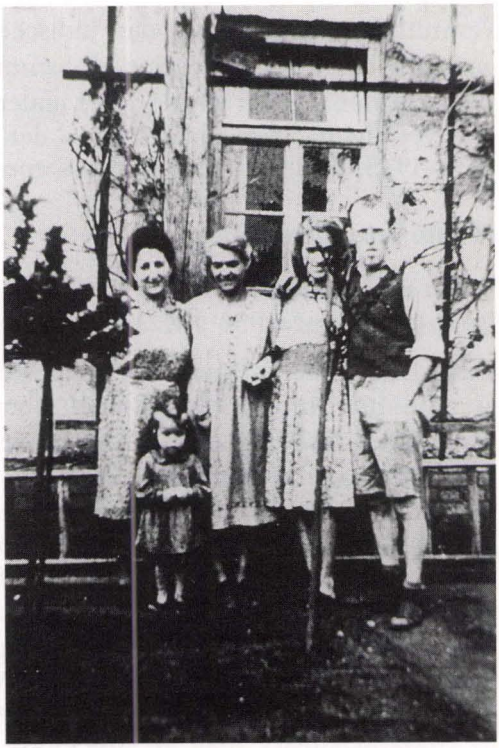
Selma und Robert Riedel
Bohnsdorf, Straße 956 Nr. 218

Irene Lange, die Tochter der Familie Riedel hat diese Geschichte aufgeschrieben. Sie und ihre Mutter, Selma Riedel, leben heute beide in Berlin.
Mein Vater, Robert Riedel, arbeitete als Dreher und Einrichter seit 1937 bei der Firma Krauspe in Berlin-Neukölln. Es war eine kleine Feinmechanikerwerkstatt, in der Teile für die Flugzeugindustrie produziert wurden. Ab 1939, seit dem Beginn des Krieges, waren dort auch fünf oder sechs jüdische Frauen beschäftigt. Sie waren zwangsverpflichtet. Eines Tages kam mein Vater nach Hause und erzählte von Transporten, die zusammengestellt würden. Juden mußten »auf Transport gehen«. So war die Sprachregelung. Daß der Transport Tod bedeutete, wollten viele Juden nicht wahrhaben. Vater erzählte, daß eine der Frauen, Irma Löser, seit zwei Tagen nicht mehr zur Arbeit in die Werkstatt gekommen sei. Sie ist »untergetaucht«, hieß es. Wir wünschten ihr alle, daß sie den Nazis entkäme.
An einem der Folgetage klingelte es an unserer Wohnungstür. Wir wohnten damals in Oberschöneweide, in der Deulstraße 10. Meine Mutter, Selma, öffnete. Zwei Frauen standen vor ihr. »Mein Name ist Löser«, stellte die Jüngere der beiden sich vor. Mutter bat die Frauen in die Wohnung. Irma Löser war für mich von nun an Tante Irma, ihre Mutter, ich glaube sie hieß Martha, war Omi.

Beide lebten von da an bis zum Spätsommer 1943 in unserer Wohnung. Die Wohnung war nicht groß. Sie bestand aus einem größeren Zimmer, das Wohn- und Schlafzimmer für meine Eltern und mich war, einer Küche, der Toilette und einem kleinen Zimmer, in dem meine Großmutter lebte. In dieses kleine Zimmer wurden Irma und ihre Mutter einquartiert. Großmutter schlief von nun an bei uns im großen Zimmer. Es war auch selbstverständlich, daß wir über unsere »Gäste« den Mund zu halten hatten. Und wie gut das gelungen war, will ich an einem Beispiel deutlich machen.

Zu unseren Familienfeiern kamen meist um die zehn bis fünfzehn Gäste. Alles spielte sich im Wohnzimmer und in der Küche ab. Mein Vater nahm, als höflicher Hausherr, den Gästen die Garderobe im Flur ab und brachte sie ins kleine Zimmer. Dort saßen Tante Irma und Omi vom Kleiderschrank versteckt im dunklen Zimmer, bis die Gäste gegangen waren. Drei Geburtstage liefen so ab. Keiner hat die beiden Frauen bemerkt.

Im Frühjahr und Sommer 1943 waren Irma und ihre Mutter einige Male in Bohnsdorf auf unserem Grundstück, um Sonne zu tanken. Und im Spätsommer 1943, nach über einem Jahr bei uns, zogen sie in die Jungfernheide, wo Irmas Cousine eine Bretterlaube erstanden hatte. Dorthin fuhren wir »zu Besuch«, um Kartoffeln, Gemüse und Brot zu bringen. Sie meinten, dort sicher zu sein. Aber sie waren es nicht. Bei einer gezielten Aktion der Polizei wurden beide zu Beginn des Winters 1943 von der Straße weg verhaftet und nach Auschwitz deportiert. Irma war etwa 28, ihre Mutter um die 50 Jahre alt. Wie uns Irmas Cousine aus Lichtenberg später berichtete, sollen sie verraten worden sein. Omi Löser hat Auschwitz nicht überlebt, Irma ist knapp dem Tode entronnen. Als sie im Frühherbst 1945 eines Tages in Bohnsdorf auftauchte, litt sie psychisch und physisch stark unter den Folgen des Lagers. Sie verließ Deutschland etwa 1947, um ihrem Verlobten nach Kanada zu folgen. Seither gibt es keine Verbindung mehr zu ihr.



links: Irma Löser, daneben: Selma Riedel im Frühherbst 1945 vor der Laube in Bohnsdorf

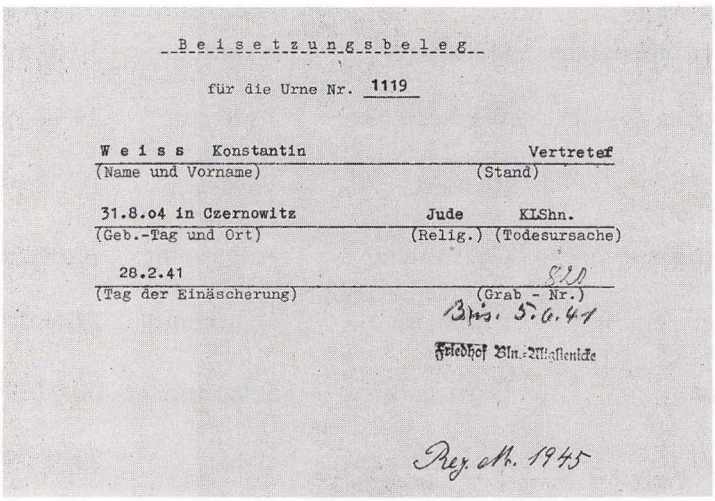
Anmerkungen

1 Elisabeth Kopp, inzwischen über 80 Jahre alt, lebt heute noch in Baumschulenweg
2 Der Bunker befand sich in der heutigen Eichbuschallee

Die Urnengräber auf den Friedhöfen Baumschulenweg und Altglienicke

von MONIKA BECKER

Als 1933 nach der Machtübergabe an die Nationalsozialisten in Deutschland mit der Verhaftung politischer Gegner begonnen wurde, waren die Vorbereitungen für deren systematische Vernichtung erst im Anlaufen. Sehr bald sollte neben der politischen auch die rassische Verfolgung einsetzen. So kamen ab 1934 auch jüdische Häftlinge in das Lager Sachsenhausen bei Oranienburg. Da es bis 1941 in diesem Lager kein Krematorium gab, wurden von Juni 1940 bis Juni 1941 die Leichen der ermordeten Häftlinge in Güterwaggons angeliefert und im Krematorium Baumschulenweg verbrannt. Innerhalb eines Jahres 2300 Menschen aus den Lagern Sachsenhausen und Hartheim. Ihre Urnen wurden in Sammelgräbern auf den Friedhöfen Baumschulenweg und Altglienicke bestattet. Die uns zugänglichen Unterlagen bei der Friedhofsverwaltung Treptow sind nicht vollständig.[1]



Beisetzungsbeleg

für die Urne Nr. 1119

Weiss Konstantin — Vertreter
(Name und Vorname) — (Stand)

31.8.04 in Czernowitz — Jude — KLShn.
(Geb.-Tag und Ort) — (Relig.) — (Todesursache)

28.2.41 — SU
(Tag der Einäscherung) — (Grab - Nr.)

Bis. 5.6.41

Friedhof Bln.-Altglienicke

Rez. Mk. 1945

So wissen wir heute von 39 jüdischen Häftlingen, die auf dem Friedhof Altglienicke bestattet wurden. Auch ihrer soll hier gedacht werden.

Name, Vorname Geburtsdatum	Geburtsort	Beruf	Einäscherung am	Grabstelle
Adler, Georg 14.07.1891	Wien	Sänger	19.07.1940	192
Badt, Bernhard 19.02.1898	Lessen	Verkäufer	05.08.1940	228
Baroch, Artur 26.01.1910	Bedburdyck	Metzger	09.08.1940	352

Name, Vorname Geburtsdatum	Geburtsort	Beruf	Einäscherung am	Grab-stelle
Bessjakow, Semian 25.05.1886	Weliki-Luki	Arbeiter	20.03.1941	918
Bladka, Abraham 02.06.1893	Werschow	Arbeiter	03.08.1940	42
Bloch, Max 09.08.1885	Frankfurt	Händler	06.12.1940	594
Blum, Heinrich 19.02.1906	Idstein	Sattler	11.07.1940	285
Brodsky, Gerod 18.10.1905	Odessa	Kaufmann	06.12.1940	594
Burstein, Paul 29.09.1894	Teplitz-Schönau	Beamter	25.06.1940	300
Klein, Otto 24.07.1882	Iglau	Kellner	24.08.1940	404
Lamm, Arnold 22.06.1875	Boskowitz	Metallurgist	12.12.1940	612
Landsberger, Friedrich 30.05.1887	Hamburg	Kaufmann	30.07.1940	99
Leopold, Artur 25.04.1882	Weikersheim	Vertreter	24.12.1940	693
Levy, Sally 20.03.1902	Rhauen	Fleischer	19.09.1940	235
Liebster, Moritz 17.12.1907	Czernowitz	Angestellter	20.06.1940	147
Löb, Wigand 20.06.1885	Rülzheim	Kaufmann	21.06.1940	92
Mayer, Hans 08.03.1889	Darmstadt	Schauspieler	02.07.1940	313
Meier, Hans 15.02.1904	Oberkirchen	Bote	29.10.1940	509
Merz, Mieczislaw 10.01.1886	Warschau	Verwalter	12.08.1940	133
Michaelis, Bruno 01.07.1889	Berlin	Arbeiter	19.07.1940	182
Michaelis, Ferdinand 17.05.1920; ermordet am 24.10.1940 in Hartheim	Berlin	Arbeiter	13.03.1941	359
Moog, Pieter 26.01.1919	Rotterdamm	Matrose	13.06.1941	1165
Neuburger, Jakob 20.01.1905	Dormagen	Metzger	07.08.1940	129
Nußbaum, Robert 30.05.1892	Straßburg	Arzt	19.04.1941	1034

Name, Vorname Geburtsdatum	Geburtsort	Beruf	Einäscherung am	Grab-stelle
Pels, Alwin 20.06.1900	Weterkappeln	Kaufmann	28.09.1940	461
Pick, Kurt 10.08.1900	München	Kaufmann	01.07.1940	209
Serog, Moritz 16.11.1892	Krakau	Schuster	26.08.1940	107
Schneider, Richard 15.08.1909	Berlin	Arbeiter	23.06.1940	320
Schulz, Hans 07.12.1901	Elberfeld	Arbeiter	08.01.1941	721
Schützer, Arnold 05.12.1907	Stanislau	Lehrer	12.02.1941	796
Schweikert, Hermann 12.12.1897	Stadtfeld	Kellner	05.07.1940	202
Simon, Max 22.01.1896	Kolberg	Schweizer	08.07.1940	196
Simansohn, Neumann 04.10.1902; ermordet in Hartheim	Dresden	Kellner	25.07.1940	260
Vansburger, Herrmann 12.07.1896	Kaldau	Techniker	26.08.1940	179
Wantoch, Leo 28.05.1879	Wien	Techniker	10.01.1941	727
Weichselbaum, Heinrich 15.01.1874	Brünn	Kaufmann	27.06.1940	290
Weiss, Konstantin 21.08.1904	Czernowitz	Vertreter	28.02.1942	820
Weiss, Leo 16.07.1903	Düsseldorf	ohne	13.06.1941	1168
Zeug, Hermann 26.02.1887	Berlin	ohne	14.03.1941	914

Anmerkung

1 Die alphabetisch geordneten Beisetzungsscheine der Buchstaben C bis J fehlten vollständig.

Überlebt in Nazi-Deutschland

Helene und Bruno Gerson, Niederschöneweide, Moosstraße 47 h

Von ANJA SCHINDLER

Eine der ersten gesetzlichen Maßnahmen der im Januar 1933 an die Macht gelangten Nationalsozialisten in Deutschland ist das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933.
Für Bruno Gerson aus Berlin-Niederschöneweide endet mit diesem Gesetz die Beamtenlaufbahn. Und von diesem Zeitpunkt an beginnt ein Leidensweg, der erst mit der Befreiung im Frühjahr 1945 enden wird.
Bruno Gerson wird am 1. Mai 1893 als Sohn des jüdischen Kaufmanns Marcus Gerson und dessen Ehefrau Flora, geborene Joachim, in Berlin geboren. Die Familie ist »mosaischen Glaubens«, wie amtliche Dokumente das benennen, Mitglied der jüdischen Gemeinde Berlin. Bruno ist nicht das einzige Kind des Ehepaars, es gibt noch Geschwister: zwei Brüder und zwei Schwestern. Ganz unvermögend scheint die Familie nicht zu sein. Eine Schwester bringt es zu einem eigenen Geschäft für Knöpfe & Schnallen in der Alten Jakobstraße. Und alle Kinder erhalten eine gute Schul- bzw Berufsausbildung. Nach achtjähriger Schulzeit wird Bruno im Jahre 1907 kaufmännischer Lehrling in der Export-Firma »Walter, Hirschfeld & Co. Berlin«, in der er auch nach Beendigung der Lehre verbleibt. Im Jahre 1915 erfolgt seine Einberufung zum Kriegsdienst.
Während eines »Heimaturlaubs« heiratet er am 23. März 1915 auf dem Standesamt in Berlin-Johannisthal Helene Jordan. Sie ist am 16.6.1892 in Berlin geboren, die Tochter des Feuerwehrmannes Friedrich Jordan und der Marie Jordan aus Niederschöneweide. Helene ist evangelisch. Nach der Eheschließung wird sie Mitglied der Jüdischen Gemeinde Berlin. Während der Jude Bruno Gerson tapfer »für das deutsche Vaterland und dessen Ehre« kämpft, wird am 7. Juni 1915 der Sohn Arno in Berlin geboren.



Großvater Friedrich Jordan mit Enkel Arno, ca. 1920

Auch ihn läßt Helene Gerson sogleich in die Jüdische Gemeinde einschreiben.
Für Bruno Gerson geht der schreckliche Krieg 1918 zu Ende. Er verläßt den Kriegsschauplatz mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse.
Seine Teilnahme an diesem Krieg spielt viele Jahre später noch einmal eine Rolle:



Familienfeier, Helene und Bruno Gerson links außen sitzend, Arno im Matrosenanzug, ca. 1922/23

Wie zum Hohn bekommt er 1934 das vom Reichspräsidenten Generalfeldmarschall von Hindenburg gestiftete »Ehrenkreuz für Frontkämpfer«.

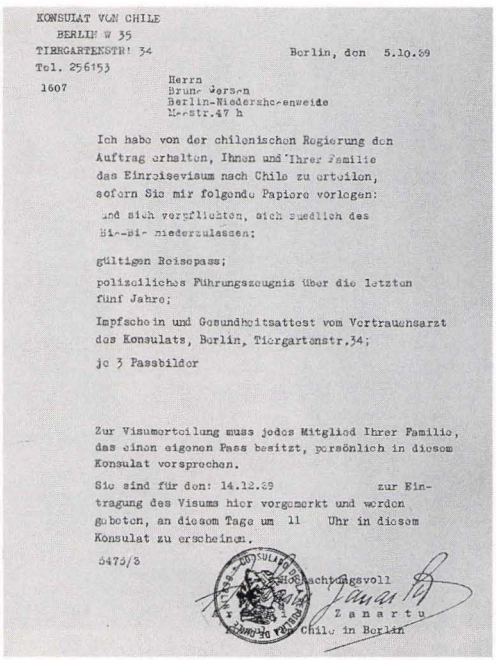
Nach dem Krieg bietet ihm das »Bankhaus Schoenberger & Co. Berlin« Aufstiegsmöglichkeiten, und schon nach kurzer Zeit avanciert er zum Leiter der Revisionsabteilung und Hauptbuchhaltung. Die Weltwirtschaftskrise trifft auch so manches Geldinstitut – Bruno Gerson muß des öfteren seinen Arbeitsplatz wechseln. Dank seiner guten Reverenzen gelingt es ihm, diese Zeit einigermaßen zu überstehen.

Mit der Machtübernahme Hitlers und der Politik der Nazis, Juden aus den öffentlichen Ämtern zu verdrängen, verliert Bruno Gerson seine Arbeit als Bankangestellter bei der Reichsbank. Bei noch existierenden, aber sich schon in Liquidität befindenden jüdischen Bankhäusern erhält er zeitlich begrenzte Tätigkeiten. Dann ist es endgültig aus für den gelernten Buchhalter und Revisor. Er macht alle möglichen Gelegenheitsarbeiten, um die Familie über Wasser zu halten.



Hanni und Arno Gerson, Manchester 1939

Inzwischen drängt die nationalsozialistische Regierung mit vielfältigen Schikanen auf die Ausreise der deutschen Juden. Die Folge ist eine erste Ausreisewelle der Juden aus Deutschland.
Geld benötigt man zum Ausreisen, viel Geld. Die Familie Gerson hat ihr kleines Kapital in einen Hauskauf investiert. In früheren Zeiten, als Bankangestellter verfügt Bruno Gerson über ein regelmäßiges, recht gutes Einkommen, so daß der Familien-Wunsch nach einem kleinen Haus erfüllt wird. Im selben Jahr, in dem Hitler die Macht in Deutschland bekommt, verlassen Bruno, Helene und Arno Gerson ihre Wohnung in der Johannisthaler Weststraße und beziehen das Häuschen in Niederschöneweide, Moosstraße 47 h.
Woher sollte man wissen, daß das kleine Kapital in einer Ausreise besser angelegt wäre? Nach dem Boykott jüdischer Geschäfte im April 1933 und einer vorübergehenden scheinbaren »Schonzeit«, geschuldet u. a. der Olympiade in Berlin, wird der psychische und physische Druck der Nazis auf die Juden in Deutschland immer stärker. Nach dem Novemberpogrom 1938 erreicht die Auswanderungswelle einen erneuten Höhepunkt. Auch Bruno und Helene Gerson sind überzeugt davon, daß man nun Deutschland unter allen Umständen verlassen muß.
Aber erst einmal wird die Ausreise des Sohnes und dessen Verlobte organisiert. Arno, inzwischen ein junger Mann von 24 Jahren, hat das Bäckerhandwerk erlernt. Aber er kann diesen Beruf nicht mehr ausüben, inzwischen gibt es keine jüdischen Bäckereibesitzer mehr. Arno verdient sich ein paar Mark als Bote bzw. Lagerarbeiter. Im August 1939 erhalten Arno Gerson und seine Verlobte Hanni die langersehnten Visa für die Ausreise, und sie verlassen Deutschland in Richtung England. Dort, in ihrer neuen Heimat, in Manchester heiraten sie am 27. August 1939.



KONSULAT VON CHILE
BERLIN W 35
TIERGARTENSTR. 34 Berlin, den 5.10.39
Tel. 256153
1607

Herrn
Bruno Gerson
Berlin-Niederschoeneweide
Moosstr.47 h

Ich habe von der chilenischen Regierung den Auftrag erhalten, Ihnen und Ihrer Familie das Einreisevisum nach Chile zu erteilen, sofern Sie mir folgende Papiere vorlegen:

und sich verpflichten, sich endlich des Bi--Bi- niederzulassen;

gültigen Reisepass;

polizeiliches Führungszeugnis über die letzten fünf Jahre;

Impfschein und Gesundheitsattest vom Vertrauensarzt des Konsulats, Berlin, Tiergartenstr.34;

je 3 Passbilder

Zur Visumerteilung muss jedes Mitglied Ihrer Familie, das einen eigenen Pass besitzt, persönlich in diesem Konsulat vorsprechen.

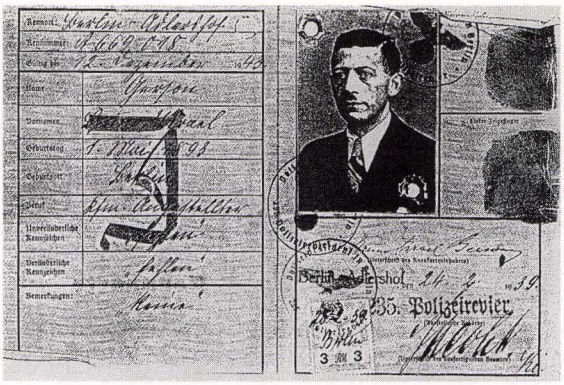
Sie sind für den: 14.12.39 zur Eintragung des Visums hier vorgemerkt und werden gebeten, an diesem Tage um 11 Uhr in diesem Konsulat zu erscheinen.

5475/3

Hochachtungsvoll
Zanartu
Konsul von Chile in Berlin



Arno Gerson als Soldat des Royal Pioneer Corps



Nun zeigt sich auch für Bruno und Helene Gerson eine Ausreisemöglichkeit: sie bereiten sich auf eine Auswanderung nach Chile vor, lernen spanisch. Am 1. September 1939 überfällt die faschistische deutsche Wehrmacht den Nachbarstaat Polen, der Krieg beginnt. Mit Schreiben vom 5. Oktober 1939 erhalten Bruno und Helene Gerson von der chilenischen Botschaft die Mitteilung, daß sie bis zum 14. Dezember 1939 für ein Visum vorgemerkt sind.[1]

Aber es ist zu spät. Wer jetzt noch in Deutschland ist, sitzt in der Falle. Mit dem Beginn des Krieges kommt es zu ersten großen Vernichtungsaktionen von Juden in den besetzten Gebieten. Im Sommer 1941, kurz nach dem Überfall Nazideutschlands auf die Sowjetunion, erhält SS-Gruppenführer Heydrich von Hitler den Auftrag, Vorbereitungen »für eine Gesamtlösung der Judenfrage im deutschen Einflußgebiet in Europa« zu treffen.

Sowohl in Deutschland als auch in den besetzten Ländern gilt von nun an generelles Ausreiseverbot für Juden aufgrund der bevorstehenden »Endlösung«. Es kommt zu ersten Deportationen von deutschen Juden in Richtung Osten. Das Ziel: sofortige Vernichtung. Der tausendfache Mord beginnt.

Mit dem Einsatz der Industriearbeiter an der Front benötigt die deutsche Wirtschaft dringend arbeitsfähigen Nachschub.

Die noch in Deutschland verbliebenen Juden sind mit der Verordnung vom 7. März 1941 zur Zwangsarbeit verpflichtet.

Der jüdische Alltag besteht nur noch aus Verboten und Geboten:

Den Juden ist die Benutzung der öffentlichen Verkehrsmittel untersagt, sie dürfen nicht einmal den Bürgersteig benutzen, sie haben sich an Sperrstunden-Verordnungen zu halten, festgesetzte Einkaufszeiten einzuhalten, in den Betrieben ist jeglicher Kontakt zu anderen Beschäftigten verboten.

Auch Bruno und Helene Gerson werden zur Zwangsarbeit verpflichet.

Am 20. März 1941 hat sich Bruno Gerson im Adlershofer Werk der Schering AG einzufinden. Seine Arbeitszeit ist von 5.30 Uhr bis 14.00 Uhr.

Das ändert sich später, er wird auch in Wechselschicht arbeiten müssen. Bruno Gerson bekommt vom 235. Polizeirevier in Adlershof eine Bescheinigung, die ihm das Benutzen der S-Bahn, der Straßenbahn und der Untergrundbahn für eine exakt ausgewiesene Strecke erlaubt. Die letzte Verlängerung erfolgt am 28. 12. 1944 und bescheinigt die Gültigkeit bis zum 31.12.1945 . . .[2]

Er arbeitet als »Chemiehilfswerker« in der Pflanzenschutzabteilung. Die Arbeit ist vor allen Dingen gesundheitsschädigend. Aber wer kümmert sich um die Gesundheit von Juden? Einerseits will man Berlin »judenfrei« machen, aber andererseits möchte und kann man auf diese billigen Arbeitskräfte (ca. 30 Reichsmark Wochenlohn) nicht ohne weiteres verzichten. Ein Interessenkonflikt der Politik und der Wirtschaft läßt sich nicht leugnen.
Helene und Bruno Gerson wohnen noch in dem kleinen Häuschen in der Moosstraße in Niederschöneweide, allerdings nur noch im kleinen, kalten Giebelzimmer, das in guten Zeiten als Abstellkammer genutzt wurde. Sie verkaufen ihr Eigentum, um u. a. auch alle notwendigen Pflichtzahlungen zwecks Ausreise begleichen zu können. Im Haus selbst quartiert sich eine »deutsche Witwe« ein.
Helene Gerson wird als »Glaubensjüdin« ebenfalls durch das Arbeitsamt für Juden in der Fontanepromenade als Arbeiterin für die Spindler AG. zwangsvermittelt. Körperlich schwere Arbeit verursachen erhebliche Unterleibsbeschwerden, die eine Notoperation notwendig machen.
Von der Möglichkeit, beim »Reichssippenamt« einen Antrag auf Arisierung zu stellen, macht Helene in all den Jahren keinen Gebrauch.
Ab 15. September 1941 haben alle Juden ab 6. Lebensjahr den sogenannten »Judenstern« zu tragen. Die Berliner Juden werden mit der »Polizei-Verordnung vom 1. September 1941 über die Kennzeichnung der Juden« aufgefordert, an den ihnen zugewiesenen Verteilungsstellen die »Judensterne« abzuholen. Für die Treptower Juden erfolgt die Ausgabe in der Orthodoxen Synagoge Kottbusser Ufer 48–50 in Kreuzberg (heute Fraenkelufer 10–16).
»... später wurde ich nur mit körperlich schwerer oder gesundheitsschädlicher Arbeit beschäftigt. Jegliche Vergünstigung, die die anderen Arbeiter beim Verarbeiten mit giftigen Stoffen, wie Milch ect. hatten, wurde mir bei der Schering AG, Werk Adlershof, wo ich einige Jahre tätig war, versagt. Hinzu kam, daß ich Sternträger war. Jahrelang hat man mir nur das Allernotwendigste an Lebensmitteln zukommen lassen. Ich habe keine Fleischzuteilung erhalten, keine Fische, keine Räucherwaren, keine Eier, kein Feingemüse, ich war von jeder Extrazuteilung ausgeschlossen, von Genußmitteln wie Kaffee, Tabakwaren, alkoholischen Getränken ganz zu schweigen. Hinzu kam, daß man mir die Brot-und Fettration außerdem kürzte ... war es mir verboten, den Bezirk Berlin zu verlassen. Als Sternträger durfte ich keinen Wald aufsuchen, kein Lokal betreten, alles und alles war mir verboten ...«[3]
Der jüdische Alltag in Berlin 1942 ...
Göring sagt bereits nach der Pogromnacht im November 1938: »... Im übrigen muß ich noch einmal feststellen: ich möchte kein Jude in Deutschland sein ...«[4]
In Berlin mehren sich die Abtransporte von Juden. Immer häufiger finden Deportationen statt. Die anderen Deutschen, die keine Juden sind, sorgen sich um ihre Angehörigen an der Front, sie haben keine Augen und Ohren für die jüdischen Nachbarn, sehen nicht die Deportationszüge durch Berlin fahren. Im Herbst 1942 wird die Witwe Flora Gerson, geborene Joachim, die 81jährige Mutter von Bruno Gerson, aus ihrer Berliner Wohnung in der Hochmeisterstraße 26 nach Theresienstadt deportiert. Im Dezember des selben Jahres stirbt sie dort. Auch die zwei

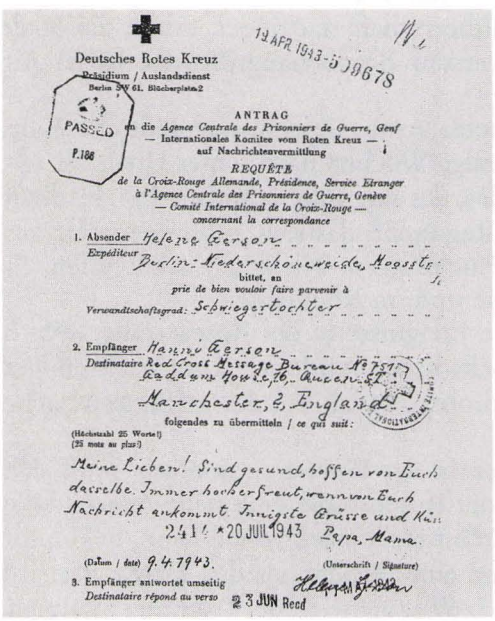
Schwestern und zwei Brüder werden mit ihren Familien von der Gestapo geholt und auf den »Transport nach dem Osten« geschickt. Keiner überlebt.
Im Jahre 1943 – Helene hat eine schwere Unterleibsoperation hinter sich – erhält sie eine erneute Vorladung vom Arbeitsamt Fontanepromenade. Da sie für schwere körperliche Arbeit nicht mehr einsetzbar ist, wird sie an die Firma Michalski in der Großen Frankfurter Straße vermittelt. Nun hat sie den ganzen Tag an der Nähmaschine ihren Anteil am »Endsieg« zu leisten: Die deutschen Soldaten brauchen Uniformen.[5]
In dieser Zeit, im Februar 1943, arbeiten im Adlershofer Schering-Werk noch 32 Juden. Am 27. Februar 1943 fällt auch Bruno Gerson im Verlauf der sogenannten »Fabrik-Aktion« der Gestapo in die Hände. Vom Arbeitsplatz weg wird er in die Rosenstraße gebracht.
Dort sperrt man die »arisch versippten« und »Mischlinge« ein: Kinder mit einem jüdischen Vater, Männer mit einer »arischen« Frau ...
In der Rosenstraße/Ecke Heidereutergasse steht die Orthodoxe Synagoge (auch Alte Synagoge genannt). Die erste, die die Juden sich in Berlin bauen durften. Am Schabbat vor dem Neujahrsfest 1714 wurde sie in Anwesenheit der Königin Sophie Dorothea eingeweiht. Jetzt befindet sich dort auch das Verwaltungsgebäude der Jüdischen Gemeinde. Das Gebäude ist dreistöckig und hat einen ausgebauten Dachboden. Es ist vollgestopft mit Menschen, am meisten Männer, weniger Frauen und Kinder.
Nach diesem 27. Februar 1943 schreibt Goebbels in sein Tagebuch: »Wir schaffen nun die Juden endgültig aus Berlin hinaus. Sie sind am vergangenen Samstag schlagartig zusammengefaßt worden und werden nun in kürzester Frist nach dem Osten abgeschoben ...«[6]
Und während in der Rosenstraße die Frauen um die Herausgabe ihrer Kinder und Männer kämpfen, eine einmalige projüdische Demonstration inmitten des Zentrum der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft stattfindet, erlebt die Stadt in jenen Nächten die längsten und schwersten Bombenangriffe der Royal Air Force.
Einer, der die englische Uniform trägt, heißt Arno Gerson, der deutsche Jude, geboren in Berlin. Noch im Jahre 1939, wenige Wochen nach seiner Hochzeit mit Hanni wird er Soldat der Armee des Landes, das ihn aufgenommen hat. Er dient im Königlichen Pionier-Corps, in einem Regiment, das sich zusammensetzt aus deutschen, polnischen, ungarischen u. a. Flüchtlingen. Nicht alle sind Juden. Er kämpft in den Ardennen, in der Normandie und im Rheinland.
Sein Vater, Bruno Gerson, schreibt über die Ereignisse in der Rosenstraße: »Nach fürchterlichen Tagen, die ich dort zugebracht habe, wurde ich dann nach einiger Zeit wieder entlassen. Es wurde mir angedroht, daß ich bei der geringsten Sache wieder abgeholt würde.«[7]
Bei der Zwangsarbeitsvermittlung für Juden in der Fontanepromenade muß sich Bruno Gerson nach seiner Entlassung aus der Rosenstraße eine neue Arbeitsstelle zuweisen lassen. Denn nur der, der eine Arbeitsstelle nachweisen kann, bekommt auch eine Lebensmittelkarte. Er bekommt eine Arbeit bei der Firma Richard Wählisch, Berlin, Saatwinkler Damm 65/67 zugewiesen: Trümmer räumen,

Arbeitsbeginn 6.00 Uhr, Stundenlohn 80 Pfennig, 60stündige Wochenarbeitszeit. »Wählisch war eigentlich eine Baufirma. Der Inhaber hatte – heute würde man sagen – eine Marktlücke entdeckt und sich darauf spezialisiert, Aufräumarbeiten nach Luftangriffen durchzuführen. Ein paar ›arische‹ Vorarbeiter waren die Aufpasser. Die eigentliche Arbeit machten aber Fremdarbeiter und Zwangsarbeiter. Einige hundert, denke ich... Bei dieser Firma ging es einigermaßen menschlich zu. Die Arbeit selbst war sehr schwer. Ich – wir alle waren doch nur Leichtgewichte. Es gab zwar noch etwas zu essen. Aber gerade für uns Juden nichts wirklich Nahrhaftes mehr... Jeder von uns arbeitete mit seinen letzten Kräften. Es gab doch keine großartigen Räumgeräte wie Bagger oder Kräne. Wir arbeiteten mit Spitzhacken, Schaufeln, Seilwinden. Und am meisten mit unseren Händen...«[8]

Helene und Bruno Gerson leben von einem Tag zum anderen, nicht ohne Hoffnung bis zuletzt, aber immer mit Angst und Ungewißheit.

Trost finden sie bei den Gedanken an den Sohn und an die Schwiegertochter, die es hoffentlich »geschafft haben«, die am Leben sind, sie wenigstens konnten sich retten. Daß ihr Sohn Arno Uniform trägt und an der Front kämpft, wissen die Eltern nicht. Eine Nachrichtenübermittlung über das Internationale Komitee vom Roten Kreuz vom 9. 4. 1943 ist erhalten geblieben.[9] 25 Worte sind erlaubt, und Helene Gerson schreibt aus Berlin: »... sind gesund, hoffen von Euch dasselbe...« Arno und Hanni Gerson erwidern: »Glücklich Euch gesund zu wissen...«

Als ein Wunder bezeichnen die Betroffenen später ihr Überleben in Berlin. Und dieses Überleben wird nur möglich, wenn man Menschen hat, die zu einem halten. Ein »arischer« Partner ist in diesen Zeiten mehr als nur eine Ehefrau oder ein Ehemann. Manch einer findet ein Versteck und wird über Monate von Mitbürgern versorgt. In Berlin überleben 4.700 Menschen in sogenannten »Mischehen«



Deutsches Rotes Kreuz

Präsidium / Auslandsdienst

Berlin SW 61, Blücherplatz 2

19 APR 1943 - 5 39678

PASSED P.186

ANTRAG

an die *Agence Centrale des Prisonniers de Guerre, Genf*
— Internationales Komitee vom Roten Kreuz —
auf Nachrichtenvermittlung

REQUÊTE

de la Croix-Rouge Allemande, Présidence, Service Etranger
à l'Agence Centrale des Prisonniers de Guerre, Genève
— Comité International de la Croix-Rouge —
concernant la correspondance

1. Absender *Helene Gerson*
Expéditeur *Berlin-Niederschöneweide, Hoosstr.*
bittet, an
prie de bien vouloir faire parvenir à
Verwandtschaftsgrad: *Schwiegertochter*

2. Empfänger *Hanni Gerson*
Destinataire *Red Cross Message Bureau No 7517*
Caddyn House, 76 Queen St.
Manchester, 2, England
folgendes zu übermitteln / *ce qui suit:*
(Höchstzahl 25 Worte!)
(25 mots au plus!)

Meine Lieben! Sind gesund, hoffen von Euch
dasselbe. Immer hocherfreut, wenn von Euch
Nachricht ankommt. Innigste Grüsse und Küs
*241 * 20 JUIL 1943* *Papa, Mama.*

(Datum / *date*) *9. 4. 1943.* (Unterschrift / *Signature*)

3. Empfänger antwortet umseitig
Destinataire répond au verso

23 JUN Read



Helene, Bruno und Arno Gerson nach dem Krieg

und 1.400 Juden im Untergrund versteckt. Im Jahre 1933 wurden 160.000 Glaubensjuden in Berlin gezählt.
Bruno Gerson ist einer von den wenigen, die überleben.
Für ihn, für Helene Gerson und die anderen Überlebenden ist die Kapitulation der deutschen Wehrmacht, der schäbige, feige Abgang des »Führers« und seiner Kumpane, die Befreiung. Wer diese Schreckensherrschaft als Verfolgter, Gejagter, als Entrechteter erlebt und überlebt, empfindet die Zeit nach dem Sieg der Alliierten als ein zweites Leben, das man bekommt.
Helene und Bruno Gerson bleiben nach dem Krieg in ihrem Kiez. Beide werden als Verfolgte des Faschismus von den Behörden anerkannt.
Bruno Gerson findet Arbeit in seinem Beruf beim Bezirksamt von Treptow, Abteilung Finanzen. Gemeinsam mit seiner Frau Helene besucht er die Familie des Sohnes in England. Auch dieser ist wieder in seinem gelernten Beruf tätig, hat es mit einem eigenen Bäckereigeschäft zu bescheidenem Wohlstand gebracht. Die Tochter Anne Ruth Gerson lernt ihre Großeltern aus Deutschland kennen. Hanni und Arno Gersons Verhältnis zu Deutschland besteht nur noch in der Beziehung zu den Eltern. Nur sie allein sind der Grund für Arno Gersons Reisen nach Berlin. Die Verletzungen sind zu tief, und die Bindung an England so groß, daß Hanni und Arno Gerson in Deutschland keine Heimat mehr sehen. Ihre Tochter erfährt nicht viel von Deutschland, sie lernt auch nicht die ursprüngliche Muttersprache ihrer Eltern.
Am 19. Januar 1960 stirbt Bruno Gerson im Alter von 67 Jahren.
Helene pflegt ihn bis zum Ende in ihrem Haus in Niederschöneweide, in der Farnstraße 19, das während des Krieges einem Nazi-Bonzen gehörte und das sie im August 1945 von den Behörden zugewiesen bekommen.
Sie überlebt ihn um viele Jahre. Auch den Sohn Arno, der 1984 in London stirbt. Das Haus in Niederschöneweide ist ihr zu groß, und sie nimmt sich eine Wohnung in der Köpenicker Landstraße im Ortsteil Baumschulenweg. 1977 geht sie in das Altenheim der Jüdischen Gemeinde in Berlin-Weißensee, wo sie am 16. 11. 1989 stirbt.
Die Frau, die sie in ihren letzten Lebensjahren im Heim betreut, erzählte mir von Helene. Sie hat sie als einen liebenswerten Menschen, eine bis zum Schluß geistig rege Gesprächspartnerin in Erinnerung. Selbst im hohen Alter spricht Helene Gerson so manches spanische Wort, gelernt mit ihrem Mann, in einer schlimmen Zeit.

Anmerkungen

1 Originaldokument befindet sich im Besitz von Frau Regan, London
2 Der VEB Berlin-Chemie, vormals Schering AG, Außenstelle des Landesarchiv Berlin, Rep. 229
3 VdN-Akte, Landesverwaltungsamt Berlin, Entschädigungsbehörde
4 Stenografische Niederschrift einer Besprechung im Luftfahrtministerium, Berlin 12. 11. 1938
5 VdN-Akte, a. a. O.
6 J. Goebbels, Tagebücher 1942/43, vom 2. 3. 1943
7 VdN-Akte, a. a. O.
8 Gernot Jochheim, »Protest in der Rosenstraße«, a.a.O.
9 Originaldokument in Besitz von Frau A. Regan, London

Danksagung

Die Autoren möchten an dieser Stelle all jenen Personen und Institutionen danken, die auf unterschiedliche Art und Weise dazu beigetragen haben, daß dieses Buch entstehen konnte.

1. Institutionen

Altenheim der Jüdischen Gemeinde Berlin-Weißensee
Bibliothek der Jüdischen Gemeinde Berlin
Bund-Verlag Köln
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München
Entschädigungsamt des Landes Berlin
Evangelisches Pfarramt Berlin-Johannisthal
Generalkonsulat des Staates Israel in Berlin
Informationszentrum des Senats von Berlin
Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin
Jüdische Gemeinde Berlin
Kulturbund e.V. Berlin, Geschäftsstelle Treptow
Landesarchiv Berlin, Kalkreuthstraße und Breite Straße
Leo Baeck Institute New York, USA
Standesamt Berlin-Treptow, Urkundenstelle
Stiftung Neue Synagoge, Berlin
Universität Rostock, Archiv
Wiener Library Limited, London, Großbritannien

2. Einzelpersonen

Ruth Boge, Berlin
Dr. Klaus Dettmer, Berlin
Dr. Marie-Elisabeth Fritze, Berlin
Dr. Anselm Glücksmann, Berlin
Rudi Hinte, Berlin
Pfarrer Eberhard Iskraut, Berlin
Günter Joel, Berlin
Mordechay Levy, Generalkonsul des Staates Israel, Berlin
Gerd Lüdersdorf, Berlin
Dr. Hans Raff, München
Brigitte Röper, Berlin
Kurt Schilde, Berlin
Erwin Schneider, Berlin
Hans Schwarz, Berlin
Wolfgang Sievers, Highett, Australien
Dr. Monika Sonke, Berlin
Elisabeth Wasserburger, Berlin
Gisela und Eberhard Wagner, Berlin

3. Interview- und Briefpartner

Gisela Alte, Berlin
Gerhard A., Berlin
Anna Arendt, Quilpue, Chile
Margot E. Braun, San Francisco, USA
Ruth Brunell, Glenwood, USA
Edith Burg, Santiago de Chile, Chile
Shlomo Drori, Haifa, Israel
Ernest Fedder, Solna, Schweden
Leonore Feldmann, Berlin
Martin Glass, Jerusalem, Israel
Helmut Kallmann, Nepean, Kanada
Elisabeth Kopp, Berlin
Irene Lange, Berlin
H. Walter Lewis, Rockford, USA
Joachim Marcuse, Hässlby, Schweden
Gerda Meyer, Essen
Eva Mills, Shropshire, Großbritannien
Wolfgang Neuthal, Tel Aviv, Israel
Esther Noter, Tel Aviv, Israel
Anne Regan, London, Großbritannien
Thomas Ronsfeld, Kiel
Kurt Eliyahu Salinger, Kfar Menachim, Israel
Mirjam Schadmon, Haifa, Israel
Eleonore Scheel, Berlin
Hertha Schiller, Berlin
Gabi und Ronald Stent, London, Großbritannien
Günter S. Stent, Maryland, USA
Paul Talalay, Baltimore, USA
Elsie Tait, London, Großbritannien
Sarah Thompson, Highett, Australien
Inge Unikower, Berlin

4. Finanzielle Unterstützung

Arbeitsamt IX, Berlin-Treptow
Bezirksverordnetenversammlung Berlin-Treptow
Berlin-Chemie AG
Kühlautomat Berlin GmbH

Fotonachweis

Leo Baeck Institute New York: *S. 82*

Alle übrigen Fotos stammen aus Privatbesitz



Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Ernst Riemann-Georgi, Berlin / Verantwortlich f. d. Anzeigenteil: Paul Gillmeister, Baumschulenweg
Druck u. Verlag Paul Gillmeister, B'weg, Baumschulenstr. 108, Tel.: 63 04 51 / D.-A. III. V.-J./38 : 1079 / z. Zt. gültig: Anzeigenpreisl. 3/38

Mit diesem Buch liegt erstmals eine Veröffentlichung aus dem Ostteil der Stadt über Spuren jüdischen Lebens in den Bezirken Berlins vor. Den Autoren ist es gelungen, in vergleichsweise kurzer Zeit eine Fülle von Fakten und Informationen zu einem Thema zu recherchieren, das in der DDR von der offiziellen Geschichtsschreibung weitgehend unberücksichtigt geblieben war.

Der Hauptteil des Buches ist den Versuchen gewidmet, die Lebenswege „typischer“ Treptower Juden und ihrer Familien zu rekonstruieren, ihren Alltag, die (scheinbare) Normalität ihres Lebens vor dem Beginn der Nazi-Diktatur. Grundlage dafür waren auch und vor allem Schilderungen von Zeitzeugen, die heute irgendwo in Deutschland, in Israel, den USA oder anderen Teilen der Welt leben. Berichtet wird über kleine und große Unternehmer, über Arbeiter und Angestellte, über Handwerker und Kaufleute, über Ärzte und über Kommunalpolitiker aus den unterschiedlichsten politischen Parteien und ihren Platz und ihre Rolle in und für Treptow.

ISBN 3-89468-065-2

EDITION HENTRICH